Allerhand So Lehr- als Geiſt-reiche Brief/ Schrifften und Reis-Beſchreibungen/

Welche von denen

MISSIONARIIS

der Geſellſchafft JEſu

Aus

Beyden Indien/

und andern

Über Meer gelegenen Ländern/

Seit Anno 1642. biß 1726. in EUROPA angelangt ſeynd.

Jetzt zum erſtenmal

Theils aus Handſchrifftlichen Urkunden/

theils aus denen Franzöſiſchen Lettres Edifiantes

verteutſcht und zuſammen getragen

Von

JOSEPHO STÖCKLEIN, gedachter Geſellſchafft JEſu Prieſter.

Sechſter Theil/

Von Anno 1711. biß 1715. und

von Numero 127. biß Num. 149.

Cum Privilegio Cæſareo & Superiorum Approbatione.

Augſpurg und Grätz/

Verlegts Philipp/ Martin/ und Johann Veith ſeel. Erben/ 1726.

PRIVILEGIUM
CÆSAREUM.

CUm ex Privilegio SACRÆ CÆSAREÆ, REGIÆQUE CATHOLICÆ MAJESTATIS Clementiſſimè conceſſo cautum ſit, nè quisquam Typographorum aut Bibliopolarum libros, à noſtræ Societatis Patribus editos, aut deinceps edendos, ſinè expreſſo eorumdem conſenſu intra Sacri Romani Imperij fines excudere vel alibi excuſos vendere ac diſtrahere audeat: Ego MAXIMILIANUS GALLER, Provinciæ Auſtriæ Societatis JESU Præpoſitus Provincialis DD. Philippo & Martino Veith, Fratribus Bibliopolis Auguſtanis hísce facultatem impertior, ut librum, cui titulus: Allerhand ſo Lehr- als Geiſt-reiche Brief / Schrifften und Reis-Beſchreibungen / welche von denen Patribus Miſſionariis der Geſellſchafft JESU &c. à P. JOSEPHO STÖCKLEIN ejusdem Societatis Sacerdote congeſtum liberè ſuo arbitratu excudere, divendere ac diſtrahere poſſint, ídque ad decennium. In cujus rei fidem has litteras Officii Sigillo munitas dedi Viennæ in Domo Profeſſorum die 30. Dec. An. 1724.

(L.S.) MAXIMILIANUS GALLER.

FACULTAS
REVERENDI PATRIS PROVINCIALIS.

EGo infrà ſcriptus per Provinciam Auſtriæ Societatis JESU Præpoſitus Provincialis, poteſtate mihi factâ ab Admodùm R. P. Noſtro MICHAELE ANGELO TAMBURINO Præpoſito Generali, facultatem concedo, ut liber, qui inſcribitur: Allerhand ſo Lehr- als Geiſt-reiche Brief / Schrifften und Reis-Beſchreibungen / welche von denen Miſſionariis der Geſellſchafft JESU &c. à P. JOSEPHO STÖCKLEIN, ejusdem Societatis Sacerdote congeſtus, & à Reviſoribus ejusdem Societatis lectus & approbatus, typis mandetur. In quorum fidem has litteras manu meâ ſubſcriptas & officij Sigillo munitas dedi Viennæ in Domo Profeſſorum, Anno 1724. die 30. Decembris.

(L. S.) MAXIMILIANUS GALLER.

PRO-

PROTESTATIO AUTORIS.

ICh Anfangs Benannter dieſes Buchs Verfaſſer bezeuge und bedinge hiemit/ daß ich all-dasjenige/ was in gegenwärtigem Werck von der Heiligkeit oder Blut-Zeugnus einiger Perſohnen/ wie nicht weniger von Wunderwercken/ Heiligthümern/ und andern dergleichen angeführt wird/ nicht anderſt/ als nach Vorſchrifft der Apoſtoliſchen hierüber ergangenen Verordnung Pabſts URBANI VIII. ſeeligſten Andenckens will verſtanden haben/ dergeſtalt/ daß ſolchen Erzehlungen kein Göttlicher/ ſondern nur ein menſchlicher Glaub beyzumeſſen iſt.

Vorrede
Des Sechſten Theils.

WAnn jemals die unermeſſene Weißheit GOttes mit uns ſchwachen Menſchen alſo geſpihlt hat/ daß wir in ſeinem allergröſten uns gebottenem Werck allen Heyden das Evangelium zu verkündigen / mit aller Bemühung ſolches Ziel nicht erreichen/ noch die Urſach ſeines Wider-willens begreiffen können : So geſchiehet es gewißlich mit denen 87. Inſuln Palaos , auf welche uns die ewige Vorſichtigkeit eines theils durch ſeltſame Begebenheiten gleichſam mit Fingern gedeutet/ einfolglich zu unſern MISSIONARIIS geſprochen: Sehet/ da ſeynd gantz Schnitt-fertige Felder! und dannoch aus geheimen Urſachen den vielfältigen Fleiß deren Philippiniſchen Jeſuitern auf gedachten Eilanden anzuländen bißher gehemmet/ zwey zu dieſem End zu unterſchiedlichen Zeiten von denenſelben ausgerüſtete Schiff ſamt Patre Serrano unter das Meer geſtürtzt/ die zwey Miſſionarios aber / ſo allda angeländet/ ohne Capell und Vorrath hülffloß gelaſſen hat. Ach / wie unergründlich ſeynd die Urtheil GOttes/ und wie unerforſchlich iſt ſein Sinn ? Der Leſer durchgehe hierüber Numerum 127.

Hingegen gibt es gewiſſe verzweiffelte Leut / welche nicht ſeelig zu werden/ ſondern ewig zu verderben zwar verlangen/ und dannoch von der unerſchöpfflichen Barmhertzigkeit / alſo zu ſagen / bey denen Haaren zuruck gehalten/ ja zu der Heerde deren Außerwählten gezogen werden: Gleichwie aus Num. 128. erhellet / da die allermildeſte Mutter

Mutter dern Göttlichen Gnaden ein Käyſerliche Siniſche Prinzeßin / welche ſich ſelbſt erhencken wolte / hievon abgeſchröckt und dieſelbe durch einen beſſern Tod in das unſterbliche Leben befürdert hat. Diſe Geſchicht / wie auch die Standhafftigkeit nebſt dem Eyfer dern Neubekehrten ſoll uns alt-Catholiſche Chriſten aufmuntern / die Ehr Gottes mit gleichem Fleiß auszubreiten und das Heyl aller Völckern embſig zu ſuchen; indem wir unter Numero 129. und anderwertig ſehen werden / daß ſo gar Sineſer und Soldaten (ohne Prieſter) ihres gleichen Hauffen-weiß zu dem wahren Liecht gebracht haben.

Ein dermaſſen inbrünſtiger Eyfer iſt wie ein Grundveſte jener unüberwindlichen Standhafftigkeit / welche die neu-getauffte Heyden zur Zeit ſo vielfältiger Verfolgungen von ſich haben ſpühren laſſen / derer ich in dieſem Sechſten Theil nicht weniger als Zehen beſchreibe / als Drey in *China* Numero 129. Num. 134. und Num. 136. Zwo in *Tunkin* Num. 130. und Num. 131. Eine (aber langwierige) in dem *Iroker*-Land Numer. 140. Eine in *Marava* Num. 143. Eine in *Carnate* Num. 146. Eine in *Tanſchabor* Num. 148. und Eine zu *ErZeron* Num. 149.

Damit aber der Leſer durch ſtäte Betrachtung ſolcher Trauer-Spielen ſich nicht zu ſehr beſtürtze / hab ich dieſelbe mit einigen fürwitzigen Briefen unterſpickt / damit ich ihn zugleich erbauete und ergötzte / worzu hauptſächlich dienen etwelche entweders neu-beſchriebene oder gar neu-entdeckte Länder / als Erſtlich die Inſeln *Palaos*, ſamt ihrer Land-Carten Num. 127. Zweytens das Eiland *Pung-hu*, und die ihres Nahmens würdige Inſel *Formoſa* Num. 138. Drittens die zwey von neuem gezierte Berg des Heil. Apoſtels Thomæ in Oſt-Indien / ſamt ſeinem Wunderthätigen Creutz und Brunn Num. 141. Vierdtens die Paraguariſche Wüſten Num. 147.

Was Künſten und Wiſſenſchafften betrifft / findet ſich allhier unter Numero 132. die umſtändiglich beſchriebene Kunſt den Porcellan zu machen: Wie auch ein nutzlicher Vortheil mit geringem Unkoſten eine Rings-Mauer / als wäre ſie aus lauter Quader-Stücken / aufzuführen: Ferner die Weiſe die Kindsblattern einzupfropffen N. 136. Vierdtens ein ſehr gelehrte Abhandlung von der Metempſychoſi, oder Uberwandlung Menſchlicher Seelen aus einem Leib in den andern Num. 144. Fünfftens ein über die maſſen kurtzweiliges / aber ungeſchriebenes Oſt-Indianiſches Corpus Juris, oder Rechts-Buch Num. 143. Ich melde nichts von denen neuen Land-Carten / welche auf des ſo klugen als gelehrten Kayſers *Camhi* Befehl über deſſen gantzes Reich / ſamt einer ausführlichen Beſchreibung aller Ländern von

9. Miſ-

9. Miſſionariis verfertiget werden. Seine Majeſtät ſeynd geſonnen durch eben dieſe Catholiſche Prieſter die Siniſche Jahr-Geſchichten aus denen Büchern / welche in der Cantzley einer jeden Stadt ligen / verfaſſen zu laſſen. Solche Stadt-Bücher werden durch die geheime Druckereyen von Zeit zu Zeit erneuert und vermehrt. Sie kommen nicht leichtlich jemand in die Händ / als denen Mandarinen / welche dieſelbe auf Ihro Majeſtät Befehl unſern Miſſionariis , da ſie unter dem Nahmen Käyſerlicher Geſandten alle Ort und End des Reichs um erwehnter Land-Carten willen durchwanderten / ſamt allen andern dergleichen Geheimnuſſen haben offenbahren müſſen.

Es iſt unſchwer zu erachten / was diſe denen Miſſionariis aufgetragene Ehr der Chriſtenheit in gantz China für ein Anſehen und Aufnahm erworben habe; Als nemlich die Diener Gottes mit ſolcher Gelegenheit alle Chriſten / zu welchen niemals kein Prieſter kommen ware / beſucht / getröſtet / geſtärckt / unterrichtet und verſehen: die Verfolgungen ab- und dern Seelſorgern Gewalt hergeſtellt: zerfallene oder durch die Heyden entzogene Kirchen wieder aufgerichtet / oder der Miſſion erſtattet / und zuweilen aus ihrer Erſpahrung neue Gottshäuſer erbauet haben. Welches gewißlich bey diſen verworrenen Zeiten / da der Zwitracht die Chriſten zertrennt und die Heyden ärgert / uns veranlaſſet GOTT für ein ſo wichtige Gnad Danck zu ſagen / und für des Kayſers Erhaltung zu beten.

Die Martyrer / Bekenner / Jungfrauen und Wittwen / welche laut dieſes Sechſten Theils mit dem Nachruhm der Heiligkeit verſchieden ſeynd / hab ich unten zu End des Numeri 149. ordentlich verzeichnet.

Zeiger über den Sechſten Theil.

Brief aus denen Neu-Philippiniſchen Inſuln Palaos.

Numerus 127.

Brief des Verfaſſers dieſes Wercks an den Leſer / von denen neu-entdeckten 87. Inſuln Palaos. 29. Wilde langen aus denenſelben auf denen Alt-Philippiniſchen Eilanden an / und verzeichnen eine Land-Charten mit kleinen Steinen. Dieſe Inſuln werden beſchrieben. Die Jeſuiter rüſten ein Schiff aus um allda das Evangelium zu predigen: allein ſolches gehet zu Grund. Pater Serrano kommt von Europâ nach Manilam zuruck / und bringt zuwege / daß Don Padilla Anno 1710. mit P. Duberon und P. Cortil dahin fährt; dieſe zwey ſteigen aus und werden alldort im Stich gelaſſen. Pater Serrano mietet ein Schiff / um ihnen Hülff zu leiſten; er ſcheitert aber und wird Anno 1711. nebſt einem andern Jeſuiter in dem Meer begraben.

Brief aus Chinâ und Tunkin.

Auszug Etwelcher Briefen aus Sina und Tunkin.

Numerus 128.

Brief Patris Bouvet S. J. geſchrieben zu Peking den 10. Julii 1710. Ein Kayſerliche Prinzeßin in Chinâ wird durch die Mutter GOttes / ſo ihr erſcheinet / errettet und endlich bekehrt.

Numerus 129.

Brief Patris Parennin Soc. JEſu zu Peking 1710. Ein Sineſer bekehrt 80. Perſonen / in der groſſen Schidmauer von Chinâ, aber ein Kriegsmann viel Soldaten / welche dernwegen verfolget werden.

Numerus 130.

Brief Patris le Royer von Tunkin 15. Dec. 1707. die Chriſten daſelbſt werden um des Glaubens willen in Geld geſtrafft und hart verfolget. Pater le Royer muß ſich loß-kauffen.

Dieſe 3. Brief Num. 128. 129. und 130. ſeynd in vorigen Theilen ausgelaſſen worden.

Numerus 131.

Brief P. le Royer Soc. J. geſchrieben in Tunkin Anno 1714. Neue Verfolgung allda. Bruder Pie-Xaverius S. J. wird ſamt 3. Catechiſten in den Kercker geworffen/ gebrügelt und mit Kolben um die Knie geſchlagen: zwey Biſchöff nebſt einem andern Prälaten geplündert und des Lands verwieſen. Die übrige Miſſionarii verbergen ſich. Liſt zwey Chriſtlicher Frauen.

Numerus 132.

Brief Patris d'Entrecolles Soc. JEſu zu Schao tſcheu den 1. Septembr. 1712. die Kunſt Porzellan-Geſchirr zu machen wird ausführlich beſchrieben: wie auch die Siniſche Rings-Mauer. Spuhr das gefärbte Glas wieder zu erfinden.

Numerus 133.

Brief P. Franchi Soc. JEſu Zinanfu 30. Octobr. 1712. Patris Fridelli Reis nach Europa wird eingeſtellt. Verfolgung in Tunkin.

Numerus 134.

Brief P. Franchi S. J. an R. P. Studena S. J. zu Zinanfu 31. Oct. 1714. Verfolgung dern Chriſten in der Landſchafft Schantung. Neue Capell zu Zinanfu. Er taufft 2500. Heyden.

Numerus 135.

Brief P. Parennin Societ. JEſu zu Peking den 27. Martii 1715. Reis des Siniſchen Käyſers nach der Tartarey. Bruder Rhodes Soc. J. heilet ihn und ſtirbt ſelig. Deſſen Nachruhm. Neue Chriſtenheit unter der Siniſchen Reichsmauer nimmt zu.

Numerus 136.

Brief P. d'Entrecolles S. J. an P. de Broiſſia S. J. zu Schao-tſcheu 10. Maji 1715. von der Miſſion zu Kim-te-tſchim. Seltſame Bekehrungen/ Eyfer/ Noth und Stärcke dern Chriſten. Leut-Handel. Examen dern Gelehrten. Kunſt die Kinder-Blattern einzupfropffen. Aberglauben dern Foïſten, welche ihre Ablaß-Briefe/ Bußwerck und Roſenkräntz haben. Chriſten werden verleumdet. Reichsachter Fan will den Glauben aus gantz Sina vertilgen: aber der Obriſt-Sitten-Rath/ die geheime Stelle und der Käyſer machen ihn zu Schanden.

Numerus 137.

Brief V. P. Joa. Baptiſta Meſſari S. J. an P. Fait S. J. zu Lientſcheu den 19. Junii 1715. Ein Fiumeſer wird zu Macao zu einem reichen Kauffmann. P. Meſſarius reiſet von dannen nach Tunkin, und hält zu Lientſcheu ſtill; ſeltſame Gebräuche dieſer Stadt.

Numerus 138.

Brief P. de Mailla S. J. an P. de Colonia S. J. zu Kieu-kian-fu in Kiamſi 1715. in Auguſto. Käyſer Cambi läßt durch 8. Jeſuiter und einen Auguſtiner ſein gantzes Reich mit Land-Charten und Anmerckungen beſchreiben. Von dem Seeland Pung-hu und der Inſul Formoſa, welche letztere in 2. Theil entſchieden und von 2. unterſchiedlichen Völckern bewohnt wird/ Sineſern und Barbarn/ dern letztern Sitten. Beſchaffenheit dieſes Eilands. Gold- und Silber-Adern. Die Haupt-Stadt wird vor Augen geſtellt. Die Inſul wird erſtlich von einem Sineſer/ nachmals von Japoneſern/ demnach von Holländern/ hierauf von eigenen Königen/ letztlich von dem Käyſer in China beherrſchet. Seltſame Begebenheiten.

Brief aus Nord-America.

Numerus 139.

Brief P. Cholenec S. J. an P. le Planc. S. J. geſchrieben in Iroker-Land den 27. Aug. 1715. Leben und Wunderwerck der gottſeligen Jüngfrau Catharina Te-Gah-kuita, einer gebohrnen Irokin.

Numerus 140.

Brief P. Cholenec Soc. JEſu an R. P. du Halde Soc. JEſu. Fünff neue Blut-Zeugen werden um Chriſti willen von denen Iroken erbärmlich gemartert.

Brief

Brief
aus Mogor, Oſt-Indien und Bengala.

Numerus 141.

Brief R. P. Tachard Soc. JEſu geſchrieben in Bengala den 18. Jan. 1711. Seminarium und Schul Soc. J. zu Pondiſchery. Reis P. Tachard von hinnen nach Bengala. Die Stadt Madras und Sanct-Thomas ſamt deſſen 2. HH. Bergen werden beſchrieben: Wunderwerck allda mit ſeinem Brunn und Creutz. Von denen Chriſten Sancti Thomæ. Von denen Städten Ganſcham, Barampus und Schagrenat. Wallfahrten nach dieſem letzten Ort und deſſen Abgott.

Numerus 142.

Brief P. de Bourzes S. J. geſchrieben in Madura den 21. Sept. 1713. Armuth dern Madureſern: ihr Geitz und Gewinnſucht. Unterſchied dern Caſten. Europæer verachtet. Regiments-Form in Madura. Geſchäfft ihrer Weibern. Schlechte Nahrung. Erden-Gewächs/ Bäum und Früchten: Kleider und Gemeinſchafft.

Numerus 143.

Brief R. P. Martin S. J. an P. Villette S. J. zu Varugapati in Madurâ den 10. Decemb. 1710. Waſſer-Güß und Hungers-Noth in Marava. Reis-Gewächs/ Waſſer-Teich und Wucher dern Indianern. Schwere Kranckheit und neue Kirch Patris Martin. Ankunfft des Biſchoffs von S. Thomas in Madurâ. Der alte Fürſt von Marava ſtirbt/ deſſen Leich wird ſamt ſeinen 40. lebendigen Weibern verbrennt. Der neue Fürſt verfolgt die Chriſten. Pater Martin wird in den Kercker geworffen: ſeine Catechiſten gegeiſſelt und gefoltert: die neue Kirch aber zerſtöhrt und er ſelbſt des Landes verwieſen. Er wird von des Fürſten Bruder gnädig empfangen/ und bauet in deſſen Gebiet ein neue Kirch. Straff dern Verfolgern und Segen dern Beſchützern.

Numerus 144.

Brief R. P. Bouchet S. J. an Mr. Huet Biſchoff zu Abrintz. Der Irrthum von der Metempſychoſi oder dem Seelen-Wandel iſt in Indien/ und die gantze Welt ausgebreitet worden. Solcher wird allhier gründlich beſchrieben.

Numerus 145.

Brief R. P. Bouchet an Mr. Cochet von Saint-Vallier: geſchrieben zu Pondiſchery 2. Octob. 1714. Neue Kirchen in Carnate erbauet und wieder zerſtöhret. Ven. Patres Mauduit und Courbeville um des Glaubens willen mit Gifft getödtet. Von denen Indiſchen Rechten/ Richtern/ Zeugen/ Gerichts-Händeln/ Bürgen/ Schuldnern/ Gerichts-Ordnungen/ Proben. Sieben ſeltſame Grund-Regel Indiſcher Gerechtigkeit.

Numerus 146.

Brief P. le Gac S. J. an P. Joſeph le Gac ſeinen Bruder S. J. zu Schinnaballabaram den 1. Dec. 1714. Die Dafferis (ein Abgöttiſche Sect) verfolgen/ plündern/ ſchlagen/ verweiſen und plagen die Chriſten von Devandapalle etliche mal nach einander/ ohne ſich an des Mogols und Land-Fürſtens Schutz zu kehren. Standhafftigkeit dern Chriſten. Lob des Herrn von Saint-Hilaire. Kriegs-Heer des Mogols und dern von Maiſſur. Verwüſtete Kirchen von neuem erbauet. Peſtilentz.

Numerus 147.

Brief R. P. Bouchet S. J. an R. P. du Halde S. J. Reis-Beſchreibung des Cappuciners R. P. Florentini Burgenſis von Anno 1714. welcher aus Franckreich über Buenos Ayres, Paragnariam, Neu-Cordubam, Chili, Lima: ſo dann über die Marianiſchen und Philippiniſchen Inſuln/ über Malaccam und Trancambar nach Pondiſchery gereiſet iſt. Was ihm unter Weegs/ allwo er alles fleiſſig verzeichnet/ begegnet? ſeine Irrwege und Gefahren. Lob dern Paraguariſchen Miſſionen Societatis JEſu.

Zeiger über den Sechſten Theil.

Numerus 148.

Brief P. de Bourzes Soc. J. in Madurâ 5. Febr. 1715. Der König von Tanſchahor ſtihlet Chriſtlichen Eltern 80. bis 90. Kinder/ und läßt ſie in ſeinem Pallaſt erziehen. Aber GOTT bewahrt dieſelbe bey dem wahren Glauben/ und ſie bekehren mit der Zeit viel Hof-Leut.

Brief aus Türckey.

Numerus 149.

Auszug der Reis-Beſchreibung des Mr. Lucas; auf was Weiſe die Frantzöſiſche Jeſuiter aus der Stadt Erzerum in Gros-Armenien durch die Schiſmaticos ſeyen vertrieben worden?

Es hat folglich dieſer ſechſte Theil 23. Brief/ welche mit denen vorigen 173. ſich bis auf 196. belauffen. Die meiſten ſeynd ungewöhnlich Lehr-reich und mit ſchönen Geſchichten angefüllet/ gleichwie aus dem erſten/ ſo jetzt folgt/ erhellen wird.

Deren

Deren PP. Miſſionariorum Soc. JESU

In beyden Indien und andern fremden Ländern/ Allerhand ſo Lehr- als Geiſtreicher Briefen/ Schrifften und Reiſe-Beſchreibungen/

Sechſter Theil.

Von An. 1711. bis 1715. und von Num. 127. bis Num. 149.

Brief Aus denen Neu-Philippiniſchen Inſuln Palaos.

Numerus 127.

Brief Des Verfaſſers an den Leſer von denen neu-entdeckten Inſuln Palaos.

Innhalt:

Neun und zwantzig wilde Leute werden von denen vorhin unbekannten Inſuln Paï oder Palaos von dem Sturmwind auf die Philippiniſchen Eilanden getrieben. Die 87. Inſuln Palaos werden auf einer Land-Charten entworffen. Pater Serrano kommt mit Päbſtlichen, auch Königlich- Frantzöſich- und Spaniſchen Briefen, ſo beſagte Eiland betreffen, aus Europa nach Manilam zuruck. Die Jeſuiter dieſes Orts rüſten ein Schiff aus, ſolche Inſuln zu entdecken: aber es gehet zu Grund. Don Padilla Spaniſcher Schutt bey der Nacht fahrt auch dahin und ſetzt Anno 1710. zwey Jeſuiter-Prieſter allda an das Land, nemlich P. Duberon und P. Cortil, und muß ſie daſelbſt ſitzen laſſen. P. Andreas Serrano mietet ein Schiff, um dieſelbe zu erlöſen oder zu unterſtützen, allein er leidet ſamt einem andern Jeſuiter Schiffbruch und ertrinckt in dem Meer.

Geehrteſter Leſer!

P. C.

Unter denen vorhin von mir verteutſchten Briefſchafften befindet ſich auch im II. Theil Numero 37. das erſtere Sendſchreiben R. P. Pauli Klain der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii aus der Böhmiſchen Provintz/ welches er von Manila als deren Alt-Philippiniſchen Eilanden-Haupt-Stadt den 10. Junii 1697. an geſamter Societät General-Vorſtehern R. P. Thyrſum Gonſalez nach Rom abgefertiget und demſelben (mithin auch uns Europäern) der allererſte die Zeitung hinterbracht hat/ wie daß kurtz vorher auf einer deren Alt-Philippiniſchen Inſuln Nahmens Samal in dem Dorff Guivam neun und zwantzig wilde Leute unterſchiedlichen Alters von beyderley Geſchlecht auf zwey Schiffen angelanget ſeyn/ welche ein Sturmwind/ da ſie von einer ihrer uns vorhin unbekannten Inſuln auf die andere fahren wolten/ plötzlich gehoben/ in das hohe Meer hinaus geworffen und nach einer ſo langwierigen als gefährlichen Schiffahrt wider ihren Willen von Oſten gegen Weſten über drey hundert teutſche Meil Weeges weit nemlich von denen Inſuln Paï oder Palaos bis an beſagte Spitze Guivam getrieben habe; ohne daß ich damals dem neugierigen Leſer einen mehrern Bericht von gemeldeter Eilanden Lager und Zahl hätte ertheilen können.

Geſtaltſam aber mittler weile mir hievon unterſchiedliche Nachrichten von guter Hand ſeynd mitgetheilt worden/ abſonderlich aber ein gedruckter Brief R. P. Caroli Gobien è Soc. JEſu (wel-

(welcher zu Anfang des ſechſten Theils ſeiner auferbaulichen Brieſen nebſt einer artigen Land-Charten zu ſehen iſt) wie auch andere vortreffliche Urkunden/ nemlich ein Breve Pabſts Clementis des Eilfften an Ludwig den Vierzehenden König in Franckreich mit einem andern dergleichen Brevi an deſſen Enckel Philipp den Fünfften/ König in Spanien/ beyde unter dem erſten Mertzen 1705. Item ein Hand-Brieflein/ welches der erſtere dieſer zwey hohen Potentaten an den andern den 10. Junii 1705. geſchrieben; ferners noch zwey andere Päbſtliche Send-Schreiben/ das eine an den Ertz-Biſchoff von Mexico, das andere an den Ertz-Biſchoff von Manila ebenfalls den 1. Martii 1705. unterzeichnet: wie nicht weniger ein Brief des hochwürdigſten Herrn Cardinals Paulucii an R. P. Andream Serrano der Geſellſchafft JEſu Prieſtern und der Philippiniſchen Provintz nach Rom geſandten Procuratorem, welcher alle obgenannte Päbſtliche und Königliche Recommendations-Schreiben zum beſten deren Inſuln Palaos ausgewürcket hatte. Worzu noch kommt die vor dem eilfften Theil obgemeldeter auferbaulicher Brieſen befindliche Zuſchrifft R. P. Joannis Bapt. du Halde von dem Jahr 1714. ſamt einer zweyten Land-Charten und Reiſe-Beſchreibung über die Schiffarth des Spaniſchen Schutt bey der Nacht Herrns Frantz von Padilla, wie er nemlich den 14. Novembr. 1710. auf offterwehnte Inſuln Palaos einen Verſuch gethan habe.

Alle dieſe ſo weitläufftige Briefe und Nachrichten hab ich dem geneigten Leſer zu Lieb allhier gantz kurtz zuſammen gezogen: aus beyden obgemeldeten Charten nur eine gemacht/ auf ſolcher aber die Weite die Entlegenheit und den Umfang aller und jeder Inſuln Palaos abgemeſſen/ auch dererſelben Gräntzen zu verzeichnen nicht unterlaſſen. Derjenige Theil auf dieſer See- und Land-Charten/ welcher die Reiſe des Herrn von Padilla vorſtellet/ hat ſeine zuverläſſige Richtigkeit/ weil er ſolchen ſelbſt mit ſeinem Piloten auf das genaueſte geriſſen und dem Hof zu Madrit überſchickt hat; verſtehe von der Alt-Philippiniſchen Inſul Samal an bis auf die ſechs erſtere Inſuln Palaos, die da ſeynd Poulo, Meriere, Sonſorol, Falivelap, Sarol und Panlog. Die übrige ein und achtzig Inſuln ſeynd auf eine gantz neue Art/ wie ich jetzt kürtzlich erzehlen will/ aufgezeichnet worden.

Nachdem die 29. Palaoſer zu Guivam angelanget waren/ hat man diejenigen aus ihrem Mittel/ ſo andern an Erfahrnuß und Verſtand vorgiengen/ abſonderlich des Königs von Lamurec Eydam/ der aus der Zahl einer ware/ zu einer groſſen Taffel/ bey welcher eine Menge flacher Kiſſel-Steinen lage/ hingeführt und gebeten/ ſolche auf dieſem weiten Tiſch auf eben die Weiſe und in ſolcher Ordnung zu ſetzen/ wie die ſieben und achtzig Inſuln Palaos liegen/ dergeſtalt/ daß ein gröſſerer Kies ein gröſſeres/ ein kleinerer hingegen ein kleineres Eiland bedeutete. Der Miſſionarius fragte ſie fleißigſt/ wie eine jede Inſul mit Nahmen heiſſe? wie weit ſie in ihrem Umfang/ und wie weit eine von der andern entfernet ſeye? Alles/ was ſie einträchtig ausgeſagt/ ſchriebe er hurtig auf/ und riſſe hierüber zwar eine in ſo weit ausbündige Land-Taffel/ als dieſer armen Barbarn Bekantnuß ſich erſtreckte: allein/ gleichwie man aus ſolcher Erforſchung die wahre Welt-Gegend/ das iſt die gradus latitudinis oder longitudinis dieſer Eilanden nicht errathen kunte/ als hab ich dieſelbe theils aus der Reiſe-Tafel des Don Padillæ, theils aus andern Kundſchafften abgenommen und jenen Fehler verbeſſert/ Krafft weſſen die zwey äuſſerſte gegen Norden gelegene Inſuln Fago und Old unter dem 16. Grad der Nordbreite gezeichnet waren; da doch dieſelbe den zwölfften Grad kaum erreichen; allermaſſen ſie ſonſt von denen Spaniſchen Schiffen/ welche von denen Alt-Philippiniſchen Inſuln öffters auf die Marianiſche Eilande/ verſtehe von Manila nach Guaham oder Igvan, mithin unter dem vierzehenden Grad Nordbreite von Weſten ſchnur grad gegen Oſten reiſen/ nothwendiger Weiſe ſchon längſt würden ſeyn entdeckt worden/ wann nemlich die Inſuln Palaos ſich ſo weit gegen Norden erſtrecken und mitten zwiſchen beyden dieſen Archipelagis oder See-Ländern liegen ſolten; weil ſie aber vorhin jederzeit unbekannt geblieben ſeynd/ folget handgreifflich/ daß ſie ſich weiters gegen Mittag hinab ziehen/ mithin gegen Norden die Marianiſchen und gegen Abend die Alt-Philippiniſchen Inſuln/ gegen Mittag Neu-Guineam ſamt dem Land Papous, und gegen Aufgang den groſſen Indianiſchen Oceanum haben. Ihre Länge von Weſten gegen Oſten begreifft gegen 19. Grad oder 285. teutſche Meilen/ ihre Breite hingegen von Suden/ gegen Norden ſchier funffzehen Grad oder 225. Geometriſche Meilen; der gantze Umfang aber beyläuffig 770. dergleichen Meilen.

Offtgedachte 29. Palaoſer wolten von der Inſul Amorſot nach dem Eiland Paiz, deren erſteres mit C. das andere mit B. gezeichnet iſt/ ſchiffarten; nachdem ſie aber durch göttliche Verhängnuß nach Guivam waren getrieben worden/ traffen ſie allda zwey Weiber an/ welche ehedeſſen gleicher Geſtalt durch einen ungeſtümmen Wind von dem See-Land Palaos dahin waren befördert worden/ und weil dieſe beyderſeits Sprachen verſtunden/ als Dollmetſchinnen zwiſchen den Spaniern und denen neu-angekommenen Palaoſern gedient haben/ welche letztere ſich durchgehends fromm/ luſtig/ leutſelig und ehrbar aufführten/ auch unter andern ausſagten/ daß in ihrem Land der Krieg und die Blutſtürtzung keinen Platz haben/ ja/ daß man von dem Todtſchlag nichts wiſſe/ ſondern den alldort üblichen Landſpruch/ **kein Menſch bringt den andern um/** heilig beobachte. Sie ſeynd ſtarck von Gliedern und wohlgeſtaltet. Auf einer ihrer Inſuln wohnen lauter Amazones oder Heldinnen. Ein König herrſchet über alle dieſe 87. Eilande und hat ſeinen Hof-Sitz auf der mit D. gezeichneten Inſul Falu oder Lamurec.

Etliche Jahr vor Ankunfft deren 29. Palaoſern hatte das Ungewitter den Bruder dieſes Königes ebenfalls auf die Küſten des Orts Carragan auf der groſſen

groſſen Inſul Mindanao getrieben/ welchen die Spaniſchen Patres Auguſtiner/ ſo allda eine ſchöne Miſſion haben/ höflich empfangen/ in dem Glauben unterrichtet und getaufft haben. Weil der König nun nicht wuſte/ wo ſein liebſter Bruder hingekommen wåre/ rüſtete er eine Flotte aus von hundert kleinen Schiffen/ welche er ausſchickte denſelben aller Orten aufzuſuchen. Eines aus dieſem ward von einem Sturmwind nach Carragan an das Land geſtoſſen: allwo die Schiff-Leute ausgeſtiegen/ und ihres Königes Bruder kniefällig gebetten haben mit ihnen zuruck zu kehren. Welchen er aber geantwortet/ er håtte das Evangeliſche Geſatz ſamt der H. Tauffe angenommen/ folgends veſt geſchloſſen unter denen Chriſt-glåubigen/ wo er ſich dermal befände/ zu leben und zu ſterben/ damit er nicht etwan an dem Hof ſeines Bruders verkehrt wurde.

Alles dieſes hat die Jeſuiter/ ſo auf denen Alt-Philippiniſchen Inſuln ſich auffhalten/ bewogen vor etlichen Jahren ein Schiff auszurüſten und auf demſelben nach dieſen Eilanden etliche Miſſionarios aus ihrer Geſellſchafft zu ſchicken/ welche denen Heyden allda das Evangelium predigen ſolten. Allein/ als dieſer Fahrzeug wohl betackelt/ und mit allem reichlich war verſehen worden/ ward er von einem hefftigen Wetter zerſchmettert/ mithin ſamt allem Vorrath und Hoffnung in den Abgrund begraben.

Dieſer Streich ſchmertzte nicht allein unſere Patres, ſondern auch die Gutthåter/ welche das ihrige zu einem ſo heiligen Vorhaben beygetragen hatten/ dergeſtalt/ daß von ihnen nichts mehr zu hoffen war. Dernwegen nahmen ihnen die unſerige vor in Europa die zu dieſem gottſeligen Werck erforderliche Mittel zu ſammlen/ und ſchickten zu ſolchem Ende zwey unſerer Societåt Prieſter dahin/ welche an dem Påbſtlichen und Madritiſchen Hof dieſe Sach fürderſamlich treiben ſolten.

Der eine aus dieſen ware Pater Andreas Serrano, welcher zu Anfang des Jahrs 1705. Ihro Påbſtlichen Heiligkeit Clementi dem Eilfften die Land-Charten dern neuen Inſuln/ nebſt einem Brief von dem Ertz-Biſchoff zu Manila überantwortet hat/ mit beygefügter Bitte/ Ihro Heiligkeit mögten das ihrige zu Bekehrung dieſer Völckern beytragen/ damit allda je ehender je beſſer eine Miſſion aufgerichtet würde. Der ohne dem von Göttlichem Eyfer entzündete Pabſt/ damit er ſeines höchſten Orts nichts/ ſo dahin gedeyen könte/ unterlieſſe/ ertheilte dem Patri Serrano die vier oben bedeutete Brevia oder Brieflein zu Anfang des Mertzens 1705.

Niemand war froher/ als jetztgenannter Pater Serrano wegen ſo gutem Ausſchlag ſeines bey dem Apoſtoliſchen Stul glücklich geendigten Geſchåffts; Er reiſete voller Freuden nach Paris, von hinnen aber nach Verſailles, allwo er von dem allerchriſtlichſten König Ludwig dem Vierzehenden bald vorgelaſſen und überaus gnädig iſt angehöret worden. Dieſer Monarch empfienge das Påbſtliche Breve mit kindlicher Ehrerbietigkeit; beſahe mit ungemeinem Luſt die neue Land-Charten von Palaos; forſchete von dieſen neu-erkannten Inſuln verſchiedene Umſtånde aus; unterhielte ſich mit Patre Serrano eine geſchlagene Stunde/ und ertheilte ihm ohne Anſtand den gebetenen Recommendations-Brief an ſeinen Enckel/ Philipp den Fünfften König in Spanien; zu welchem ſich beſagter Miſſionarius demnach verfüget/ und Ihro Catholiſchen Majeſtåt das Breve von Rom ſamt dem Schreiben von Verſailles und der neuen Land-Taffel zugeſtellet/ anebſt die Stifftung einer Miſſion in dem See-Land Palaos mit der hiezu erforderten koſtbaren Uberfuhr wie begehrt/ alſo auch nach Wunſch ausgewürckt hat.

Als er hierauf nach denen Alt-Philippiniſchen Inſuln mit Påbſtlichem und Königlichem Befehl zuruck gekehrt/ ward auf des Spaniſchen Statthalters zu Manila Verordnung das Schiff der H. Dreyfaltigkeit ausgerüſtet und mit ſechs- und achtzig Mann unter dem Obriſt-Wachtmeiſter zu See oder **Schutt bey der Nacht** Herrn Frantz von Padilla beſetzt/ welcher drey Jeſuiter/ nemlich Patrem Duberon, Patrem Cortil und den Bruder Stephan Baudin, ſo den Chriſtlichen Glauben in Palaos die erſten verkünden ſolten/ mit ſich genommen hat.

Er gienge von denen Alt-Philippiniſchen Inſuln unter Segel/ und befande ſich den 14. Novembris 1710. unter dem dreyzehenden Grad/ neunten Minuten der **Nordbreite**/ und dem einhundert vier- und viertzigſten Staffel zwey und zwantzigſten Minuten der **Welt-Långe** oberhalb der Inſul Samal.

Sie ſchifften alſo 15. Tage nach einander immer fort gegen Sud-Oſten und erblickten endlich den 30. Novembris gegen **Nord-Oſten zu Nord** veſtes Land/ ſo etwan noch drey Stunden von ihnen abgelegen war. Als ſie nåher hinzu gekommen/ nahmen ſie wahr/ daß allda zwey Inſuln unweit von einander ſtehen/ welchen Pater Duberon den Nahmen von dem H. Apoſtel Andrea, deſſen Feſt man denſelben Tag feyerete/ gegeben hat.

Ein Schiff von dieſen Eilanden rennete gegen ſie hinzu und rieffe überlaut: Mapia! Mapia! **gut Freund/ gut Freund!** Ein Palaoſer Nahmens Möac, der ſich zu Manila hatte tauffen laſſen/ und den ſie als Dollmetſchen mitgenommen hatten/ redete dieſe Barbarn an. So bald ſie ſeine Stimme gehört hatten/ ſtiegen ſie auf den Bord des Spaniſchen Schiffs und ſagten aus/ daß dieſe zwo Inſuln Sonſorol heiſſen und zu dem See-Reich Palaos gehören: Sie bezeugten groſſe Freude ſolche fremde Gåſte bey ſich zu ſehen/ indem ſie ihnen die Hånde geküſſt und ſie umhalſet haben. Sie ſeynd ſtarck und wohlgeſtaltet; gehen gantz nackend/ auſſer eines Stucks Matzen/ mit welchem ſie den untern Bauch bedecken: ihre Haar ſeynd faſt kraus/ die Bårte aber ſehr dünn. Wider den Regen tragen ſie auf ihren Schultern einen kleinen Mantel von Patat-Faden gewoben/ auf dem Kopff aber einen gewiſſen Hut von Matzen/ welcher rings herum mit grad aufgerichteten Vögel-Federn beſteckt iſt. Ihnen kam ſeltſam

vor/ daß die Europäer Taback rauchen/ und zeigeten eine ungemeine Begierde zu allem Eiſen/ welches ſie mit geitzigen Augen anſahen/ und ſolches ohne Unterlaß von denen Spaniern begehrten.

Nachmittag fuhren abermal zwey Nachen zu der Europäiſchen Fregatte, jeder mit 8. Mann beſetzt/ welche alſo gleich das Spaniſche Schiff beſtiegen/ die Europäer mit einem Geſang ergötzt/ die Stimme aber auszugleichen auf ihre Hufft-Beine mit Händen geſchlagen haben. Sie maſſen das Schiff ab in dem Wahn/ als wäre es aus einem eintzigen Klotz verfertiget: andere hingegen zählten die Leute ab/ ſo ſich auf demſelben befanden. Sie hatten etliche Coccos, einige Fiſche und Kräuter mit ſich gebracht und die Fremden damit beſchenckt. Die Inſuln ſeynd rings herum bis an das Geſtade des Meers mit Bäumen geziert. Ihre Schiffe ſeynd nicht übel gebaut/ und mit lateiniſchen/ das iſt/ mit ſolchen Segeln/ die denen Haſen-Ohren gleich ſehen/ überſpannt. Die eine Seite ihrer Kahnen iſt mit einem Gegen-Gewicht behenckt/ damit ſie nicht mögen überſtürtzt werden. Als man ſie fragte/ wozugegen Panlog (die gröſte ihrer Inſuln) liege? deuteten ſie gegen Nord-Nord-Oſt/ mit dem Beyfügen/ daß gegen Mittag ebenfals zwey Eilande wären; das eine gegen Sud zu Weſt/ das andere gegen Sud zu Oſt mit Nahmen Meriere und Poulo.

Herr von Padilla ſchickte ſeinen Ober-Steuermann mit der Schaluppen gegen die Inſul Sonſorol um einen bequemen Grund für den Ancker-wurff zu ſuchen. Da dieſer nur noch eine Viertelſtunde von dem Lande ware/ henckten ſich zwey mit Inſulanern angefüllte Fahrzeuge an beſagte Schaluppe an; ein Indianer/ als er einen Sabel darauf erblicket hatte/ nahme denſelben zu ſich/ ſprang damit in das Waſſer/ und ſchwumme damit an das Geſtad. Ubrigens hat ſo wohl dieſer Steuermann/ als der andere/ welchen gedachter Don Padilla Nachmittag um drey Uhr abermal mit der Schaluppe geſandt hat/ aller Orten keinen andern Grund/ dann harte tieff-unter dem Meer liegende Felſen/ folglich keinen tauglichen Boden/ wo der Ancker anbeiſſen könte/ angetroffen.

Mittler weile hielte ſich das Spaniſche Schiff mit dem Segel wider den Meerſchwall/ welcher hefftig gegen Sud-Oſt lieffe/ und bald hernach/ als der Wind ſich geleget hatte/ daſſelbige auf das hohe Meer hinaus fort triebe. Die Inſulaner ſolches merckend/ machten ſich auf ihre Schiffe/ und fuhren wieder davon. Die Miſſionarii wolten einen aus dieſen Barbarn bereden bey uns zu verbleiben/ wozu er aber auf keine Weiſe zu bewegen war: ſie hatten ihn eine Zeitlang in dem Glauben unterrichtet/ und bereits ſo weit gebracht/ daß er die ſüſſen Nahmen **JEſus** und **Maria** mit gröſter Andacht ausgeſprochen. Sie haben von ihm auch vernommen/ daß die Inſul in ihrem Umfang dritthalb Stund weit und etwan von achthundert Seelen bewohnt ſeye/ welche ſich mit Coccos, Fiſchen und Kräutern ernähreten. Don Padilla maſſe auff Mittag die Sonnen-Höhe und befande/ daß er ſich unter dem fünfften Grad und ſechszehen Minuten Nordbreite auffhalte. Der Schwall warff ſie mit ſolchem Gewalt gegen Sud-Oſten/ daß ſie vor dem vierten Decembris Vormittag um 6. Uhr die Inſul nicht mehr ſehen kunten/ an welchem ſie bey der Mundung zweyer Eilanden ſtunden. Die Schaluppe ſondierte allda mit dem Senckel den Grund/ fande aber/ wie vorhin tieffes Waſſer/ unter demſelben aber harte Felſen/ dergeſtalt/ daß man nirgend könte Ancker werffen. Den 5. Decembris frühe um 7. Uhr ergriffe die Patres Duberon und Cortil eine Luſt an das Land zu fahren und auf demſelben ein Creutz aufzurichten; welches Herr von Padilla ſamt ſeinem Lieutenant gar nicht wolte gut heiſſen/ aus Sorg/ ſie mögten von denen Inſulanern/ derer Sinn man nicht wuſte/ übel empfangen/ oder/ wann dieſes auch nicht wäre/ in die äuſſerſte Angſt und Noth geſetzt werden/ falls der Wind oder der Schwall das Schiff gähling heben/ und in das hohe Meer hinaus ſtoſſen/ noch fürhin demſelben die Miſſionarios wieder abzuholen geſtatten ſolte. Allein ihr Eyfer war ſo entzündet/ daß ſie von ihrem Vorhaben nicht wolten abſtehen; ſie lieſſen mithin den Bruder Baudin auf dem Schiff zuruck; beſtiegen ſamt dem Gegen-Schiffmeiſter und Fändrich die Schaluppe; nahmen auch mit ſich den Palaos nebſt ſeinem Weib und Kindern/ und ſetzten alſo an das Land.

Indeſſen erhielte ſich das Schiff auf ſeiner Stelle wider den Gewalt der Flut und Ebbe mit denen bloſſen Segeln. Aber gegen Abend/ als beyde Patres ſamt ihren Gefährten/ vermög Befehls ſich mit der Schaluppe wieder hätten ſollen einſtellen/ entſtunde vor ihrer Wiederkunfft ein gewaltiger Wind/ ſo das Schiff in das hohe Meer hinaus geworffen hat; die gantze folgende Nacht hindurch brenneten zwo groſſe Laternen/ die eine zwar auf dem Bugs-Brett/ die andere aber auf dem Beſan-Maſt/ damit die zwey Jeſuiter von der Inſul erſehen mögten/ wo das Schiff anzutreffen ſey. Nächtlicher Weile fielen ſolches etliche Windſtöſſe an/ bald von Nord-Oſten/ bald von Oſten/ bald auch von Sud-Oſten; womit geſchahe/ daß daſſelbige bey anbrechendem Tag die gröſſere Inſul acht Stunden weit gegen **Norden-zu-Weſten** abliegen ſahe.

Man bemühete ſich von der Zeit an über Kopff und Hals bis den 9. Decembris das Land zu gewinnen/ aber gantz vergebens; dann je mehr die Schiff-Leute ſolches erzwingen wolten/ deſto weiter wurden ſie auf die Höhe hinaus geſchoben. An demſelbigen Tag ſtunde man unter dem fünfften Grad acht- und zwantzigſten Minuten der Nordbreite. Don Padilla hielte Rath/ was in dieſen Umſtänden vorzunehmen wäre? Alle hielten für das beſte/ man ſolte nach der über funffzig Meil von dannen entferneten Haupt-Inſul Panlog fortſchiffen; welche man den 11. Decembris um 9. Uhr Vormittag glaubte entdeckt zu haben/ als in der That ſelbſt nicht Panlog, ſondern das Eiland Falivelap denen Schiff-Leuten zu Geſicht gekommen ware; an welchem Tag der Ober-

Steuermann die Mittag-Sonne in den Quadranten gefaſſet und vermerckt hat/ daß man unter dem ſiebenden Grad und der vierzehenden Minuten der Nordbreite ſtehe. Nachmittag um 4. Uhr ruckten von der Inſul (von welcher man nur eine Stunde entfernet ware) ſechs Schiffe herzu / und hielten eine halbe Tau weit von der Fregatte ſtill. Etliche Inſulaner ſprangen aus ihren Fahrzeugen in das Meer/ und ſchwammen an das Spaniſche Schiff/ in dem Abſehen alles zu ſtehlen/ was ſie in der Eil erſchnappen würden. Einer aus ihnen befliſſe ſich vergebens eine an den Bord geſchlagene Ketten / ein anderer aber einen groſſen Angel loszureiſſen: ein dritter/ als er den Kopff zu einem Schuß-Loch hinein geſteckt/ und den Vorhang einer Bettſtatt erblickt hatte/ faſſete ſolchen mit beyden Händen/und zuge ihn aus allen Kräfften an ſich; nachdem aber zwey Spanier hinzugeloffen waren/ ſtürtzte er ſich in das Meer und ſchwamme eilends davon.

Don Padilla wolte dieſen ſo gefährlichen als groben Muthwillen denen Barbarn (derer wol achtzig auf denen ſechs Schiffen waren) nicht länger geſtatten/ ſondern ſtellete ſeine Leute in das Gewehr und Bereitſchafft/ gabe annebſt denen Inſulanern durch deutliche Zeichen zu verſtehen/ ſie ſolten ſich nicht herzu nahen/ welche hierauf um 5. Uhr Abends heimgefahren ſeynd/ nachdem ſie vorhin vor der Abfuhr viel Pfeil auf das Spaniſche Schiff loßgeſchoſſen hatten / derer vier an dem Bord/ ein fünffter aber an dem Wulſt ſtecken geblieben. Solche Höflichkeit erwiedrigte er ihnen mit einer ſcharffen Salve aus Flinten / auf welcher Gedonner und Knall ſie ſich ſämtlich in das Waſſer geſtürtzt/ und mit Hinterlaſſung ihrer Schiffen mit unglaublicher Geſchwindigkeit an das Land geſchwummen ſeynd. Da ſie hierauf wahrgenommen/ daß man nicht mehr ſchieſſe/ kamen ſie wieder / und fuhren mit ſtarck-angezogenen Rudern auf ihren Schiffen nach Haus. Dieſe Inſulaner gehen gantz nackend herein; ihrer etliche übermahlen den Leib mit allerley Farben. Ihre Haut iſt dunckelbraun oder Nuß-färbig/ bey andern aber etwas ſchwärtzer. Sie haben auſſer etlichen Coccos-Nüſſen denen Spaniern ſonſt nichts mitgebracht.

Den zwölfften blieſſe ſchier gar kein Wind/ deswegen wandte ſich das Schiff bald da/ bald dorthin/ doch alſo/ daß es nicht zu nahe an das veſte Land käme. Um vier Uhr Nachmittag naheten ſich der Fregatte abermal zwey Barbariſche Schiffe/ welche denen Spaniern mit Worten und Zeichen etwas von ferne wolten zu verſtehen geben/ ohne ſich gar zu nahe an dieſelbe zu wagen. Weil aber Herr von Padilla keinen Dollmetſcher hatte/ kunte niemand erkundigen/ was ihr Verlangen wäre. Gegen 9. Uhr Abends kamen etliche zimlich friſche Winde von Sud-Sud-Oſten/ und der Schwall triebe gantz behend gegen Norden. Daher kehrte man den Schiff-Schnabel gegen Nord-Nord-Weſten/ und fuhre alſo mitten zwiſchen zwey Inſuln durch/ allwo der Meer-Strom oder Canal etwan eine Stunde breit iſt.

Den 13. Decembris befanden ſie ſich auf der Weſt-Seiten beyder dieſer Inſuln und hielten Schiff-Rath/ was nun zu thun wäre? der einhellige Schluß fiele dahin / man müſte nach dem Eiland Sonſorol zuruck kehren / um zu ſehen/ wie es mit beyden Patribus Miſſionariis ſamt ihren Gefährten und der Schaluppe ſtehe/ welche allda waren ſtecken blieben.

Den 18. erreichte man erſtlich die Nord- demnächſt die Sudliche Seiten ſolcher Inſul. Das Spaniſche Schiff ſchwange ſich dieſen gantzen Tag an derſelbigen von einer Seiten auf die andere/ bis Abends um 6. Uhr/ ohne einiges Schiff zu ſehen / wiewol man nur einen Stuckſchuß von dem Land entfernet ware. Man creutzte gleicherweis die zwey folgende Täge an der Weſt-Seiten bemeldeter Inſul auf und ab/ bis endlich den 20. Decembris ein hefftiger Windſtoß von Sud-Oſten und Nord-Oſten das Schiff genöthiget hat von dem veſten Land abzuweichen und mit dem Beſan-Segel ruckwärts zu fahren.

Den 21. Chriſtmonats gelangte man nochmal nahe an die Inſul/ ohne ein eintziges Schiff zu entdecken/ obſchon man von der Erden über drey Viertelſtund nicht entlegen war/ da ein Windſtoß von Oſt-Nord-Oſten die Fregatte zwange mit der eintzigen Beſan gegen Weſt-Nord-Weſten zu ſchiffen. Man gienge wieder zu Rath und erwoge/ daß man mit keiner Schaluppe verſehen wäre/ und das ſüſſe Waſſer begunne klein zu werden/ ohne zu wiſſen/ wo man dergleichen friſches künfftighin ſchöpffen möge. Alle waren der Meynung / den Ruckweeg nach Manila zu nehmen/ und dieſe betrübte Zeitung dahin zu bringen. Sintemal aber der Nord- und der Nord-Oſtwind bereits den Meiſter auf dem Meer ſpieleten/ ware kein anderes Mittel/ als um die Inſul Mindanao auf eben die Weiſe/ wie auf der Charten zu ſehen iſt/ dahin zu fahren/ wie auch in der That geſchehen iſt.

Hiemit blieben beyde Prieſter aus der Geſellſchafft JEſu/ nemlich P. Duberon und P. Cortil auf der Inſul Sonſorol ſamt ihrem Dollmetſcher Nahmens Moac ſitzen; welche/ weil ſie geſonnen waren/ noch denſelben Tag auf das Schiff zuruck zu kehren/ alſo nichts/ dann ein Chor-Hemd (oder Chor-Rock) und ein Stohl ſamt ihren Brevieren mitgenommen hatten: niemand kunte innen werden / wie es dieſen zwey Apoſtoliſchen Männern ferner ergangen ſeye.

Folgendes Jahr 1711. wolte der wegen ſeinem Eyfer/ Tugend und Klugheit berühmte Mann/ deſſen Meldung oben geſchehen/ nemlich P. Andreas Serrano ihnen zu Hülffe kommen: er verreiſete ſamt einem andern Jeſuiter und einer auserleſenen Land-Jugend/ die an einem dermaſſen heiligen Werck wolte Theil nehmen/ von Manila den 15. Decembris auf einem eigends hiezu gewiedmeten Schiff/ welches den dritten Tag durch ein erſchröckliches Ungewitter ſamt allem/ was darauf ware / iſt zu Grund gangen/ auſſer zweyer Indianern und einem Spanier / die von ſolchem Schiffbruch ſich noch errettet / und

A 3 dieſe

dieſe traurige Kundſchafft nach Manilam gebracht haben.

Angeſehen nun man bereits zum vierdtenmal ſich auf denen Inſuln Palaos veſt zu ſetzen vergebens getrachtet hat/ iſt kaum eine Hoffnung mehr übrig in denenſelben von Seiten dern Philippiniſchen Eilanden auszuſteigen/ doch könte man ſolches von denen Marianiſchen Inſuln aus/ ſo näher daran gelegen ſeynd/ künfftighin verſuchen.

Beyde Patres Duberon und Cortil ſeynd ſehr zu bedauren/zumalen nachdem ein Palaoſer/ſo den 29. Maji 1710. zu Givan ausgeſtiegen war/ erzehlt hat/daß der zu Manila getauffte Palaos Moac ein Schand-Menſch ſeye/ der viel abſcheuliche Ubelthaten begangen/ mithin die Spanier/ als er von ihnen die Tauffe begehrt/ ſchelmiſcher weiſe hintergangen hätte/ und allem Anſehen nach in ſeinem Vatterlande ihr ärgſter Feind ſeyn würde.

Dem ſeye/ wie ihm wolle; die Urtheile GOttes ſeynd in dieſem/ wie in vielen andern Sachen unergründlich; indem niemand begreiffen kan/ warum die ewige Vorſichtigkeit/ ſo ſehr als ſie auch die Bekehrung deren Heyden verlanget/ dannoch bisher nicht hat zugeben wollen/ daß die Spanier in denen Inſuln Palaos veſten Fuß ſetzen und ihnen das Evangelium verkünden ſolten. Niemand kan wiſſen/ ob vielleicht dieſe Völcker eines ſo heiligen Geſatzes bisher noch unwürdig/ oder hingegen wegen ihrer natürlichen Unſchuld ſo fromm ſeynd/ daß die göttliche Weisheit ſie nicht jetzt durch dergleichen Europäer/welche mancherley Laſtern (als die Europäiſche Soldaten in beyden Indien verüben) ergeben ſeynd/ und die Unglaubigen mehr ärgern als erbauen/ ſondern künfftighin durch gottesförchtigere Chriſten erleuchten und ſelig machen wolle? welches ich alles der göttlichen Obwaltung heimſtelle.

Brief aus China und Tunkin.

Auszug

Etwelcher Briefen aus China und Tunkin, welche in vorigen Theilen dieſes Buchs ſeynd ausgelaſſen worden und allhier eingeſchoben werden.

Numerus 128.

Aus dem Brief Patris Bouvet,

Datirt zu *Pekin* den 10. Julii 1710.

EIn Sineſiſche verehelichte Prinzeßin aus dem uralten Käyſerlichen Haus Tſchao, Nahmens Tſnao-taï taï, wurde vor Eyfer/ daß dero Ehe-Herr ihr zum Spott nur ſeine Kebsweiber liebte/ ſich ſelbſt nach dem Gebrauch des Indianiſchen Frauenzimmers unfehlbar um das Leben gebracht haben/ wann nicht unvermuthet eine gantz unbekannte aber anſehnliche Frau von zwo andern Jungfrauen begleitet (ſo alle drey ein himmliſches Anſehen hatten) zu ihr hinein getretten/ ſie mit der Hand gantz freundlich getätſchlet/ und zu ihr geſagt hätte: **Seye ohne Sorg/ meine Tochter/ ich bin kommen/ dich von dieſen betrübten Gedancken zu befreyen/ welche dich ewig verliehren würden.** Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen/ als ſie wieder davon gegangen iſt. Die Sineſerin/ welche ſie bis für die Thür ihres Zimmers begleitet hatte/ fande ſich den Augenblick im Gemüth gantz vergnügt und befriediget. Sie erzehlte dieſe Geſchicht ihren Leibeigenen/ welche ein und das andere Wort durch die Thür gehört hatten. Gleichwie ſie aber von dem Chriſtlichen Glauben noch nichts wuſte/ alſo war ſie der Meynung/ es müſſe ihr eine Siniſche GOttheit erſchienen ſeyn. Erſt

Nach fünff Jahren/ als ſie eine ihrer Befreundinnen beſuchte/ ſo eine Chriſtin war/ und bey ihr auf dem Bett-Stul ein Mutter-GOttes-Bild erblickt hatte/ fiele ſie vor demſelben auf ihr Angeſicht/ ſchluge mit der Stirn auf die Erden und ſprach: **Dieſe iſt diejenige/ ſo mir erſchienen iſt/ der ich auch mein Leben ſchuldig bin.**

Sie lernte zwar hiernächſt die Chriſtliche Glaubens-Articul und Gebeter auswendig; doch könte ſie ſich/ aus menſchlicher Forcht dero hohen Freundſchafft/ nicht entſchlieſſen/ ihre Haus-Götzen zu zertrümmern; ohne welche Bedingnuß ſie kein Prieſter zur Chriſtin machen wolte/ bis endlich GOtt ſie mit ſeiner Gnade mehr geſtärckt und bewogen hat/ daß ſie in einer ſchwehren Kranckheit ſich tauffen/ bald hernach aber mit allen drey H. H. Sacramenten deren Sterbenden verſehen lieſſe; worauff ſie mit einer brennenden Kertzen in der einen/ und mit dem Roſenkrantz in der andern Hand/ da ſie die ſüſſen Nahmen JEſus und Maria ausſprache/ ſelig in dem HErrn verſchieden iſt/ nachdem ſie bereits vor der Tauffe alle Götzen in viel Stück zerſchlagen hatte.

Numerus 129.

Aus dem Brief Patris Parennin,

Datirt zu *Peking* Anno 1710.

EIn gewiſſer Neuglaubiger/ den ich auf meinen Reiſen/ ſo ich nach der Tartarey mit Ihro Käyſerl. Majeſtät zu verrichten pflege/ ehedeſſen getaufft hatte/ hat angefangen zu

Yum-

Yum-pim-Fu in dem Paß Leaotung, oder auf denen Gräntzen gegen der Oſt-Tartarey denen Heyden Chriſtum öffentlich zu predigen; nachdem er aber ihrer 80. bekehrt und unterrichtet hatte/ kame er nach Peking um einen Prieſter/ welcher ſie tauffen mögte/ abzuholen. Weil ich nun mit dem Käyſer in Sud-Sina abweſend war/ hat Pater Tartre ihm dieſe Liebe erwieſen/ und ihnen das heilige Sacrament der Wiedergeburt ertheilt.

Ein anderer Neubekehrter hatte eine zimliche Zahl Soldaten/ ſo die groſſe Mauer gegen der Tartarey bewahren/ zu dem wahren Glauben beredt/ welche ich hiernächſt (da ich durch eben das Thor/ bey welchem ſie die Wacht hatten/ mit dem Käyſer in die Tartarey zoge) an der Zahl ihrer viertzig getaufft habe. Ihr Kriegs-Mandarin hat ſie demnach grauſamlich doch vergebens verfolgt; dann ſie ſeynd nicht allein in der Drangſal bey dem wahren Licht für ſich ſelbſt veſt verharret/ ſondern haben auch andere auf den rechten Weeg gebracht/ welche ich bey meiner Zuruckkunfft ebenfalls mittelſt des Tauff-Waſſers unter die Zahl deren Chriſten geſetzt habe.

Numerus 130.

Aus dem Brief R. Patris le Royer,

Aus dem Reich *Tunkin* den 15. Dec. Anno 1707.

IN dem letzten Brief/ ſo ich E. E. zugefertiget/ thate ich Meldung einer gewiſſen Bittſchrifft/ welche ein von dem Glauben abtrünniger Böſewicht wider die Biſchöffe/ und nahmentlich wider mich/ überhaupt aber wider alle Miſſionarios dem König von Tunkin überantwortet/ und in ſolcher die Zeit meiner Ankunfft in deſſen Reich/ meine Kunſtgriffe mich allda zu verbergen/ und die Landſchafften/ in denen ich mich würcklich befände/ geoffenbaret hat; doch wuſte er mit allem dem nicht zu ſagen/ wo ich mich dermalen eigentlich aufhielte; denn ich hatte mich entſchloſſen/ längſt des Stroms auf einem Schiff hin und her zu fahren/ und aller Orten/ bevor ich ausſtiege/ mich deren Umſtänden wohl zu erkundigen. Dieſer Handel fienge an den 19. Octobr. 1705. und kam allererſt zu einem Schluß den 8. Sept. 1706. mittelſt eines Urtheils/ welches der Land-Vogt/ dem der König die Erkäntnuß dieſer Sache überlaſſen/ gefällt hat; allein ſolcher Beſcheid ward mit Geld/ ſo die Biſchöffe und Miſſionarii ſamt einigen Dörffern erlegt haben/ bald entkräfftet und völlig hintertrieben.

Dann obſchon der Land-Vogt die Chriſtglaubigen nicht ſucht zu vertilgen/ noch alſo gleich mit Brüglen darein wirfft/ ſondern nur verlangt/ daß ſie mit groſſer Behutſamkeit ihre Zuſammenkunfften gantz heimlich anſtellen; ſo hat er dannoch dergleichen wider ſie von Zeit zu Zeit vorkommende Klagen ſehr gern; weil ſie nemlich ihm jederzeit ſeinen Beutel ſpicken. Doch iſt ſein ernſtlicher Befehl/ man ſolle ſich deren äuſſerlichen Glaubens-Zeichen / als da ſeynd Creutzlein/ Roſen-Kräntze/ Ablaß-Pfenning/ Brevia und dergleichen/ ſo der König in ſeinem Gebiet verboten hat/ enthalten.

Allein eben dieſe Geld-Straffen/ ſo man von denen Chriſten fordert/ verhindern das Aufnehmen des wahren Glaubens; weil nemlich der gemeine Mann/ ſo ohne dem kaum zu nagen hat/ ſich nicht gern in dergleichen Gefahr Geld-Buſſen zu ſchwitzen einläßt; allermaſſen die arme Chriſten zu Zeit der Verfolgung in der Gefängnuß ſo lang verwahrt werden/ bis ſie die auferlegte Straff ſamt denen Rechts-Unkoſten erlegt haben.

Deſſen ungeachtet haben ſich die Neubekehrten dieſes Reichs bey dem Genuß der hochheiligen Sacramenten/ die Heyden aber bey der verlangten Tauffe niemals häuffiger eingeſtellt/ als eben dieſes Jahr/ dergeſtalt zwar/ daß ich über 14000. Beicht gehört/ und tauſend ſieben und ſiebentzig erwachſene Perſonen nebſt neunhundert fünff und funffzig Kinder getaufft habe.

Als ich letzt-verwichenen Julii 1706. bey einem Dorff auf meinem Schiff angelanget ware/ hätte mich ein gewiſſer zu ſolchem End geſchickter Kriegs-Officier gefänglich eingezogen/ wann ich nicht/ da er mich von dem Schiff würcklich wolte in die Gefängnuß führen/ ihm 8. Thaler heimlich in die Hand geſteckt hätte.

Meine gröſte Sorge ware/ man mögte mich etwan zum Land-Vogt führen/ dieſer aber mich des Königreichs verweiſen/ gleichwie einem andern Jeſuiter unlängſt wiederfahren iſt. Ein Pater aus dem Prediger-Orden hatte vergangenes Jahr eben ſolches Unglück: er muſte das Land ohne Gnade auf ewig raumen. Etliche Chriſtliche Prieſter in Tunkin ſeynd lange Zeit in engen Gefängnüſſen geſeſſen/ bis ſie ſich mit einem zimlichen Stuck Geld loßgekaufft haben. Cæterùm ego non ſolùm alligari, ſed & mori paratus ſum propter nomen Domini JEſu. Ubrigens bin ich bereit um des HErrn JEſu Nahmens willen nicht allein gebunden zu werden/ ſondern auch zu ſterben; ſage ich mit dem H. Paulo in der Apoſtel-Geſchicht am XXI. Cap. 19. Vers.

Numerus 131.

Brief

R. P. le Royer der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii und Oberns der Miſſion in Tunkin.

Geſchrieben allda im Jahr 1714.

Innhalt:

Neue Verfolgung in Tunkin. Ein Jeſuiter-Bruder nebſt vier Catechiſten wird in den Kercker geworffen/ gebrügelt und mit Kolben um die Knie geſchlagen. Zwey Biſchöffe ſamt einem andern Prälaten werden geplündert und des Landes verwieſen. Die übrige Miſſionarii müſſen ſich verkriechen. Liſt zweyer Chriſtlichen Frauen. Des Briefs kurtzer Auszug lautet alſo:

P. C.

P. C.

Ein neuer Bann-Brief des Königs von Tunkin hat die Ruhe/ ſo die Chriſtenheit in deſſen Reich genoſſen/ erbärmlich zerſtöhrt: ſolcher ward den 10. Maji 1712. öffentlich ausgeruffen. Die Miſſionarii dörfften ihre Kirchen oder Schäflein nicht beſuchen/ ſondern muſſen/ ſo gut ſie konten/ ſich verkriechen. Ein Bruder aus unſerer Geſellſchafft/ Nahmens Pie-Xaverius von Tunkin gebürtig/ wie auch einer aus unſern Catechiſten/ und drey andere Catechiſten des Herrn Biſchoffs von Auren waren bereits etliche Tage vor Abkündigung des Königlichen Edicts eingezogen/ und nicht allein öffters mit Brügeln abgetreſcht/ ſondern auch mit Kolben ſtarck um die Knie geſchlagen worden. Sie ſitzen annoch in dem Kercker/ in welchem ſie allem Anſehen nach verderben und ſterben werden. Man will ſagen/ der König wäre zu dieſer blutigen Verfolgung durch ſeine denen Götzen unſinniglich ergebene Frau Mutter/ und durch einen gelehrten Mandarin, ſo in hohem Anſehen ſtehet/ bewogen worden.

Der gröſte Streich dieſes Bann-Briefs iſt die Landes-Verweiſung beyder Herrn Biſchöffen von Auren und von Baſilé; wie auch des Herrn Guizain eines weltlichen Prieſters/ ſo mit mir nach Tunkin kommen ware. Alle drey hielten ſich allhier öffentlich auf unter dem Nahmen bevollmächtiger Verweſern der Frantzöſiſchen Kauffmanns Geſellſchafft. Man wuſte zwar ſchon vorhin/ daß ſie der allhieſigen Chriſtenheit Vorſteher ſeyn; doch hat man ihrer in allen vorigen Edicten verſchonet/ in dem letzten aber ſie mit Nahmen genennt/ und dem Obriſt-Landpfleger von Sud-Tunkin ſie aus dem Reich ohne Hoffnung jemals zuruck zu kommen/ gäntzlich zu vertreiben ernſtlich anbefohlen. Sie haben ihre Freyheit in dem Land zu verbleiben mit groſſen Geſchencken/ ſo dieſelbe denen Königlichen Räthen würcklich ausgetheilt/ erkauffen wollen: allein vergebens; dann dieſe haben das Geld behalten/ und ſie dannoch nicht beſchützen können. Der Landpfleger war ihnen hundert Thaler/ ſo dieſelbe ihm ehemals in der Noth geliehen hatten/ ſchuldig: damit er nun ſolche Schuld nicht bezahlen dörffte/ hat er ſie eilends aus dem Land geſchaffet. Wir hofften alle/ man würde dem Biſchoff von Auren einem mehr als achtzig-jährigen Herrn nicht zumuthen/ ſich bey einem ſo hohen Alter denen Meer-Wellen und Winden zu vertrauen/ ſondern ihn ſein Leben allhier in Ruhe ſchlieſſen laſſen; allein es hatte weder Gnade noch Beſcheidenheit einigen Platz; der Königliche Befehl gienge mit allem Gewalt vor ſich. Man hatte zur Abfahrt dieſer Prälaten zwey Fahrzeuge zugerichtet/ aber keine Matroſen noch einen Capitaine finden können/ der ſie in das Elend führen wolte: bis ein Engliſches von Madras angelangtes Schiff an denen Küſten von Tunkin geſcheitert hat/ deſſen Schiffer und Beamte froh waren/ mit dieſer Gelegenheit den Ruckweeg zu ſuchen. Die drey Prälaten giengen alſo zu Hien unter Segel/ und wurden von denen Engelländern nach Siam gebracht. Alle ihre liegende und fahrende Güter wurden ſamt denen hierüber errichteten Vertrags-Briefen gepfändet; dann ſie hatten unterſchiedliche Grundſtücke ordentlich erhandelt. Ihr Seminarium zu Hien iſt ſamt denen zugehörigen Gärten/ Weyhern/ Aeckern und andern Gütern dem Landpfleger von Hien, dem ſie ins Elend zu verweiſen oblage/ geſchencket worden. Das ſchöne Haus/ ſo dieſelbe bey Hof beſaſſen/ und mit dreyßig Silber-Stangen erkaufft hatten/ iſt durch die Sorge einer vornehmen Chriſtlichen Frau errettet worden/ unter dem Vorwand/ ſie habe ſolches zu ihrer Wohnung um paares Geld gemiethet. Ihre Schrifften/ Brief/ Bücher und Hausrath wurden zwar erſtlich nach Hof gebracht und durchſucht/ nachmals aber ihnen wieder zuruck geſtellt. Sie waren hier als reiche Männer angeſehen; weil ſie ihre Gelder nicht verbergen wolten/ um jederman zu zeugen/ daß ſie nicht aus Nothdurfft nach Tunkin kommen wären.

Ein Articul des Bann-Brieſes wird viel übels nach ſich ziehen/ als Krafft weſſen ein jeglicher Chriſt/ den man entdecken wird/ ſechszig Thaler ſeinem eigenen Verräther bezahlen muß; dann die Begierde ſolches ſchöne Stück Blut-Geld zu gewinnen/ wird manchen Heyden ſo wol die Miſſionarios als Chriſten anzugeben veranlaſſen. Darum verbirgt ſich ein jeder/ ſo gut er kan. Ich für meinen Theil halte mich ſamt meinen Catechiſten in denen Wäldern meines weitläufftigen Kirchſpiels auf/ in Erwartung beſſerer Zeiten: allwo mich meine Schäflein beſuchen. Ich hab bisher zu meinem gröſten Troſt alle Tage das H. Meß-Opffer verrichten können/ weſſen ſich wenig andere Miſſionarii haben unterſtehen dörffen.

Eine allgemeine in dem Königreich enſtandene Hungers-Noth hat denen Heyden ſelbſt Anlaß gegeben zu ſagen/ daß ſolche eine Würckung derjenigen Rache ſeye/ Krafft welcher der groſſe Himmels-GOTT das Land jedesmal abſtraffe/ ſo offt die Chriſten/ welche ihn allein anbetten/ verfolget würden. Dieſer heylſame Gedancken hat unſern Neubekehrten in manchen Dörffern die erwünſchte Ruhe zuwegen gebracht.

Gleichwie ſo wol alle vorhin ergangene als auch dieſes letztlich wider die Chriſtgläubigen ausgeblaſene Edict unſere Religion nicht den **Chriſtlichen Glauben/** noch **den Glauben des Himmel-GOttes/** ſondern den **Portugeſiſchen Glauben** nennet: alſo haben die Mandarinen ſich dieſes Unterſchieds zu Troſt etlicher Chriſten bedient. Erſt neulich hat ſich dißfalls folgender Zufall ereignet. Als eine wohlvermögliche Frau über zwey hundert Chriſten/ damit ſie deroſelben verſtorbene Mutter bis zur Grabſtatt begleiteten/ verſammlet/ der Dorff-Richter aber ſie als eine/ ſo dem Glauben deren Hoalang oder Portugeſen beypflichte/ bey dem Landpfleger verklagt hatte: ward dieſelbe zu dieſem vor Gericht geladen/ damit ſie wegen Ubertrettung des neuen Bann-Briefs abgeſtrafft würde. Allein ſie wuſte ſich meiſterlich in den

Handel

Handel zu ſchicken / und ſagte / es könte ihr kein Menſch erweiſen / daß ſie ſich zu einem andern als zu dem Glauben des Himmel-GOttes bekennt hätte. Der Landpfleger lieſſe ſolche Entſchuldigung gelten / und den Ankläger empfindlich abbrügeln; weil er nicht zeigen könte / daß ſie dem Geſatz deren Hoalang oder Portugeſen beygepflichtet hätte. Aber die meiſten andere Heydniſche Beamte nehmen ſolche Entſchuldigung nicht an / ſondern betrachten dieſelbe als eine ſpitzfindige Ausflucht / durch welche des Königes Bann-Brief entkräfftet wird.

Bey Abgang dieſes Briefs vernehme ich / daß der Herr Biſchoff von Auren allein nach Siam verreiſet ſeye / der Herr Biſchoff von Baſilé hingegen in Geſellſchafft des Herrn Guizain ſich in die Landſchafft Ngean zuruck gezogen habe / allwo die Prieſter und Catechiſten denenſelben in einem Chriſtlichen Dorff einen heimlichen Aufenthalt zuwegen gebracht hätten.

Dis aus dem Brief R. Patris Royer.

Numerus 132.

Auszug des Briefs Patris d'Entrecolles, der Geſellſchafft JEſU Miſſionarii in Sina.

An

Patrem Orry, beſagter Societät Prieſtern / und ſo wol der Siniſchen als Indiſchen Miſſionen Procuratorem.

Geſchrieben zu *Schao-tſchéu* den 1. Sept. An. 1712.

Innhalt:

Die Kunſt Porzellan zu machen. Von denen Sineſiſchen Mauren / ſo inwendig hohl ſeyn / auswendig aber ausſehen / als wären ſie von Quader-Stücken gebaut. Merckwürdiger Gedancken und Spuhr Patris d'Entrecolles, wie man die nunmehro verlohrne Kunſt das Glas zu färben wiederum erfinden könte.

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Gleichwie ich wegen geiſtlicher Hülffe meiner Neubekehrten in dem nahmhafften Flecken Kim-te-tſchim, in welchem allein der berühmte Porzellan gemacht / und in die gantze Welt entführet wird / mich öffters aufzuhalten pflege / mithin dieſer Arbeit ſelbſt zugeſchauet / und von ſolcher Kunſt in denen ſo wol alten als neuen Siniſchen Jahr-Büchern der Stadt Féu-leam und der Haupt-Stadt Schaotſcheu (allwo ich wohne) welche beyde über Kim-te-ſchim zu befehlen haben / zimlich viel Sachen geleſen / letztlich auch von meinen neubekehrten Chriſten / ſo ſelbſt in Porzellan arbeiten / alles / was ich hievon wiſſen wolte / erfraget / und mich fleißig erkundiget habe: Alſo glaube ich eines theils im Stand zu ſeyn / denen Liebhabern von gemeldeter Porzellan-Kunſt eine zuverläßige Nachricht oder Wiſſenſchafft zu ertheilen / anderſeits aber denen Europäiſchen Liebhabern / ſo dergleichen Kunſt gern treiben oder verſuchen mögten / hiemit einen erſprießlichen Dienſt zu erweiſen.

Bevor ich aber zur Sache ſelbſt ſchreite / iſt nicht auſſer Acht zu laſſen / daß eine jegliche Stadt in Sina ihr Jahr-Buch führe / in welchem deroſelben Gebiet / Gräntzen / Macht / Inwohner / Sitten / Gewerb / nebſt andern Umſtänden / wie auch nahmhaffte Perſonen und ſeltſame Begebenheiten ordentlich verzeichnet werden: als da ſeynd / daß zu Futſcheu ein Weib erſt vor zwey Jahren eine Schlange gebohren / welche an ihren Brüſten geſogen hat: daß zu Kim-te-ſchim ein Schwein oder Mohr einen wohlgeſtalten jungen Elephanten (da es doch in dem Land dergleichen Thiere nicht giebt) zur Welt gebracht / und daß zu Féuleam eine Chriſtin erſt im ſechszehenden Monat ihrer Schwangerſchafft mit einem Sohn niederkommen ſeye. Man beſchreibet aber vor allem die Waaren / ſo in einem jeden Ort verſchliſſen werden; daß folgends / wann die uralten Jahr-Bücher von Féu-Leam nicht zu Grund gangen wären / ich in denſelben Zweiffels-ohne den Urſprung des Porzellans würde gefunden haben. Nun aber hab ich hievon nichts Aelteres entdeckt / als daß zu Zeiten Käyſers Tam-u-te aus dem Haus Tam, das iſt / ſeit dem Jahr Chriſti 442. die Porzellanmacher den Käyſer beſtändig mit ihrer Arbeit verſehen / und zwey von Hof geſandte Mandarinen dieſem Gewerb vorgeſtanden ſeyen. Hiernächſt aber werden in erwehnetem Buch die viele Werckſtätte und Wohnungen deren Arbeitern weitläufftig beſchrieben / welche nemlich mit Käyſerlichem Porzellan beſchäfftiget ſeynd. Doch iſt ſehr zu glauben / daß bereits vorhin dieſe Kunſt ſey bekannt geweſen / obſchon man dero Erfinder nicht zu nennen weiß. Die Jahr-Bücher melden unter andern / daß vor Alters der Porzellan überaus weiß und ohne Fehler geweſen ſeye / derowegen hätte man in fremden Ländern ihn nicht anders als Edelſtein oder Kleinodien von Schaotſchéu benahmſet / und daß der Himmel-blaue Porzellan ſchon dazumal nirgend als zu Kim-te-tſchim ſey verfertiget worden. Man macht zwar auch anderwärtig dergleichen Geſchirr / verſtehe in der Landſchafft Cantung und dem Gebiet von Fokien, aber weder ſo fein am Zeug / noch ſo ſchön an Farb / noch ſo geſchmeidig in der Dünne / als wie die Künſtler von Kimtetſchim, welche vormahlen / aus Hoffnung zu Emui in dem Land Fokien von denen Europäiſchen Kauffleuten groſſes Geld zu löſen / ſich mit ſamt allem ihrem Zeug und Zugehör zwar dahin verfügt / aber niemals keinen rechtgeſchaffenen Porzellan haben können zu Standen bringen. Eben ſo wenig hat es ihnen zu Peking, wohin ſie der heut regierende Käyſer Cambi, um dieſe berühmte Kunſt von ihnen zu erlernen / beruffen hatte / gelingen wollen / obſchon ſie ihm ein Genügen zu leiſten / ſich äuſſerſt bemühet hatten. So gar die Japoneſer nehmen ihren Porzellan von Kimtetſchim, welches / gleichwie alle Oerter / ſo

ſo in Tſchim ausgehen/ ein dermaſſen weitläuffſtiges/ Volckreiches und wohlgebautes Dorff iſt/ daß es in keinem Stuck denen vornehmſten Städten weicht/ dann allein in dem äuſſerlichen Umfang; weil es mit keinen Mauren noch Gräben verwahrt/ ſondern rings herum offen iſt. Man zählt allda achtzehen tauſend Haushaltungen/ viel reiche Kauffleute und eine unbeſchreibliche Menge Arbeiter. Man will wiſſen/ daß in allem tauſendmal tauſend Seelen den Ort bewohnen/ welche täglich über zehen tauſend Läſte Reiß und über tauſend Schweine verzehren: deſſen Länge erſtreckt ſich an einem ſchönen Fluß eine gute Meil Weegs hinaus. Die Häuſer ſtehen nicht hin und wieder zerſtreuet/ ſondern auf engen Straſſen und Gaſſen ſtracks an einander; in welchen wegen ſtarckem Gewerb gleichſam ein ewiger Jahrmarck getrieben wird. Man ſiehet da und dort eine groſſe Anzahl prächtiger Götzen-Tempeln/ unter welchen derjenige der anſehnlichſte iſt/ den ein gewiſſer Kauffmann Gelübds halben zu Ehren der abgöttiſchen Himmels-Königin erbaut hat/ weil er nemlich auf dem Meer in einer augenſcheinlichen Gefahr ihr/ da ſie ihm/ wie er ſagt/ erſchiene/ ſolches verſprochen/ und nachdem er entrunnen/ alle ſein Hab und Gut in dieſen Götzen-Bau geſteckt hat; GOtt gebe/ daß derſelbe dermaleins an ſtatt der Siniſchen Abgöttin/ der wahren Himmels-Königin Mariä geweyhet werde.

Wiewol übrigens zu Kim-te-tſchim alles theurer iſt/ als zu Schaotſcheu, ſo ziehen ſich doch alldort unendlich viel arme Leute hin/ als an einen Ort/ wo ſie ihre Nahrung leichter/ dann anderswo gewinnen können: geſtaltſam nicht allein Junge und Schwache/ ſondern auch Blinde und Lahme ſich mit Farbe-reiben erhalten.

Vor Zeiten waren hierſelbſt nicht mehr als drey hundert Porzellan-Brenn-Oefen/ nun aber ſeynd ſolcher über drey tauſend. Wegen denen vielfältigen Feuers-Brünſten ſeynd dem Feuer-Geiſt viel Tempel gewiedmet/ dergleichen einen der heutige Mandarin dieſes Orts aufgeführet/ doch auf meine Bitte die Chriſten von der Fronung bey ſolchem Bau befreyet hat. Deſſen ungehindert brennt es/ wie zuvor; inmaſſen unlängſt achthundert Häuſer allda im Rauch aufgangen/ aber wegen der groſſen Zahl Mauerer und Zimmerleuten in kurtzer Zeit wieder ſeynd aufgerichtet worden; der reiche Gewinn/ welchen die Haus-Herrn von den Gewölbern und Kauffmanns-Läden ziehen/ ſpohrt ſie zu dergleichen Verbeſſerung ihrer Häuſer hefftig an.

Kim-te-tſchim liegt in einer Pfanne/ das iſt in einer Ebene/ ſo rings herum mit hohen Bergen umfangen iſt/ an derer einem/ welcher gegen Oſten ſtehet/ und auswendig die Geſtalt eines halben Zirckels hat/ dieſes gewaltige Dorff erbauet iſt. Die auf der Seiten gelegene Berge werden von zwey Flüſſen/ ſo durch ſelbe hinaus rinnen/ durchſchnitten; der eine iſt zimlich klein/ der andere hingegen deſto gröſſer: dieſer bricht ſeinen Gewalt und den ſonſt ſchnellen Lauff in einem tieffen Keſſel/ in welchem er einen ſchönen Haafen/ der etwann eine Stunde lang iſt/ geſtaltet. Man ſiehet zuweilen in dieſem groſſen See zwey bis drey Reihen Schiffe/ die von deſſen einem Ende ſich bis zum andern erſtrecken/ gleich einer in zwey bis drey Treffen geſtellter Krieges-Flotte. Wann ich nun auf entwederer Mundung des Fluſſes in dieſen See hinein fahre/ fällt mir der Ort mit aller ſeiner Herrlichkeit ſchön in das Geſicht: die feurige Wirbel/ ſo ſamt dem Rauch in vielen Gegenden häuffig in die Höhe ſteigen/ geben einem fremden im erſten Anblick die Tieffe/ die Breite/ die Länge und den Umfang von Kimtetſchim zu verſtehen; bey der Nacht kommt es einem vor bald wie eine groſſe in völligem Brand ſtehende Stadt/ bald wie ein weitſichtiger mit vielen Dampff-Löchern durchbrochener Ofen. Es kan wol ſeyn/ daß ſolches mit Bergen umgebenes und von dergleichen Gewäſſer abgekühltes ebene Lager zu der Porzellan-Arbeit/ damit ſie deſto beſſer gerathe/ ein groſſes beytrage.

Obſchon nun der Ort gleich einem Dorff offen ſtehet/ und nur von einem eintzigen Mandarin beherrſchet wird/ mithin einer gedencken ſolte/ die Rauber dörfften ſich ſolcher Gelegenheit bedienen/ den unſäglichen Reichthum/ der allda verwahret wird/ auszuplündern; ſo wird dannoch von dergleichen Dieberey nicht das geringſte gehört/ nicht zwar aus Abgang gantzer Schaaren Diebes-Geſindes/ welchen es an gutem Willen niemals gebricht/ ſondern wegen denen klugen Anſtalten und Policey/ welche dergleichen Anfällen alle Päſſe verriegelt haben. Dann eine jede Gaſſen hat ihren von dem Mandarin beſtellten Hauptmann/ ja wann ſie groß iſt/ wol zwey oder mehr dergleichen Obrigkeiten; jedem Hauptmann ſeynd zehen Quartiermeiſter untergeben: jeder Quartiermeiſter hat über zehen Häuſer zu gebieten. Aller dieſer Beamten Pflicht beſtehet hauptſächlich in dem/ daß ſie bey Straffe der Knut-Brügeln/ ſo in Sina ſehr wohlfeil verkaufft werden/ alles in beſter Ordnung halten/ bey dem erſten Lärmen oder Geſchrey gleich hinzu lauffen/ hiemit aber aller Unruhe vorbiegen/ und von allem/ was vorbey gehet/ täglich dem Mandarin Haar-kleine Rechenſchafft geben; welcher/ dafern ein Handel oder Aufſtand ſich erreget/ denen Gaſſen-Obrigkeiten nicht leichtlich glaubet/ daß ſie ſich beſtmöglichſt widerſetzt haben/ ſondern die Schuld faſt allezeit ihnen zumißt/ und ſie nach der Schwehre abſtrafft/ ſie ſeyen gleich ſchuldig oder nicht. Ein jede Gaſſen hat ihre Schrancken und Schlußgätter/ ſo bey der Nacht verſperrt/ und von einem aus ſelben Quartier gezogenen Mann verwacht/ noch anders als auf gewiſſe Zeichen und Loſung dörffen aufgemachet werden. Der Mandarin macht offt die Runde; zuweilen kommen ſo gar die Mandarinen von der Stadt Féu leam, welche eine Stunde von dannen entfernet iſt/ und patrouillieren alle Gaſſen aus. Zu mehrerer Sicherheit darff kein Fremder zu Kimtetſchim übernachten/ wann nicht der Hauswirth für ihn gut ſpricht. Nachdem ich diß überhaupt angemercket habe/ iſt nun Zeit zu zeigen/ wie der Porzellan/ welchen die Sineſer insgemein Zeki nennen/

gemacht/

gemacht werde. Das Wort Porcellana aber iſt nicht Siniſch/ ſondern Portugeſiſch/ und heißt eigentlich eine Taß/ Schaalen oder Schüßlein: der Porzellan überhaupt hingegen wird von denen Portugeſen unter dem Wörtlein Loſſa verſtanden.

Der Porzellan wird aus zweyerley unter einander gemiſchtem Zeug gemacht/ der eine heißt Pe-tün-ze, der andere aber Kao-lin. Beyde beſtehen in einem gewiſſen ſehr feinen Stein-Mehl/ welches zu einem Teig: dieſer aber/ wann er erhartet/ zu weiſſen Ziegeln gemacht wird. Petünze iſt gantz weiß und über die maſſen fein anzurühren. Kao-lin hergegen führt etwas weniges von glántzendem Staub mit ſich/ ſo da ſchimmert wie Silber-Sand.

Nicht jeder weiſſer Stein taugt zu Petünze, ſonſt wurden ſolchen die Sineſer nicht 20. bis 30. Meil weit abholen; derjenige ſoll ſich zum beſten hiezu ſchicken/ welcher zwar weiß iſt/ doch etwas grünlicht ausſiehet. Trifft man nun dergleichen Felſen an/ ſo bricht man aus demſelben grobe Stücke Stein heraus/ welche aus dem Stein-Bruch in die Puch-Mühl gebracht/ und allda/ nachdem man dieſelbe mit eiſernen Schlägeln in kleine Stücke zerſchmettert/ in Mörſer geworffen/ und mit ſteinern Stöſſeln (ſo unten her mit eiſernen Köpffen verwahret ſeynd/ und mittelſt dern Hebeln/ an welchen ſie hangen/ von dem Waſſer/ wie auf der Pappier- oder Pulver-Mühle getrieben werden) ſo lange geſtampfft werden/ bis ſie gantz in den feineſten Staub zerfallen. Dieſer Staub wird in einen groſſen irrdenen Topff/ der voll mit Waſſer iſt/ geworffen/ und mit einer eiſernen Schauffel ſtarck umgerühret; hält man demnach mit ſolchem Abſchlagen ein wenig ſtill/ ſo wird oben auf dem Waſſer ein gewiſſer Stein-Raum etwan vier oder fünff Finger dick ſchwimmen: dieſen Raum nimmt man ab/ und überträgt ihn ebenfalls in einen andern Waſſer-vollen Topff. Hierauff rührt man das Waſſer des erſten Topffs ſamt ſeinem Stein-Mehl wieder/ nimmt den obſchwimmenden Raum abermal ab/ wie vorhin/ und fährt damit ſo lange fort/ als der Steinſtaub eine ſolche Wolcken vom Raum auf das Waſſer leget: nimmt aber dieſer gäntzlich ab/ ſo wird der Steinſtaub von neuem in dem Mörſer geſtampfft/ in dem Topff gerührt und der Schaum abgenommen/ wie zuvor.

Was aber den andern Topff belangt/ in welchem der Raum iſt geworffen worden/ läßt man denſelben ſo lange ſtehen/ bis der Raum ſich völlig auf den Boden geſetzt/ und das Waſſer ob demſelben gantz klar wird: ſolchemnach ergreifft man den Topff ſehr gemächlig/ neigt ihn langſam auf die Seiten/ und läßt das Waſſer ſanfft ablauffen; den überbliebenen Stein-Teig hingegen ſchüttet man in einen groſſen Model und läßt ihn trucknen. Bevor er aber völlig erhärtet/ wird er in kleine Viereck/ Würffel oder Ziegel/ ſo hundert-weiß verkaufft werden/ zerſchnitten. Gedachte Model ſeynd eigentlich groſſe von Ziegelſteinen erbauete Trög; der Boden iſt ebenfalls von gebackenen Steinen/ die auf dem Kopff ſtehen/ gantz eben belegt: über dieſen Ziegel-Boden wird ein groſſes Tuch oder Leilach/ ſo den gantzen Trog bedecken muß/ gezogen/ auf welches offtgedachter Stein-Teig gegoſſen/ nach einiger Zeit mit einem andern Leilach überdeckt/ dieſes aber mit Ziegelſteinen/ ſo nach der Breite ſtracks nebſt einander liegen ſollen/ über und über beleget/ damit auf dieſe Weiſe das etwan noch übrige Waſſer ausgepreßt werde/ und dannoch von dem Porzellan-Zeug Petünze nichts verlohren gehe/ welcher zwar/ wann er nicht mit anderm Sand auf der Puch-Mühle verfälſcht würde/ hiemit ſeine Richtigkeit haben würde; weil aber die Sineſer einander nicht trauen/ iſt nöthig denſelben zu Kim-te-tſchim auf eben dieſe Weiſe noch einmal zu reinigen.

Der Kao-lin, ſo gleichfalls unter den Porzellan-Zeug gehört/ braucht weniger Arbeit. Man findet deſſen gantze Gruben voll in gewiſſen Bergen/ welche auswendig mit rother Erden bedeckt ſeynd. Dieſe Gruben ſeynd zimlich tieff/ in welchen der Kaolin Klumpen-weiſe ausgegraben/ übrigens aber zerſchlagen/ gepuchet/ gerührt und durchgehends/ wie der Petünze Ziegel-weiſe zubereitet wird. Es mag ſeyn/ daß die weiſſe Erden von der Inſul Maltha eben ſo tauglich wäre/ als der Siniſche Kaolin, wiewol jene keinen Silber-Staub mitführt.

Der Kaolin muß dem Porzellan ſeine Veſtigkeit geben/ oder gleich einem Leim den harten Petünze durch ſeine Zäche zuſammen halten/ welcher letztere ohne Kaolin eben ſo wenig beſtehen kan/ als ein Leib ohne Gebein.

Nebſt dem Kao lin und dem Petünze gehört zu dem Porzellan auch ein gewiſſes Oel oder Verniß/ ſo gleich denen vorigen aus Steinen heraus gezogen wird; dann es iſt flüßig und weißlichter Farbe. Ich will vorläuffig nur obenhin melden/ daß die Sineſer das Oel insgemein Ye-u, den Vernis aber Zi nennen.

Wiewol nun alle Stein/ welche zum Pe-tün-ze taugen/ ebenfalls zu dieſem Oel dienen/ ſo ſucht man doch vor andern diejenigen aus/ welche die weiſſeſte von Farb/ und derer Maaſen oder Flecklein die grüneſten ſeynd: inmaſſen ich bereits oben angemerckt habe/ daß dergleichen harte Steine grüne Strieme oder Tropffen haben ſollen. Doch leſe ich in einem Siniſchen Buch/ daß dieſes Oel aus einem Stein gemacht werde/ deſſen grüne Düpfflein denen Cypreß-Blättern oder dem Harnkraut/ ſo auch Heydenflachs oder Linaria genannt wird/ gleich ſehen: das iſt/ welche auf einem braunlichten Grund roth gedüpfft ſeynd.

Nachdem man ſolche Steine auserwählt hat/ werden dieſelbe ſauber gewaſchen/ übrigens aber zerſtoſſen/ gerührt/ und in alle Weege zubereitet/ wie der Petünze, doch mit dieſem Unterſchied/ daß man unter dem Schaum/ ſo von dem andern Topff abgeſchöpfft wird/ auf jegliche hundert Pfund nur ein Pfund Tſchekao miſche/ welcher ein gewiſſer dem Alaun gleicher Mineral-Stein iſt/ nachdem man denſelben in dem Feuer laſſen glüend werden/ und zu Staub zerſtoſſen hat. Dieſer Zuſatz gibt obgedachtem Stein-Mehl ſeine

Veſtigkeit; obſchon man ſich befleißt ſolches alſo zu bewahren/ daß es allezeit flüßig bleibe.

Aber eben dieſes aus Stein- und Alaun-Staub vermiſchtes Oel wird niemals allein gebraucht/ ſondern mit noch einem andern Oel vermenget/ welches folgender maſſen verfertiget wird.

Man nehme groſſe Stücke von ungelöſchtem Kalch/ welche man mit der Hand ſo lange mit ein wenig Waſſer beſprengt/ bis ſie zu Staub zerfallen. Auf eine gleich geſtrichene Lag oder Bettung ſolches Kalch-Staubes wird eine Lag von dürrem Farnkraut (Filix, icis) geſtreuet: Auf dieſe aber wieder eine Lag von überſprütztem Kalch und auf ſolche abermal eine Bettung von Farnkraut: womit man alſo wechſelweiſe fortfährt/ bis man einen zimlichen Stoß oder Schoch von beſagtem Kraut und Kalch zu ſtanden bringt. Demnach wird das dürre Farnkraut angezündet/ der überbliebene Kalch-Staub und Aſchen abermal in gewiſſe Bettungen abgetheilt/ mit dürrem Farnkraut unterlegt und über einander gehäuffet/ auch verbrennt/ wie zuvor: und ſolches muß auf eben dieſe Weiſe fünff- bis achtmal wiederholet werden; je öffter es gebrennt wird/ deſto beſſer wird das Oel. Vor Zeiten hat man zu ſolchem Brand nebſt dem Farnkraut auch das Holtz von einem gewiſſen Stamm/ der in China Se-tze heißt/ angeleget; allein heutiges Tages wird daſſelbe nicht mehr gebraucht/ zweiffels-ohne wegen deſſen Seltſamkeit. So viel ich habe können abnehmen/ iſt es eine Gattung von Meſpel-Baum geweſen. Dieſer Abgang mag wol Urſach ſeyn/ warum heutiges Tages der Porzellan nicht mehr ſo ſchön wird/ als vor dieſem.

Da man nun einen zimlichen Hauffen von erwehntem Kalch- und Farnkraut-Aſchen beyſammen hat/ wird ſolcher in einen groſſen erdenen Topff mit Waſſer geſchüttet/ aber auf jeden Centner Aſchen ein Pfund von Tſchekao oder Alaunartigem Mineral-Stein darinnen zerlaſſen/ hiernächſt alles wohl untereinander gerühret/ folgends ſo lang ſtehen bleibt/ bis ſich oben auf das Waſſer eine Wolcken oder ein harter Faum zuſammen ſetzt/ welchen man abnimmt/ und in einem beſondern Waſſer-Topff bewahret. Nach ſolchem wird der erſte Waſſer-Topff mit ſeinem Aſchen wieder gerührt/ der Schaum abermal/ wie vorher/ abgenommen/ und dieſes öffters wiederholet/ bis nemlich der Aſchen keinen Raum mehr auftreibt.

Wann ſich demnach in dem zweyten Waſſer-Topff ein Teig auf dem Boden wird zuſammen geſetzt haben/ neigt man denſelben gantz langſam nach der Seiten/ und läßt das Waſſer allgemach ausrinnen bis zu dem Teig/ welcher eigentlich das zweyte Porzellan-Oel iſt/ und mit dem erſtern Steinſtaub-Oel auf ſolche Weiſe muß vermiſcht werden/ daß unter zehen Pfund Stein-Oel ein Pfund von dieſem Farnkraut-Oel vermenget werde. Etliche nehmen an ſtatt eines bis drey Pfund. Allein man darff ſie nicht ehender zuſammen gieſſen/ bis nicht eines vorher ſo dick/ zäch und hart worden iſt/ als das andere: welches zu prüffen man in beyde Töpffe einen Petüntze-Ziegel eintaucht/ und nach deſſen Auszug ſo wol des einen als des andern Oels Härtigkeit leichtlich beurtheilet.

Nachdem ich bisher die vornehmſten Stücke des zu dem Porzellan gehörigen Zeugs vor Augen gelegt habe/ muß ich jetzt Euer Ehrwürden in die Werckſtatt führen/ um deroſelben zu zeigen/ wie dieſes edle Geſchirr gemacht werde.

Die Werckſtatt belangend muß man ſich erſtlich einen mit Mauern umfangenen und in einem abgelegenen Ort aufgebauten Hof einbilden/ in welchem gleich bey dem Eingang viel Geſimſer/ je eines höher als das andere/ in ſchöner Ordnung über einander ſtehen/ und mit einer Menge Erdener Töpffen beſetzt ſeynd. In dem Umfang beſagten Hofs wohnen und arbeiten unendlich viel Porzellan-Hafner/ derer jeder ſeinen eigenen Platz in der Werckſtatt und ſein abſonderliches Geſchäfft hat. Ein jedes Stück Porzellan gehet wol durch zwantzig Hände/ ehe es in den Ofen kommt/ aber ſehr geſchwind ohne eintzige Verwirrung.

Die allererſte Arbeit in der Werckſtatt beſtehet in dem/ daß ſo wol der Petünze als Kaolin von allen Drüſen oder Unrath noch einmal gereiniget werden. Derenwegen werden die Petünze-Ziegel noch einmal zerſtoſſen/ gepucht und in einem Waſſer-Topff gerührt/ abgeſchöpfft und geläutert/ wie oben weitläufftig iſt beſchrieben worden.

Mit dem Kaolin gehet es leichter her; dann er wird nicht mehr zerſtoſſen/ ſondern man leget denſelben gantz/ wie er iſt/ in einen feinen Korb/ und ſetzt ihn ſamt dieſem in einen Waſſer-vollen Topff/ in welchem er von ſich ſelbſt leichtlich zergehet; doch bleibt in dem Korb ein Unrath oder Drüſen übrig/ welche man auf einen eigenen Hauffen in dem Hof zuſammen ſchüttet.

Nach ſolcher Läuterung muß man den Petünze mit dem Kaolin zu gleichen Theilen vermiſchen/ zu verſtehen/ wann der Porzellan ſoll fein werden; dann zu mittelmäßigem Porzellan nimmt man drey Drittel Pe-tun-ze und zwey Drittel Kaolin, zu dem ſchlechteſten aber drey Drittel Petünze zu einem Drittel Kaolin.

Beede dieſe alſo unter einander gemengete Stücke werden in ein Loch oder Keſſel geworffen/ welcher in der Erden von Steinen ſo wol auf dem Boden/ als rings herum auf allen Seiten veſt gemauret und genau verkittet iſt: allwo beſagter Zeug mit harter Mühe ſo lang unter einander getretten und abgewürckt ſoll werden/ bis er zu einem zächen Teig wird/ von welchem die Künſtler zimliche Klumpen abreiſſen und dieſelbe auf breiten Schiefer-ſteinernen Taffeln noch einmal mit Händen knetten/ und ſo fleißig abwürcken/ daß nicht allein alles wol unter einander gemenget werde/ ſondern auch nichts leeres ſtreimichtes oder blatterhafftes/ viel weniger etwas unſauberes an dem Teig übrig bleibe: inmaſſen ein kleines Härlein oder ein geringes Sand-Körnlein alles verderben/ das Geſchirr aber/ ſo man aus demſelben

machen

machen wolte/ entweders unter der Hand oder in dem Ofen zerſpringen/ ſpalten/ abfallen oder auf eine andere Weiſe mißlingen würde.

Aus dem auferwehnte Art abgetriebenen Teig werden nun alle Porzellan-Geſchirr verfertiget/ etliche zwar auf dem Rad/ andere aber mit Modeln / und beyde mit der Scheer völlig ausgemacht

Alle glatte oder gleich-runde Geſäß werden auf dem Rad geſtaltet/ aber das erſte mal ſehr unvollkommen; dann anfangs ſiehet eine neugetriebene Caffée-Schaale einem kleinen Gieß-Löffel ohne Stiel und Fuß gleich. Doch giebt der erſte Arbeiter iedem Geſchirr gleich anfangs ſeine gebührende Weite und Tieffe/ aber ſo behend/ daß ſolches nur einen Augenblick in ſeiner Hand bleibet; ſonſt würde er übel beſtehen/ weil ihm von einer Taffel oder 26. Schaalen nur drey Pfenning bezahlt werden. Der Fuß iſt dazumal noch eine ungeſtaltete gantze Scheiben von Stein-Teig/ und wird mit der Scheer erſt ausgehölet/ und völlig verfertiget / nachdem die Schaale dürre und trucken worden iſt. Der zweyte Künſtler thut nichts anders/ als daß er die Schaale auf ihren Fuß aufſtellt und grad richtet. Der dritte druckt dieſelbe in ihren Model / und drehet ſie auf ſeiner kleinen Drehbanck ab. Der vierdte beſchneidet die Schaal / abſonderlich an ihrem Rand / mit der Scheer: er ſchabet/kratzt und ſchleifft ſie ſo lange/ bis ſie ſchön dünn und durchſichtig wird: damit ſie aber nicht zerſpringe / netzt er ſie öffters mit Waſſer. Da nun ſolche von dem Model abgenommen wird/ muß ſie gantz gemächlich auf demſelben etliche mal herum getrieben werden/ doch alſo/ daß man ſie nicht mehr auf die eine als auf die andere Seiten drucke/ ſonſt bekommt ſie Löcher oder wirfft ſich ab. Nichts iſt mehr bey dieſer Arbeit zu bewundern/ als die Geſchwindigkeit dern Arbeitern. Man ſagt/ daß ein jegliches völlig fertiges und gebrenntes Porzellan-Geſchirr durch ſiebentzig Hände gehe. Welches ich deſto lieber glaube / je öffter ich in dergleichen Werckſtätten denen Arbeitern ſelbſt nicht allein zugeſchaut/ ſondern mit ſolcher Gelegenheit ihnen auch denjenigen verkündet habe/ der aus dem Leim-Klotzen den erſten Menſchen geſtaltet hat/ auch die Macht hat denſelben zu einem Geſchirr des Fluchs oder der ewigen Gnadenwahl zu machen.

Gröſſere Geſchirre werden aus zwey Stücken zuſammen gefüget/ deren jegliches abſonderlich verfertiget wird: da nemlich drey oder vier Männer deſſen Halbſcheid auf das Rad legen / und jeglicher in dem Umtrieb ſeiner ſeits anhält/ auf daß es ſeine behörige Geſtalt bekomme. Wann beyde Theile ſchier trucken ſeynd / werden ſie mit einander zu einem gantzen Stuck vereiniget oder mit weichem Stein-Teig/ aus welchem der Porzellan ſelbſt gemacht iſt/ zuſammen gekittet. Nachdem es völlig ausgetrucknet iſt / wird daſſelbe mit der Scheer beſchnitten/ gebutzt und geſchliffen/ wie oben iſt angezeiget worden. Der Verniß/ mit welchem es nachmals überzogen wird/ verdeckt die Fug alſo/ daß man ſolche nicht wahrnimmt. Auf eben dieſe Weiſe werden die Handhaben/ Oehrlein und andere dergleichen Anſätze an das Geſchirr angeſchoben. Doch iſt ſolches hauptſächlich zu verſtehen von demjenigen Porzellan/ welcher mit freyer Hand oder durch Model gemacht wird/ als da ſeynd gekehlete/ geſtreiffte oder gekrüpffte Geſchirr: wie auch gewiſſe Figuren/ Bildſäulen/ Krippen/ Groten/ Thiergeſtalten/ Götzen/ Bruſt-Bilder und andere mehr/ welche von denen Europäern und andern Fremden beſtellt werden. Solche Model-Stück beſtehen aus drey/vier oder mehr zuſammen gefügten Theilen/ welche jeder abſonderlich mit tauglichem Werckzeug müſſen gearbeitet/ ausgeſtochen/ beſchnitten/ ausgehölet/ gebutzt und ausgemacht werden. Die Blumen hingegen und andere dergleichen Zierden/ welche nicht erhoben ſeynd / werden mit einigen Stempeln oder Modeln aufgedruckt. Was aber erhobene Schmuckungen ſeynd/ werden ſolche beſonders vorbereitet / und faſt auf eben die Weiſe aufgetragen/ wie die Spitzen und Galonen auf die Kleider.

Jetzt will ich aus eigenem Augenſchein anzeigen/ wie die Model gemacht und gebraucht werden. Wann ich ein entweders aus Porzellan-Zeug gebranntes oder aus Holtz geſchnitztes/ oder auf eine andere Weiſe verfertigtes Muſter habe/ nach weſſen Geſtalt ich ein anderes Porzellan nachmachen wolte; ſo nehme ich eine zu dergleichen Modeln oder Formen taugliche und wohl abgeſchlagene weiche Erden/ ich trage ſolche auf das Muſter/ und drucke dieſes hinein/ doch alſo/ daß der Model nach Erheiſchung ſeiner mehr oder weniger gekrüpfften Geſtalt in zwey/drey oder auch mehrere Stück abgetheilet werde/ und ſeine gemeſſene Dicke habe. Iſt das Muſter aber in alle Weege ſchön rund/ ſo kan der Model zu demſelben aus hartem Zeug wol auf der Banck gedrechſelt werden.

Bevor man nun ſich des Models bedient/ wird er eine Zeitlang bey dem Feuer gewärmet/ demnach aber mit Porzellan-Zeug ſo dick oder dünn/ als man das verlangte Geſchirr haben will/ gefüttert: ſolcher aber muß aller Orten mit der Hand ſo veſt eingedruckt werden/ daß er ſich aller Orten genau anlege. Hiernächſt hält man den Model wieder einen Augenblick zum Feuer/ damit die eingeſchlagene Figur ſich Krafft der Wärme ablöſe; weil nemlich dieſe die Näſſe/ durch welche das neue Geſchirr anklebete / verzehrt. Wann das vorgehabte Werck aus mehr Theilen beſtehet / werden ſolche mit naſſem Porzellan-Zeug zuſammen gekittet / getrucknet und gebutzt. Auf dergleichen Weiſe habe ich geſehen gantze Thiergeſtalten machen/ in welchen nichts hohles/ ſondern alles voll ware: da man erſtlich dieſelbe grob und ſchlechthin / gleich einem Leim-Klumpen geſtaltet/ und/ nachdem ſie iſt trucken worden/ mit der Scheer ſo lange geſchabet/ beſchnitten und geſchliffen hat/ bis endlich die vorgenommene Bildnuß ſich äuſſerte: die Glieder ſeynd abſonderlich auf gleiche Art zubereitet/ und folgends an den Leib angeſetzt worden.

Wann demnach die Figuren ihre richtige Geſtalt haben und recht trocken ſeynd/ werden ſie mit dem Verniß oder Oel überzogen; folgends in dem

Ofen zum erſtenmal gebrennt: hiernächſt aber gemahlen oder überſtrichen / oder verguldet / und zum andern mal gebrennt. Aller auf ſolche Weiſe verfertigter Porzellan wird ſehr theuer verkaufft. Allein man muß wol Achtung geben / daß er gegen die Kälte wol verwahret werde; inmaſſen er vor Feuchte gern zerſpringet / wann er nicht auf einmal zugleich austrucknet; darum werden in denen Werckſtätten öffters Feuer angemacht / um hierdurch ſolchem Unglück vorzubiegen.

Obgemeldete Model werden aus einer gelben / fetten und Klumpenweiſe in dem Grund nicht weit von Kim-te-tſchim liegender Erden gemacht / welche da hart abgeſchlagen und zu einem zähen Teig getretten wird: von ſolchem nimmt man ſo viel / als zu einem Model nöthig iſt / und ſchlägt ihn zum zweytenmal ab. Nachdem man aber in denſelben die Figur eingedruckt hat / läßt man ihn trucken werden; nachmals wird ihm auf der Drehebanck ſeine äuſſerliche Geſtalt gegeben. Wann eine groſſe Menge von Porzellan beſtellt wird / ſo werden viel Model nach einem jeglichen Muſter gemacht / damit mehr Künſtler zugleich daran arbeiten mögen. Wann beſagte Model nur fleißig bewahrt werden / ſo dauren ſie eine lange Zeit.

Nach dem erſten Brand wird der Porzellan gemahlet. Dergleichen Haffner-Mahler werden in China Hoa-pei genannt / und ſeynd faſt eben ſo armſelige Bettler / als die übrige Arbeiter in der Werckſtatt; welches um deſto weniger zu bewundern iſt / je ſchlechtere Künſtler ſchier alle Mahler in China ſeynd; als welcher Wiſſenſchafft in einer bloſſen Erfahrnuß und Einbildung beſtehet / dergeſtalt / daß insgemein der beſte Mahler allhier nicht mehr verſtehet / als in Europa ein Lehr-Junge von 2. Monaten. Doch bilden ſie ſo wol auf dem Porzellan als auf denen Laternen und Wedelein ſaubere Blumen / ſchöne Landſchäfftlein und mancherley Thiere.

Man findet in einer Werckſtatt gar viel ſolche Mahler / welche ihre Arbeit unter einander abtheilen; indem einer nichts anders macht / als den groſſen Zirckel / ſo oben bey dem Rand der Schaalen zu ſehen iſt: der andere zeichnet die Blumen / welche von einem dritten gemahlt werden. Der eine macht blos allein die Gewäſſer und Gebürg / der andere hingegen nur Vögel und Thiere. Nichts treffen ſie übler als die Menſchen-Geſtalt.

Faſt alle erdenckliche Farben werden zum Porzellan gebraucht / obſchon nach Europa gemeiniglich nur diejenige Geſchirr gebracht werden / welche da hoch-blau auf einem weiſſen Grund angeſtrichen ſeynd. Doch mag ſeyn / daß unſere Kauffleute auch von andern Farben einige Stücke dahin gebracht haben: derer etliche ausſehen wie unſere Brand-Spiegel: andere ſeynd gantz roth / als wären ſie mit Oel-Farbe überſtrichen / andere aber hoch- und geſprengt-roth / wie rothe Mignia-tur, oder wie gedüpffte Schrifften. Dieſe zwo Gattungen / wann ſie wol gerathen / ſeynd die koſtbareſten / und in China die vornehmſten.

Letztlich giebt es auch Porzellan-Geſchirr / auf welchem die vorgeſtellte Landſchäfftlein faſt aus allen unter einander vermengten Farben entworffen ſeynd / welche durch die Verguldung / die alles abſticht / anmuthig erhoben werden. Aber ſo vortrefflich ſchön als dieſer Porzellan iſt / ſo theuer wird er verkaufft / wann weder Fleiß noch Unkoſten daran geſpart werden; widrigenfalls / wann dieſe Gattung mit ſchlechten Farben und mit Erſpahrung verfertiget wird / kommt ſie nicht ſo ſauber heraus / als der mit bloſſem Himmelblau gemachte Porzellan. Die Jahr-Bücher von Kim-te-tſchim ſagen / daß vor dieſem der gemeine Mann ſich nur des weiſſen Porzellans bedienet habe: Zweiffels-ohne derentwegen / weil man dazumal in der Gegend Schao-tſcheu noch nicht ein gewiſſes Himmel-blau erfunden hatte / ſo nicht ſo koſtbar iſt / als dasjenige / deſſen man ſich zu vornehmern Gefäſſen bedient / und welches von weitem hergebracht wird.

So viel unterſchiedliche Farben werden folgender maſſen zubereitet. Die Himmel-blaue Stuff wird in dem Ballaſt oder Kiß-Sand / welcher auf dem Boden des Ofens eines halben Schuh hoch liegt / vergraben: allwo ſie unter dem Feuer innerhalb 24. Stunden völlig ausgeröſtet / folgends heraus gezogen / und zu einem allerfeineſten Staub nicht auf einem Stein gerieben / ſondern in einem groſſen Mörſer zerſtoſſen wird / welcher nicht von Metall / ſondern ſamt dem Stöſſel aus Porzellan gemacht iſt: beyde ſollen mit keinem Verniß überzogen ſeyn.

Die rothe Farbe wird aus Vitriol oder Kupfferwaſſer / ſo auf Siniſch Tſao-fan heiſt / zubereitet. Man wirfft nemlich ein Pfund Kupfferwaſſers in einen Schmeltz-Tiegel / auf welchen ein zweyter aber umgeſtürtzter Tiegel nicht allein geſetzt / ſondern auch aufgekittet wird: dieſer letztere hat in der Höhe oder in ſeinem Boden ein Loch / welches alſo muß zugedecket werden / daß man den Deckel leichtlich abnehmen / und hinein ſchauen möge / ſo offt es nöthig iſt. Man ſetzt beyde alſo auf einander gefügte Tiegel in einen runden von Ziegeln rings herum aufgeführten Creyß / welcher mit glüenden Kohlen angeſchüttet wird. So lang nun aus denen Tiegeln ein ſchwartzer Rauch aufgehet / iſt das Kupfferwaſſer noch nicht in fertigem Stand: So bald aber aus denenſelben ein dünnes und feines Wölcklein aufſteigt / hebt man den Loch-Deckel ab / man nimmt mit einem tauglichen Inſtrument ein wenig von dem Vitriol aus dem Tiegel / man läßt es in Waſſer zergehen / und prüfft es auf einem Span von Tannen-Holtz. Giebt es auf ſolchem eine feine rothe Farbe / ſo ziehet man die Glut hinweg. Wann alles zuſammen erkaltet iſt / findet man auf dem Boden des untern Tiegels ein kleines Leiblein rother Farbe etwan 8. Loth ſchwer; dann jedes Pfundt Kupfferwaſſer giebt 4. Untzen oder ein Viertel ſolcher Farbe.

Wiewol der Porzellan von Natur weiß iſt / und durch das Oel / mit welchem er muß überzogen werden / noch weiſſer wird: ſo giebt es dannoch gewiſſe Figuren / welche mittelſt eines andern weiſſen Pulvers mit unterſchiedlichen Farben auf-

aufgetragen werden. Dieſes Pulver wird aus durchſichtigen weiſſen Kißelſteinen und Bleyweiß gemacht: da man nemlich jetztgedachte Kißel auf eben die Weiſe/ wie oben von der blauen Farbe iſt geſagt worden// brennt und in einem Porcellanernen Mörſer zu Saub zerſtoßt. Mit einem Loth dieſes Kieſel-Pulvers werden zwey Loth von zerriebenem Bleyweiß vermiſcht/ und mit ſolchem vermengten Pulver alle Farben angemacht/ doch alſo/ daß ich zum Exempel zu der grünen Farbe zwey Loth Bleyweiß/ ein Loth Kiß-Mehl und ſechs Loth von demjenigen grünen nehme/ welches die Sineſer Tom-hoa-pien nennen/ und ſo viel ich habe können abnehmen/ nichts anders iſt/ als die Schlacken oder Spähn von geſchlagenem Kupffer/ mit einem Wort der feineſte Grünſpan/ ſo man immer haben kan.

Aus der zubereiteten grünen Farbe wird die **Veyel-blaue** gemacht/ indem man jener einen Zuſatz oder Doſin von weiſer Farb zulegt. Je mehr grünes und weniger weiſſes hinzu kommt/ deſto dunckler wird das Veyel-blaue.

Zu dem **Gelben** nimmt man ſieben Quintel weiſſes (ſo nemlich aus Kißelſtein und Bleyweiß oberwehnter maſſen iſt zubereitet worden) und drey Quintlein von præparirtem Kupfferwaſſer. Aber alle dieſe Farben ſcheinen auf dem Geſchirr nicht ehender grün/ Veyel-blau/ gelb oder roth/ bis nicht daſſelbe zum zweytenmal in dem Ofen iſt gebrennt worden; dann ich habe bereits oben angezeigt/ daß nachdem der Porzellan getrücknet und mit dem Oel oder Verniß iſt überzogen worden/ derſelbe zum erſtenmal müſſe gebrennt werden/ ehe man die Farben aufträgt und ihn zum andernmal brennt. Ein Siniſches Buch ſchreibt hievon alſo: dieſe unterſchiedliche Farben werden mit Bleyweiß/ mit Salpeter und Kupfferwaſſer aufgetragen. Allein die Chriſten/ mit welchen ich dernwegen geredet habe/ und welche würcklich in Porzellan arbeiten/ ſagen/ ſie brauchen nichts als Bleyweiß/ welches ſie mit der Farb/ ehe ſie ſolche auflegen in Gummi-Waſſer zerlaſſen.

Die rothe Oel-Farbe wird alſo aufgetragen: man nimmt von einem gewiſſen rothen/ ſo die Sineſer Tom-lu-bum nennen/ oder auch die kurtz vorhin beſchriebene rothe Farbe/ und man miſchet ſolche mit dem ordinarii Porzellan-Oel/ zu welchem aber noch ein anders Oel kommt/ ſo aus weiſſen Kißelſteinen auf eben die Weiſe/ wie das erſtere Oel/ zubereitet wird. Wie viel aber von einem und dem andern Oel/ wie auch von der rothen Farbe müſſe genommen werden/ hab ich nicht erfahren können. Ein fürwitziger Künſtler mag es ſo lang probiren/ bis er das Gewicht und Maß oder die Doſin recht trifft. Dergleichen Oelfärbig-rother Porzellan klingt nicht/ wenn man darauf ſchlägt.

Die gedüpffte oder geſprengte rothe Farbe wird aufgeblaſſen/ wie folget. Man nimmt ein ſchon vorhin zubereitetes rothes Mehl/ und thut ſolches in ein aus feinem Beutel-Zeug (wie die Müller brauchen) gemachtes Beutelein/ welches an das eine End einer Röhr angebunden wird. Man läßt die Röhr gantz langſam bis auf die Farb hinunter und bläſet alſo in dieſelbe gegen das vorgehabte Porzellan-Geſchirr/ welches hiedurch mit unzählich viel rothen Düpfflein beſäet/ und viel theuerer als das vorige wegen gröſſerer Kunſt und Arbeit/ ſo es erfordert/ verkaufft wird.

Der ſchwartze Porzellan/ in China U-mien genannt/ ſiehet der Farbe nach unſern Brenn-Spiegeln oder dem Bley gleich/ welche aber mit aufgelegtem Gold ſchön erhoben wird. Solche Farbe wird aufgetragen/ ſo bald der Porzellan trucken iſt. Ihre Vermiſchung beſtehet insgemein in ſechs Loth Himmel-blau und vierzehen Untzen des ordinarii Porzellan-Stein-Oels. Wann dieſe Farbe trucken iſt/ wird das Geſchirr zum erſtenmal/ und nach aufgelegtem Gold zum andernmal in einem abſonderlichen Ofen gebrennt.

Ich habe noch andere ſeltſame Stücke Porzellan geſehen/ als erſtlich etliche doppelte Schaalen/ da nemlich zwey wie ein Stück ſo künſtlich in einander geſteckt ſeynd/ daß die innere zwar gantz und voll/ die äuſſere aber/ wie die Unterkuppe an einem Kelch/ durchbrochen iſt; beyde ſeynd zuſammen gekittet. Ferner hat man mir andere Geſchirr von Porzellan gewieſen/ auf welchen Siniſche oder Tartariſche Frauen ſo lebhafft entworffen waren/ daß man dergleichen Gemähl von weiten für Schmeltz-Arbeit anſihet.

Wann zu dem Porzellan kein anders/ als weiſſes Kißel-Stein-Oel genommen wird/ ſo bekommt er eine abſonderliche Farbe/ welche hier Tſui-ki benahmet wird. Solche Geſchirr ſehen aus wie weiſſer Marmel/ der mit unzählig viel Striemen und Adern Creutzweiſe geſpreckelt iſt. Von ferne kommen dergleichen Stücke einem vor/ als wären ſie vielfältig geſpalten und gebrochen/ ohne dannoch von einander zu fallen/ oder beſſer zu ſagen/ ſie ſehen aus/ wie die Moſaiſche Arbeit. Sie ſeynd zwar weiß/ doch in etwas der Aſchen-Farb gleich. Auf eben ſolche Weiſe ſiehet der gantz blaue Porzellan/ wann er mit dieſem Kißel-Oel verfertiget wird/ ſo bald die Farbe trucknet/ geſpreckelt und marmeliert aus.

Den Porzellan zu vergulden wird das geſchlagene Gold in einem Mörſer/ ſo ſamt dem Stöſſel aus Porzellan ſeyn muß/ ſo lang im Waſſer geſtoſſen und gerührt/ bis ſich unter dem Waſſer ein guldener Himmel zeiget: Nachdem dieſes langſam iſt abgegoſſen worden/ läßt man das Gold recht austrucknen/ welches zu kleinen Theilen mit Gummi-Waſſer allgemählich aufgelöſet wird. Unter dreyßig Theil Gold werden drey Theile Bleyweiß vermenget/ und beyde zuſammen auf eben die Art/ wie andere Farben/ auf den Porzellan aufgetragen.

Letztlich iſt nicht auſſer Acht zu laſſen/ daß der Porzellan öffters nur mit ſeinem Stein-Oel überſtrichen/ und alſo zum erſtenmal gebrennt/ folgends erſt gemahlt und noch zum zweytenmal gebrennt werde/ damit nemlich alle Mängel/ Striemen/ Kehlen und Löcher/ ſo nach dem erſten Brand auf demſelben ſich äuſſern/ mit Farben dick übermahlet und zugedeckt werden. Nachdem

ſo

ſo wol die Farben als das Gold völlig ausgetrucknet ſeynd / werden die Schaalen je eine in die andere/ und je eine kleinere in eine gröſſere übereinander geſteckt / und Säulen-weiß in den Ofen geſtellt.

Die Brenn-Oefen können von Eiſen oder von Erden ſeyn. Derjenige / den ich geſehen habe/ ware Manns-hoch/ und ſo breit oder weit als ein groſſes Wein-Faß. Er war aus eben dem Zeug gemacht/ aus welchem die Kacheln oder Futteral verfertiget werden/ verſtehe aus viereckichten in etwas eingebogenen Kacheln/ ſo eines Zolls dick/ eines Schuhe hoch/ und anderthalb Schuhe lang oder breit / und nach dem Zirckel alſo eingebogen ſeynd / daß ſie ſich zu der behörigen Rundung richtig zuſammen ſchicken. Sie waren mit Mörtel ordentlich an- und auf einander gefügt. Der Ofen-Fuß war von der Erden anderthalb Schuhe erhoben/ und ſtunde auf drey oder vier kleinen aus zwar dicken aber ſchmalen Ziegeln aufgemauerten Geſtellen. Um den Ofen herum ſahe man eine aus genau geſchroteten Ziegeln erbaute Rings-Mauer/ die unten mit drey oder vier Lufft-Löchern/ die an ſtatt dern Blaſe-Bälge den Wind ziehen/ verſehen ware. Zwiſchen dieſem Umfang und dem Ofen ware rings herum ein leerer Raum nur eines halben Schuhe weit: doch drey Queermäuerlein ausgenommen / welche wie Spehr oder Sporen die Mauer mit dem Ofen vereinigten/damit dieſer weder ſpringen noch zerfallen mögte.

Der Säulen-weiß auf einander gerichtete Porzellan wird in den Ofen geſetzt/ je eine Säule nebſt der andern/ bis er gantz voll iſt. Man deckt den Ofen oben mit eben ſolchen breiten Kacheln zu/ wie in ſeinen Wänden ſeynd/ doch mit dem Unterſchied/ daß dieſe gefaltzt/ in einander geſchoben und mit Mörtel oder Leim fleißig zuſammen gekittet werden. Nur oben in der Mitten wird ein Loch gelaſſen/ damit man ſehen möge/ ob der Porzellan gnug gebrennt ſeye? alsdann wird der Brand mit glüenden Kohlen angeſteckt/ welche ſo wol unter dem Ofen-Fuß als auf deſſen Deckel/ auch in dem leeren Raum zwiſchen dem Ofen und der Ringsmauer häuffig angeſchüttet werden. Das Loch auf dem Ofen-Deckel wird mit einer gebrochenen Kachel vermacht/ dieſe aber von Zeit zu Zeit abgenommen / damit man durch dieſe Oeffnung zuſehe/ ob der Porzellan ſeinen Glantz/ ſeine Farbe/ und ſeine lebhaffte Geſtalt gewonnen habe? dann ſo bald er auf ſolche Weiſe vollkommentlich ausgebrennt iſt / wird erſtlich die Glut / und nach abgekühltem Ofen auch der Porzellan heraus gezogen.

Mit dieſer Gelegenheit fällt mir ein/ ob nicht mittelſt des Bleyweiß auch das Glas nach dem erſten Brand könte übermahlet und nach aufgetragenen Farben in dem Ofen zum andernmal gebrennt werden/ abſonderlich wann/ wie ehedeſſen die Chineſer mit dem Porzellan gethan haben/ Kupfferwaſſer und Salpeter mit dem Bleyweiß ſolten vermenget werden? wenigſtens könten es die Glasmacher in Europa verſuchen/ ob nicht möglich ſeye / dieſe uralte aber zu Grund gegangene ſchöne Kunſt wieder aufzubringen?

Die Sineſer haben ebenfalls eine uralte Kunſt ihrer Vor-Eltern vergeſſen und zwar dieſe: Vor Zeiten wuſten dieſelbe den Porzellan ſo künſtlich zu mahlen/ daß man an der leeren Schaalen weder inwendig noch auswendig nichts von Farben ſehen könte/ſondern alles gleich weiß ſchiene/ bis man etwas flüßiges hinein gegoſſen hat/ da ſich dann allerhand Fiſche/Vögel und Thiere dem Aug vorſtellten. Solche Gattung Porzellan heißt noch heutiges Tages Kia-zim, das iſt/ **eingeſencktes Himmel-blau**; welches wie die Sineſer vorgeben/ auf folgende Weiſe iſt gemacht worden. Der Porzellan/ ſo man alſo färben will / muß ſehr dünn und geſchmeidig ſeyn. So bald die Schaalen trucken iſt/ wird die Farbe zimlich dick aufgetragen/ nicht zwar/ wie ſonſt/ auswendig/ ſondern inwendig. Man mahlet lieber Fiſche als was anders hinein/ weil dergleichen Figuren mittelſt des eingeſchenckten Waſſers erſt ſichtbar werden. Wann die Farbe ausgetrucknet iſt/ wird die Schale ſamt der Farbe inwendig mit ſehr dünnem Porzellan-Zeug überzogen/wodurch die Farben in das Geſchirr zwiſchen der äuſſern und innern Schaalen gleichſam verſchloſſen werden. Nach getrucknetem Uberzug wird der innere Theil auch mit Stein-Oel übervernißt. Nach einiger Zeit wird die Schaale auf dem Model und auf der Drehbanck völlig verfertiget/ abſonderlich auswendig / da man ſo viel von ihrer Dicke abſchleifft als man immer kan / nur daß man nicht gar auf die Farbe komme. Letztlich tauchet man auch den äuſſern Theil der Schaale in Stein-Oel; läßt dieſelbe trucken werden/ und brennt ſie in dem Ofen. Vielleicht könte dieſe in China verlohrne Kunſt in Europa durch einen Künſtler entweders an Porzellan oder auch an Glas von neuem erfunden und aus jetzt angedeuteter Spur wieder hergeſtellt werden.

Eines muß ich noch erinnern/ daß nemlich/ ehe der Porzellan mit ſeinem Oel oder Verniß überzogen wird/ derſelbe durchgehends fleißig abgegleichet werde/ damit nichts rauches/ noch ungeſchliffenes / noch tieffes übrig bleibe. Solches aber geſchiehet mit einem aus kleinen und ſehr feinen Federn zuſammen gebundenen Penſel/ welcher öffters in das Waſſer eingetaucht/ das Geſchirrlein aber mit demſelben gantz ſanfft überfahren wird.

Ubrigens iſt es keine geringe Kunſt das Stein-Oel recht aufzutragen / damit nemlich daſſelbe nirgend zu dick auf einander liege/ und dannoch alles in gleicher Dünne bedecke. Der gar dünne Porzellan wird mit demſelben zwar zweymal / aber überaus behutſamlich überzogen; dann/ wann das Oel zu dick ſolte aufgeleget werden/ würde es mit ſeinem Gewicht die gar zu zarte Schaale biegen oder eindrucken; darum wird ſie mit jetztfolgender Behutſamkeit mit dem Verniß-Oel überkleidet. Der Künſtler faßt mit der einen Hand die Schale auswendig und hält ſie über den Topff / in welchem beſagtes Oel iſt;

Er

Er ſprützt mit der andern Hand den inwendigen Theil der Schaale alſo mit Oel an/ daß ſie mit dieſem innenwärts gäntzlich überzogen werde/ doch dermaſſen geſchwind/ daß dieſelbe nicht erweiche. Dernwegen ſoll ſie inwendig auch vorher völlig austrucknen/ ehe er ihr auch auswendig das Oel giebt. Die Sineſer beſpritzen inwendig eine groſſe Menge Geſchirrlein nacheinander/ und laſſen ſie der Austrücknung wegen eine Zeitlang ſtehen/ bevor der Verniß auswärts darauf kommt/ womit es alſo zugehet. Der Töpffner ſteckt ſeine Finger in die Schalen/ und hält mit der andern Hand ein Stäblein unter ihren Fuß: er taucht ſie auf ſolche Weiſe in das Oel/ und ziehet ſie den Augenblick wieder heraus. Solches Eintauchen und Einſpritzen wird/ wie ſchon gemeldet habe/ an denen kleinen und dünnen Geſchirrlein wiederholet.

Ich habe oben auch erinnert/ daß der Fuß an der Schalen anfangs gantz und voll bleibe/ weil er nemlich erſt nach getrucknetem Verniß auf dem Rad oder auf der Drehbanck ausgehölet: mit einem runden Ringlein/ zuweilen auch mit einem Siniſchen Buchſtaben gezeichnet: demnach aber/ wann er vorhin iſt trucken worden/ mit Verniß-Oel überzogen/ und letztlich nach deſſen Trucknung erſt ſamt der Schalen gebrennt wird.

Mir iſt wunderlich vorkommen/ als ich ſahe/ wie daß ein Mann auf ſeinen Schultern zwey ſchmale aber lange und mit Porzellan dick überſtellte Bretter durch etliche Gaſſen; ſo mit Leuten häuffig angeſäet waren/ zu dem Ofen truge/ ohne jemals zu ſtolpern oder abzuwerffen.

Der Ort/ allwo die Oefen ſtehen/ hat auch was abſonderliches. Man kommt erſtlich in einen Vorhof/ in welchem alle Geſimſer oder Geſtelle mit Erdenen Kacheln und Futteralen überſetzt ſeynd/ die zu nichts anders dienen/ als damit in denſelben der Porzellan in den Ofen geſchoben und gebrennt werde; dann jegliches Stuck Porzellan/ wann es nicht gar ſchlecht iſt/ hat allda ſein beſonderes Futteral/ welches auch von denenjenigen zu verſtehen iſt/ ſo mit Deckeln verſehen ſeynd: dieſe werden ſehr gelind auf ihre Geſchirrlein geſetzt/ und ſamt denenſelben in den Ofen gebracht/ nach dem Brandt aber mit einem kleinem Schlag von ſolchen wieder ledig gemacht. Deren gar kleinen Stücken/ als da ſeynd die Caffée- oder Tſchocolata-Schalen/ kommen mehr in ein Futteral.

Der Boden eines jeglichen Futterals iſt mit reinem Sand/ dieſer aber/ damit er nicht anklebe/ mit Staub von Kaolin überſtreuet: auf dieſes Sand-Bethlein wird das Porzellan-Geſchirrlein geſtellt/ und deſſen Füßlein in daſſelbe eingedruckt/ annebſt aber fleißig beobachtet/ daß der Porzellan das Futteral nirgend berühre/ welches keinen Deckel hat/ ſondern es wird an deſſen Statt ein anderes Futteral von gleicher Geſtalt auf das erſte/ ein drittes auf das zweyte und alſo weiters aufgeſetzt/ doch mit dieſer Behutſamkeit/ daß es den Porzellan des untern Futterals nicht erreiche. Mit dergleichen aus Futteralen aufgerichteten Säulen wird der Ofen angefüllt/ welche ſehr nützlich ja nothwendig ſeynd/ damit nemlich die Hitze den Porzellan nicht ſchmeltze oder zuſammen kitte/ noch ihm ſeinen Glantz und ſchöne Geſtalt benehme.

Offtgenannte Futterale oder Kapſel ſeynd vier Zoll hoch/ zimlich breit und rund/ damit mehr kleine Geſchirrlein von Porzellan darinnen Platz haben/ welche jedes beſonders auf ein kleines Tellerlein von Erden/ ſo etwann zwey Reichs-Thaler dick/ und nicht breiter als das Füßlein der Schalen iſt/ geſtellt werden. Dieſe Unterſätzlein werden gleichfalls mit Kao-lin-Mehl überſtreuet/ in welches der Fuß des Geſchirrleins eingedruckt wird. Wann die Kachel noch neu oder ungebrennt und ſehr weit iſt/ ſo wird in deroſelben Mitten kein Porzellan/ ſondern nur rings herum nahe an die Wand geſetzt/ aus Sorge/ die Schalen/ weil ſie zu weit von dem Feuer würden entfernet ſeyn/ möchten ungleich gebrennt werden/ mithin ſpringen/ und einen verderblichen Schlag in dem Ofen erwecken. Die alten Kacheln hingegen/ welche ſchon ausgebrennt ſeynd/ werden mit Porzellan völlig angefüllt.

Auf daß aber der Hafner den noch rohen und über die maſſen gebrechlichen Porzellan nicht verderbe/ rühret er ihn nicht mit der Hand/ ſondern mit einem kleinen Riemen an/ welcher mit ſeinen Enden an denen zwey krummen Zincken eines hölzernen Gäbeleins hafftet: mit dieſer Schnur fänget er ſo ſanfft als er kan/ die Schalen und ſetzt ſie in die Kachel auf ihr Tellerlein.

Der Boden des Brenn-Ofens iſt bis auf einen halben Schuh hoch mit grobem Kies-Sand belegt/ auf welchen die aus Kacheln oder Futteralen aufgerichtete Säulen geſtellt werden. Die zwo unterſte Kacheln in jeder Saulen bleiben leer; weil ſie nemlich ſchier zur Helffte in dem Sand ſtehen und ohne dem unten die Hitze zu ſchwach iſt. Um dieſer Urſach willen iſt auch die oberſte Kachel in jeglicher Säulen leer.

So giebt man auch Achtung/ daß die Säulen mit dem feineſten Porzellan in die Mitten/ die ſchlechtern aber auf die Seiten/ und bey dem Eingang diejenige geſetzt werden/ welche entweders ſtärcker an Farb/ oder von einem Zeug gemacht ſeynd/ zu welchem ſo viel Petüuze als Kaolin komt; oder welche mit einem Oel überzogen ſeynd/ ſo aus ſchwartz- oder roth-geſpreckelten Steinen iſt heraus gezogen worden.

Alle Kachel-Säulen ſtehen ſtracks an einander/ ja ſie ſeynd ſo wol oben und in der Mitten als unten wohl zuſammen gebunden mittelſt vieler Scherben/ welche aller Orten zwiſchen die Säulen eingeſchoben werden/ doch nicht ſo dick/ daß die Flamme nicht aller Orten ihren freyen Lauff hätte.

Nicht jegliche Erden taugt zu gedachten Kacheln oder Futteralen/ ſondern nur drey Gattungen derſelben: die erſte iſt gelb und gantz gemein/ ſie iſt gleichſam der Grund des Geſchirrs/ und hat/ weil mehr von dieſem als andern Leimen unter den Zeug gemenget wird/ die Obhand. Die andere Erden iſt ein veſter Thon und heißt Lao tu. Die dritte iſt öhlig und wird Yeu-tu genannt.

Die zwo letztere Gattungen werden zu Winters-Zeit ſehr tief aus der Erden gegraben/ weil es nemlich allda im Sommer nicht von ſtatten gehet. Wann alle dieſe drey Zeuge zu gleichen Theilen ſolten vermiſcht werden/ würden die Kacheln länger aushalten; allein die Siniſche Sparſamkeit läßt es nicht mehr zu/ wie vor dieſem/ da weder Zeug/ noch Mühe/ noch Unkoſten geſpart/ und eben darum die Kacheln nicht zugleich mit dem Porzellan/ ſondern vorher abſonderlich ſeynd gebrennt worden. Alle drey Gattungen von Leim werden in einem gewiſſen Volckreichen Dorff eine Stunde von Kim-te-tſchim unter einander vermiſcht/ abgetretten/ geſchlagen/ und alſo gantz fertig auf dem Fluß dahin gebracht. Solcher Zeug ſiehet vor dem Brand gelblicht/ nach dem Brand aber dunckel-roth aus. Gleichwie man nun auf die Wolfeile loß gehet/ alſo können die Kacheln nicht über den dritten Brand/ ehe ſie zerſpringen/ ausſtehen. Wann eine nur ſchlechterdings ſpaltet/ wird ſie mit einer Wieden zuſammen gebunden/ und dient noch zu einem letztenmal/ obſchon das Band im Feuer gleich verbrennt.

Man darff zu einem Brand nicht lauter neue Kacheln oder Futterale nehmen/ ſondern nur die Halbſcheid/ die andere Helffte muß ſchon vorhin ausgebrennt ſeyn/ dieſe werden oben und unten/ die neuen aber in die Mitten dern Kachel-Säulen geſetzt.

Nun will ich Euer Ehrwürden vor Augen ſtellen/ auf was Weiſe ein nicht kleiner/ wie ich oben erwehnt habe/ ſondern ein groſſer Porzellan-Ofen ſolle aufgeführt werden. Solcher wird insgemein zu Ende eines langen Vorhofs geſtellt/ welcher zugleich den Wind fangen und den heraus ſchieſſenden Dampff zerſtreuen möge; dann er thut eben das Verrichten/ was der Kaſten in der Glas-Hütten. Die Oefen ſeynd heutiges Tages um ein merckliches gröſſer/ dann vor Zeiten: als ſie nach Ausſag eines alten Siniſchen Buchs/ ſo ich geleſen habe/ nur ſechs Schuhe hoch und breit waren: da ſie jetzt zwey Klaffter in die Höhe und vier in die Weite haben. So wol die Wände als das Gewölbe des Ofens ſeyn dermalen ſo dick/ daß man unter währendem Brand darauff gemächlich gehen kan ohne von dem Feuer verletzt zu werden. Das Gewölb iſt inwendig weder glatt oder eben/ noch zugeſpitzt/ ſondern um etwas nieder gedruckt: es ſchließt ſich in der Mitten/ wo es am höchſten iſt/ an das groſſe Dampff-Loch zuſammen/ durch welches der Rauch und die Flamme ausbrechen. Nebſt dieſem Haupt-Mund hat daſſelbe hin und wieder noch fünff andere/ aber um viel kleinere Löcher/ ſo gleichſam des Ofens Augen ſeynd/ und mit zerbrochenen Scherben zugedeckt werden/ doch alſo/ daß man ihnen ein wenig Lufft läßt/ damit der Wind und das Feuer durch dieſelben ſpielen mögen. Durch eines dieſer Augen (ſo an dem Haupt-Loch das nächſte iſt) ſchauet man zu/ ob der Brand zeitig ſeye; indem der Hafner die Scherben abhebt: mit einem langen eiſernen Zänglein hinein fährt: den Deckel der oberſten Kachel abnimmt und betrachtet/ ob der in derſelben verſchloſſene Porzellan ſeine völlige Geſtalt/ Zierde und Farbe habe? wann er nun merckt/ daß alle Kacheln durchgehends glüend ſeyen/ und die Farben auf dem Geſchirr ihre vollkommene Schönheit erreicht haben: wird das Feuer gehemmet und das Ofen-Loch auf eine Zeitlang völlig zugemauert. Der Ofen hat unter ſeinem Fuß einen Herd/ welcher durch deſſen gantze Breite durchgehet/ oder ſo lang iſt/ als weit der Ofen in ſeinem Durchſchnitt iſt. Dieſer Herd hat einen bis zwey Schuhe/ ſo wol in ſeiner Breite als Tieffe: man gehet über ſolchen auf einem Brett in dem Ofen herum/ ſo offt man den Porzellan entweders hinein ſetzen oder heraus nehmen will. So bald das Feuer angezündet iſt/ wird die Ofen-Thür vermauert bis auf eine kleine Oeffnung/ durch welche das Holtz hinein geworffen wird: dieſes iſt nur eines Schuhe lang und zu kleinen Vierteln geſpalten. Der Ofen wird erſtlich vier und zwantzig Stunden langſam geheitzet/ demnach aber werden zwey Männer beſtellt/ die einander ablöſen und ohne Unterlaß Holtz hinein ſchieſſen. Es gehen gemeiniglich auf einen Brand hundert und achtzig Läſt Holtz auf/ an ſtatt deren zwey hundert und viertzig/ ſo vor Alters ſeynd verzehret worden/ zu welchen/ ſo offt es regnete/ noch zwantzig andere gekommen ſeynd/ unerachtet dazumalen die Oefen um die Helffte kleiner waren als heutiges Tages; dann man machte erſtlich ſieben Tag und Nacht ein kleines Feuer: den achten Tag aber ward der Brand völlig angeſteckt. So groſſes und langwieriges Feuer gaben die Alten dem Porzellan/ unerachtet zu ihrer Zeit die Kacheln oder Futteral bereits vorhin waren gebacken worden. Allein man muß auch bekennen/ daß ihr Porzellan viel dicker und ſtärcker als der heutige geweſen ſey. Ehedeſſen pflegte man die Ofen-Thür nach gelöſchtem Feuer erſt den eilfften Tag für die groſſen/ und den ſechſten Tag für die kleinen Geſchirr zu eröffnen. Jetzt wartet man zwar mit dem groſſen Geſchirr etliche Täge; ſonſt würde es unfehlbar ſpringen: das kleine aber ziehet man morgen frühe hinaus/ wann heute Abends der Brand völlig erloſchen iſt. Die Urſach ſolcher Eil iſt zweifsels-ohne die Erſparung des Holtzes. Gleichwie nun der Porzellan noch gantz brenn-heiß aus dem Ofen genommen wird/ alſo ziehet der Taglöhner denſelben mit einem langen Hand-Tuch/ welches er um den Hals ſchlägt/ hinaus/ damit er ſich nicht brenne.

Ich habe mit Verwunderung vernommen/ daß nachdem in dem Herd eines ſolchen Ofens in einem Tag hundert und achtzig Laſten Holtz wären verbrennt worden/ mann dannoch den folgenden Tag keine Aſchen gefunden habe. Die Leute/ ſo mit dem Brand umgehen/ müſſen des Feuers wol gewohnt ſeyn und ſich wiſſen zu bewahren. Man ſagt/ ſie miſchen Saltz unter ihren Thée, damit ſie ohne ihnen ſelbſt zu ſchaden/ davon nach Belieben trincken mögen. Warum aber das Saltz ſolche Krafft haben ſolle/ begreiffe ich nicht.

Es wird ſich demnach keiner darob entſetzen/ daß der Porzellan in Europa ſo theuer verkaufft werde/

werde/ wann er alles/ was ich bißher geſagt habe/ reifflich überlegt und annebſt erwegen will/ erſtlich daß der Petünze und Kaolin von mehr als zwantzig ja dreyßig Meilen her müſſe nach Kim-te-tſchim gebracht und allda von neuem geläutert werden: Zweytens/ daß nicht allein die Europæiſche Kauffleute/ ſo nach China handeln/ ſondern auch die Siniſche Unterhändler/ welche ihn denen Europæern verkauffen/ einen groſſen Gewinn auf dieſe ohne dem koſtbare Waar ſchlagen: Drittens/ daß ſelten ein Brand völlig gelinge/ ſondern offtmal völlig verderbe/ da man nemlich bey Eröffnung des Ofens an ſtatt des verhofften Geſchirrs nichts als einen aus Porzellan und Kacheln zuſammen geſchmoltzenen Steinharten Felſen antrifft: Viertens/ daß ein gar zu ſtarckes oder ſchnelles Feuer/ wie auch die Ungeſchlichtigkeit dern Kacheln alles verderben können: Fünfftens iſt faſt unmöglich und dannoch nöthig/ das Feuer bey veränderlichem Wetter alſo zu mäßigen/ daß man das rechte Mittel treffe/ und der Brand nicht Schaden leide. Von wannen kommt/ daß für einen Porzellan-Arbeiter/ der etwann ſich bereichert/ hundert andere bis an den Bettelſtaab erarmen/ und nichts deſtoweniger ihre ſo verdrießliche Handthierung forttreiben aus bloſſer Zuverſicht/ ſich mit der Zeit in ſo weit zu erſchwingen/ daß ſie an ſtatt der ſaueren Arbeit einmal zu einem kleinen Kram gelangen werden.

Man weiß ohne dem/ daß der meiſte Porzellan/ welchen die Europæiſche Kauffleute beſtellen/ nach neuen insgemein ſehr ſchweren und ſeltſamen Mödeln/ die faſt unmöglich zu bewerckſtelligen ſeynd/ müſſe verfertiget werden: gerathet er aber nicht nach Wunſch oder hat er nur einen ſchlechten Mangel/ ſo pflegen ſie ihn dem armen Künſtler zuruck zu ſchlagen/ welcher ihn bey denen Sineſern/ weil er nicht nach ihrer Art iſt/ nicht kan anbringen/ mithin ſolchen Schaden auf die gute Waar/ ſo nach Europam entführt wird/ leget/ damit er um ſolcher Ausländern willen nicht verderbe.

Der Geitz dern Mandarinen hilfft ebenfalls zu Erhöhung des Preiſes; angeſehen ſie viele koſtbare Stücke beſtellen/ um ſolche ihren Schutz-Herrn bey Hof zu verehren/ aber den armen Künſtler ſo ſchlecht bezahlen/ daß er ſich ſolches Abbruchs wegen nothwendiger Weiſe an andern Kunden zu erholen gezwungen iſt.

Gleichwie übrigens die Europæer zum öfftern etliche Gefäß verlangen/ welche die Kunſt nicht erzwingen kan/ alſo werden hingegen allhier manche ſo wunderbarliche Stücke bewercket/ welche man in Europa für unmöglich anſehen würde; als da ſeynd diejenige/ welche der Siniſch-Käyſerliche Erb-Printz angeben hat/ nemlich eine groſſe Latern von einem Stuck Porzellan/ welche gar zierlich leuchtet: wie auch etliche Flauten und Flötlein/ welche einen anmuthigen Thon von ſich geben: ferner ein gewiſſes klingendes Inſtrument/ ſo zum Theil mit unſerm höltzernen Gelächter überein kommt. Ich hatte zwar mir eingebildet/ man mögte etwan metallene Zungen oder Pfeiffen mit Porzellan nur überzogen haben: allein ich fande mich betrogen/ als die Künſtler mich verſichert haben/ das Metall laſſe ſich mit dem Porzellan ſo gar nicht miſchen/ daß/ wann ich bey dem Einſatz in den Ofen in die öberſte Kachel nur einen Pfenning legen ſolte/ derſelbe bey erfolgter Schmeltzung alle Geſchirr/ ſo in einer Säulen über einander ſtehen/ durchboren und in den Grund-Sand fallen würde: weil nemlich das ſtarcke Feuer alles Erdene Geſchirr ſamt dem Porzellan ſehr erweicht und gleichſam flüchtig macht.

Aber bey denen Seltſamkeiten zu verharren/ welche aus Porzellan gemacht werden/ ſeynd die Sineſer abſonderlich geſchickt in dem Grotten-Werck/ in Geſtaltung deren Thieren und Vögeln; dann ſie machen Enten und Schildkrotten/ welche auf dem Waſſer ſchwimmen. Ich habe eine aus Porzellan nachgeartete und ſo natürlich gemahlte Katz geſehen/ daß man mit derſelben Ratzen und Mäuſe geſchröckt hat/ da man nemlich in ihrem hohlen Kopff eine kleine Ampel angezündet/ welche durch die durchgebrochene Augen-Löcher häßlich blitzete. Sie verfertigen auch unterſchiedliche Götzen-Bilder/ zumalen der Abgöttin Kuan-in, ſo ein Kind auf ihren Armen träget/ und von denen unfruchtbaren Sineſerinnen als eine Urheberin der Schwangerſchafft verehret wird.

Noch eine andere Gattung des Porzellans iſt über die maſſen kurtzweilig/ nemlich gewiſſe ſo wol in- als auswendig gantz glatte Schaalen/ an welchen man dannoch verſchiedene Figuren von Blumenwerck und andern dergleichen Zierden deutlichſt wahrnimmt/ welche folgender maſſen aufgetragen werden: wann die Schaale von dem Rad kommt/ druckt man ſie über einen Model/ auf welchem die Figuren eingeſchnitten ſeynd/ und ſich inwendig an die Schaale anſetzen/ demnächſt wird dieſe auswendig ſo dünn abgedrehet/ als es ſich immer thun läßt/ letztlich aber ſo wol in- als auswendig mit dem Oel überzogen/ und nach deſſen Austrucknung in dem Ofen ausgebrennt.

Vergebens wollen etliche Europæer Taffeln auf ihre Tiſch-Geſtelle oder Ruck-Lähnen zu Seſſeln oder Rahmen zu Bildern und Schildereyen beſtellen; weil dergleichen Stücke dieſe Kunſt gäntzlich übertreffen. Die gröſten Taffeln ſo man zu Standen bringen mag/ können nicht viel über einen Schuh lang ſeyn. Will man ſie gröſſer machen/ ſo dick als ſie auch von Zeug ſeynd/ werffen ſie ſich ab/ und mißlingen. Darum werden ſolcherley Stücke von zwey dünnen Platten verfertiget/ dieſe aber mittelſt einer ſchmalen Quer-Leiſten zuſammen gefügt/ und der übrige Zwerch-Raum leer gelaſſen/ damit man ſie deſto leichter in Holtz einfaſſen oder in die Ruck-Lähne eines Seſſels einſchieben möge.

Käyſer Schuntſchi, ſo vor dem heutigen Käyſer Camhi als ſeinem Sohn regiert hat/ befahle eine groſſe Bad-Wanne/ wie auch eine gewiſſe Zahl platter Kegeln von Porzellan zu einer Sommer-Laube zu machen/ aber vergebens; dann/ obſchon die Hafner ihr äuſſerſtes gethan/ um dem

Käyſer zu willfahren/ könten ſie dannoch mit ſo groſſen Stücken nicht aufkommen.

Mich beten die Mandarinen offt/ ich ſolle neue Model und Muſter aus Europa für Porzellan hieher beſchreiben/ damit ſie dem Käyſer etwas neues verehren mögen: hingegen erſuchen mich diejenige Chriſten/ ſo darbey arbeiten/ hefftig/ mich deſſen zu enthalten; weil nemlich die Mandarinen/ ſo bald ſie einen dergleichen Model haben/ wann auch unmöglich iſt ſolchen zu bewercken/ die armen Künſtler offtmal erbärmlich ſchlagen laſſen/ ehe ſie von ihrem Vorhaben abſtehen und die Unmöglichkeit erkennen.

Weil eine jegliche Kunſt in China ihre abſonderliche Gottheit hat (allwo der Titul eines Gottes ſchier ſo wolfeil kommt/ als der Ehren-Nahm Graf/ Marqueſe oder Baron in gewiſſen Europæiſchen Ländern) iſt kein Wunder/ wann auch dem Porzellan ein eigener Abgott vorſtehet. Der Götze Puſa hat ſeine göttliche Ehren niemand andern/ als dergleichen unmöglichen Porzellan-Muſtern zu dancken/ wiewol er bey Lebens-Zeiten nichts mehr als ein armer Haffner geweſen iſt; daſi als vor Zeiten ein Siniſcher Käyſer/ (welcher/ ſo lang er lebt/ für die höchſte Gottheit gehalten wird) ein unerzwingliches Werck/ welches die Künſtler nach mancherley Proben nicht zuwege bringen konten/ anbefohlen hatte/ ſprange der elende Puſa aus Verzweiffelung in den glüenden Ofen/ und ward zwar in einem Augenblick zu Staub verbrennt: aber der Brand/ bey welchem auch das Käyſerliche Stuck ware/ geriethe ſo gut/ daß er von der Zeit an von jedermann als der Schirm-Gott des Porzellans angebetet wird. Doch hat ihm bisher keiner nachfolgen und eine ſo eitele Gottheit dermaſſen theuer bezahlen wollen.

Sonſt iſt jener Wahn/ ſo ich vor dieſem in Europa gehört hatte/ daß nemlich der gute Porzellan lang in der Erden müſſe vergraben liegen/ ein thörichte Fabel/ zu welcher die Chineſer nur lachen; dann ihre Jahr-Bücher geben/ daß vor alten Zeiten/ ſo bald das Geſchirr nach dem Brand aus dem Ofen gekommen wäre/ die Kauffleute/ ſo in der Werckſtatt Hauffenweiß deſſen warteten/ daſſelbe reiſſend gekaufft und theuer bezahlt haben. Das Mährlein aber rührt von dem her/ daß die Sineſer zu Krieges-Zeiten den ſchönſten Porzellan vergraben/ nach verfloſſener Gefahr hingegen wieder hervor bringen/ und denen Ausländern gleichſam aus der Gruben verkauffen/ welche hieraus mögen geſchloſſen haben/ daß der feine Porzellan eine Zeitlang unter der Erden ruhen müſſe. Wahr iſt/ daß die Chineſer das Alterthum ſchätzen/ und alte Geſchirr aus Porzellan theurer kauffen/ nicht weil er ſchöner und vollkommener/ ſondern älter und geſtandener iſt. Auf ſolche Weiſe ſeynd auch diejenige ſchlechte Haſner-Geſchirr/ welcher ſich ehemals die alten Käyſer aus denen Geſchlechtern Yao und Tſchun bedienten/ heutiges Tages wegen dem bloſſen Alterthum und Denckmahl im hohen Preiß. Die Wahrheit zu geſtehen/ es gewinnt der Porzellan/ wann er alt wird/ nichts anders/ als daß man ihm ſein Alterthum anſiehet: welches auch dem Marmel und Helffenbein wiederfährt/ doch ehender als dem Porzellan/ weil dieſen der Verniß wider alle Verweſung lang bey ſeinem Glantz erhaltet.

Der Mandarin von Kim-te-tſchim, um die Leute durchzulaſſen/ hat die Kunſt erfunden den neuen Porzellan ſo alt zu machen/ als wann derſelbe etliche hundert Jahr alt wäre/ und legt damit bey denen Vornehmen am Hofe zu Peking groſſe Ehre ein/ wann er ſie mit ſolchem beſchenckt. Er hat mir ſelbſt einen Teller von ſolcher Art verehrt. Der Vortel nun beſtehet in dem/ daß er unter den Porzellan-Zeug gelbe Erden/ unter das Oel aber gelbes Stein-Oel miſcht/ und alle Geſchirr nach der alten Gattung ſehr dick und ſchwer machen läßt. Nachdem ſie das erſte mal ſeynd gebrennt worden/ badet er ſie in einer fetten Brühe von Cappaunen und anderm Fleiſch. Nach ſolchem brennt er ſie zum zweyten mal/ und vergräbet ſie folgends in einen ſtinckenden Sumpff oder Ausguß; nach einem Monat oder ſpäter/ da ſolche Gefäſſe wieder heraus gezogen werden/ ſehen ſie dem uralten Porzellan in allen Eigenſchafften ſo gleich/ daß auch die erfahrneſten Männer ſich daran betriegen.

Mir iſt ein alter aber zimlich kleiner Teller/ ſo man in einer alten zerfallenen Werckſtatt gefungen hat/ verehrt worden/ auf deſſen Boden ein Crucifix/ zu beyden Seiten aber die Mutter GOttes und der H. Johannes gemahlt ſeynd. Mir ward erzehlt/ daß vor viel Jahren manche Geſchirr mit dergleichen Gemählden nach Japon geſchickt/ ſeit ſiebenzehen Jahren aber keine mehr ſeyn beſtellt worden.

Die Chineſer ſeynd faſt eben ſo ſehr in das Europæiſche Glas und Cryſtall/ als die Europæer in den Siniſchen Porzellan verliebt/ aber noch nicht ſo weit kommen/ daß ſie über dergeſtalt viel gefährliche Meer nach Europam ſchifften/ um allda Glas und Cryſtall abzuholen/ gleichwie die Europæer um des Porzellans willen nach Chinam fahren/ welcher ohne dem/ wann ich die eintzige Durchſichtigkeit ausnehme/ dem Glas nicht allein nahe kommt/ ſondern daſſelbe in etlichen Eigenſchafften auch übertrifft; dann zu geſchweigen/ daß er nicht ſo gebrechlich ſeye/ leidet er heiſſes Getranck/ von welchem das Glas zerſpringet. So kan ich auch eine Schaalen voll ſied-heiſſens Thée, ohne mich zu brennen/ in der Hand halten/ wann ich ſie auf Sineſiſch mit Vortheil angreiffe. Ubrigens klinget der Porzellan ſo gut als ein Glas/ und läßt ſich gleich dieſem mit dem Demant ſo wol bohren als ſchneiden. Ja es giebt in China einige Porzellan-Heffter/ welche eine zerbrochene Schaalen/ nachdem ſie klein wintzige Löchlein mit dem ſpitzigen Demant durchgraben haben/ mit einem überaus feinem Drath ſo künſtlich zuſammen hefften/ daß ſie nicht allein das Getranck behält/ wie zuvor/ ohne im geringſten zu ſchweiſſen/ ſondern auch die Näd kaum wahrgenommen kan werden.

Fragt mich Euer Ehrwürden zum Beſchluß/ was die Chineſer mit der Drüſen oder dem Unrath/ ſo von dem Petünze und Caolin oberwehnter

maſſen

maſſen abfallen/ wie auch mit ſo unendlich viel zerbrochenen Futteralen/ Scherben/ Kacheln und verworffenem Porzellan anfangen/ angeſehen aus einer ſo groſſen Menge ſeit dreyzehen hundert Jahren her ein gantzer Berg hätte können angeſchüttet werden?

Worauf ich antworte/ daß Kimtetſchim, ſo anfangs ein geringer Ort geweſen/ alle Tage durch Erbauung neuer Häuſern/ welche ſamt ihrem Hof mit einer Ringmauer umfangen ſeynd/ gröſſer werde. Nun ſeynd in ſolchen Mauern die Ziegeln/ wie bey uns in Europa, nicht nach der Fläche mit Mörtel auf einander gelegt; weil nemlich das Siniſche Gemäuer zwar ſchöner/ aber nicht ſo veſt/ als das Europæiſche iſt; dann in China werden an ſtatt des Verwurffs die Mauer ſo wol aus- als inwendig mit groſſen viereckigten Ziegeln verkleidet/ welche die Geſtalt veſter Quaderſtücken in das Auge werffen; da doch die Wand ſelbſt inwendig gröſten theils marb oder ungebunden iſt. Wann alſo die Sineſer eine dergleichen Ringmauer aufführen wollen/ ſtellen ſie viereckigte Ziegeln aufrecht/ dergeſtalt/ daß je zwiſchen zwey aus- oder inwendig nach der Schnur in einer Zeilen aufrecht nebſt einander nach ihrer Breite ſtehenden Ziegeln/ ein dritter nach der Quer mit ſeiner Dicken heraus ſchaue/ welcher allein zu beyden Seiten/ wo er die Neben-Ziegeln anrührt/ ein wenig mit Mörtel angeworffen wird. Eben dieſes wird auch auf der andern oder innern Fläche der Ringmauer beobachtet. Man kan in dem erſten Gaden zwey oder mehr Reihen Ziegeln/ damit die Mauer dick werde/ hinter einander ſetzen/ in der Höhe aber mit derſelben enger zuſammen fahren. Die Spohr-Ziegel/ ſo in der Mitten die Quer-Ziegel ſperren/ werden alſo verſetzt/ daß ſie mit denen gegen über nirgend übereins kommen. Mit einem Wort dieſes Gemäuer an ſich ſelbſt muß einer leeren Gewürtz-Schachtel gleich ſehen/ in welcher die inwendige Gefäche hin und wieder ungleich gerichtet ſeynd. Nachdem man drey oder vier Reihen Ziegel beſagter maſſen über einander geſetzt hat/ werden die leeren Gefäche mit Scherben angeſchüttet/ über dieſe aber eine naſſe oder kothige Erden an ſtatt des Mörtels ausgegoſſen/ folgends alles mit einander ſo wol geſtoſſen/ daß nichts hohl bleibe/ ſondern alles völlig angeſtopffet werde. Eine ſolche Mauer/ wann ſie nur oben mit guten Ziegeln gedeckt wird/ kan hundert Jahr aushalten/ und ſihet von weitem aus/ als wäre ſie von gantzen Quaderſtücken aufgeführt. Doch können dergleichen Mauern keinen Dach-Stul noch einigen aufgeſetzten Bau ertragen/ ſondern dienen blos allein die Gärten und Häuſer zu umfangen. Andere Scherben werden über das Ufer des Fluſſes/ der bey Kim-tetſchim vorbey rinnt/ hingeworffen/ damit ſie deſſelben Strom immer weiter von dem Dorff ableiten/ mithin dieſer Ort an Plätzen und Gäſſen beſtändig anwachſen möge. Eben dieſes Waſſer/ zumalen wann es anlaufft/ ſchwämmet viel Scherben hinweg: Ja es ſcheint/ als wann deſſen Strom mit Steinen eingefaßt wäre.

Nichts kan einen eyferigen Miſſionarium ärger beſtürtzen/ als wann er betrachtet/ daß ſo viel tauſend mal tauſend Seelen/ die allda in dem abgöttiſchen Heydenthum verſchieden ſeynd/ ſeit dieſer Ort iſt erbauet worden/ ewig zu Grund gehen; der Schmertzen wird bitterer/ ſo offt er ſeine Augen auf die herum liegende Berge wirfft/ welche mit Grabſtätten über und über gedeckt ſeynd. An dem Fuß eines dieſer Bergen iſt ein gar breiter mit hohen Mauern umgebener Graben/ in welchen die Leiche deren armen Leuten/ welche keinen Sarch vermögen/ hingeſchmiſſen werden. Sie nennen ihn Uan min kem (das iſt/ ein unendliches Grab/ in welchem die gantze Welt könte begraben werden). Zur Peſt-Zeit/ welche faſt alle Jahr daſelbſt tobet/ werden die Cörper mit Kalch überſchüttet: Die Bontzen aber/ nachdem ſie vorhin eine Zeitlang zu ſolchem Ende gebettelt haben/ ziehen jährlich einmal die Todten-Beine zu Winters-Zeit heraus: verbrennen ſolche zu Aſchen/ und verrichten eine gewiſſe abergläubiſche Andacht für dieſe Abgeſtorbenen. Allein was kan denen verdammten Seelen das abgöttiſche Opffer helffen/ welche mit Leib und Seel von ſo viel hundert Jahren her ewig verlohren ſeynd? Darum iſt GOtt inbrünſtig zu bitten/ daß er viel Schnitter auf dieſes groſſe Feld ſchicke. Herr Marquis von Broiſſia hat allhier der erſte eine Kirche bauen laſſen/ in welcher ſich eine zimliche Zahl neu-bekehrter Sineſer verſammlet/ und (dem Höchſten ſey Lob) jährlich um ein merckliches anwächſt. Die ewige Vorſichtigkeit wolle die Hertzen wohlvermögender Perſonen bewegen durch ihre Freygebigkeit mehrere Catechiſten zu ſtifften/ damit die Chineſer in der That erfahren/ daß die Europæer nicht allein um des Zeitlichen Gewinns und des gebrechlichen Porzellans/ ſondern auch um deren Inwohnern Seligkeit und des ewigen Lebens willen dieſes berühmten Orts ingedenck ſeyn/ hiedurch aber an uns auferbauet und zu dem wahren Licht angelockt werden. Ich verbleibe mit tieffer Ehrerbietigkeit

Euer Ehrwürden

Schao-tſcheu
den 1. Sept.
1712.

demüthigſt-gehorſamſter
Diener in Chriſto

D'Entrecolles, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 133.

Brief

Patris Hieronymi Franchi, der Geſellſchafft JEſU Miſſionarii, Oeſterreichiſcher Provintz.

An

R. Patrem Studena, aus der Geſellſchafft JEſu Ertz-Hertzoglichen Beicht-Vattern.

Geſchrieben zu *Zinanfu* in *Schina* den 30. Octob. 1712.

Innhalt:

Von Patris Fridelli eingeſtellter Reiſe und einer Verfolgung dern Chriſten von Tunkin.

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Als der Käyſer vergangenen Frühling geſinnt ware unſern Patrem Fridelli ſamt noch einem andern Jeſuiter über Moſcau nach Europam zu ſchicken/ hab ich beſagtem Patri für Euer Ehrwürden ein Paquet mit auserleſeneſten Oſt-Indianiſchen Artzeneyen/ weil ich nach einer ſo langwierigen Kranckheit ſehr erarmet/ und mit was beſſerem aufzuwarten nicht im Stande bin/ mitgegeben; demnach aber Jhro Majeſtät dero Vorhaben verändert/ hab ich erwehnten Patrem erſucht/ gemeldeten Bund Euer Ehrwürden mit einer andern Gelegenheit zu überſenden.

In dem Königreich Tunkin hat ein geiſtlicher Ordens-Mann aus unzeitigem Eyfer dem König zu einer entſetzlichen Verfolgung Anlaß gegeben/ dero Ausgang ich erſt erwarte. Ein Miſſionarius iſt hierüber ſamt vielen Chriſten nicht allein in die Gefängnuß geworffen/ ſondern auch auf unterſchiedliche Weiſe gepeiniget worden/ weil ſie nemlich das Crucifix-Bildnuß nicht wolten verunehren/ vielweniger den wahren Glauben verläugnen.

Ich komme mit GOttes und ſeiner Seligſten Mutter Hülffe täglich beſſer zu meinen vorigen Kräfften. Ich empfehle mich mit groſſer Ehrerbietigkeit unſerm Provincial, R. Patri Gabrieli Heveneſi und geſamter Provintz in dero Heil. Opffer und Gebett.

Numerus 134.

Brief

Patris Hieronymi Franchi, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An

R. P. Joannem Paulum Studena, Beyder Durchlauchtigſten Käyſerl. Ertz-Hertzoginnen Eliſabethæ und Magdalenæ Beicht-Vattern aus gedachter Societät.

Geſchrieben zu *Zinanfu* den 31. Octobr. An. 1714.

Innhalt:

In der Landſchafft Schantung werden die Chriſten und zwey Prieſter aus einem andern geiſtlichen Orden-Stand von denen Mandarinen verfolgt, aber von P. Franchi wieder befreyet. Deſſen Urſach ſeynd etliche getauffte Rauber.

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Eine zimliche Schaar Böſewichter/ ſo in dieſer Landſchafft Schantung ſich zuſammen gerottet/ hat nicht allein einen gefährlichen Auffſtand erweckt/ ſondern auch eine neue Secte zuſammen geſchmiedet/ ſolche aber zu verhüllen ſich nicht geſcheuet die H. Tauffe zu begehren/ welche ſie nach gnugſamer Unterweiſung auch erhalten haben. Weil aber ihr Vorhaben nicht ware Chriſtlich zu leben/ ſondern ſich unſeres Schutzes wider die Obrigkeit zu bewerben / haben ſie die Larven bald von dem Geſicht geworffen / und ihre laſterhaffte Gleißnerey offenbarlich zu erkennen gegeben.

Darum hat man ſie auf Käyſerlichen Befehl aller Orten mit Feuer und Schwerd verfolget/ viel in die Gefängnuſſen eingezogen / und theils auch hingerichtet. Ein Miſſionarius aus einem andern geiſtlichen Orden / ſo gantz unſchuldiger Weiſe auf ihre Bitte ſie zu tauffen/ zu ihnen gereiſet ware/ ward ebenfalls/ um ſich zu verantworten/ gefangen und vor Gericht geſtellt / aber auf Befehl des Mandarins bald wieder frey entlaſſen/ doch mit ſcharffem Befehl / ſo lang ſich auf die Miſſionen nicht zu verfügen/ bis man die Meuterer würde ausgerottet haben. Ein anderer Ordens-Mann hat ebenfalls viel ausgeſtanden/ theils wegen dergleichen falſchen Chriſten/ ſo er getaufft/ theils auch wegen dem Haus/ ſo er in einer gewiſſen Stadt dieſer Landſchafft/ um allda eine Kirche zu bauen/ gekaufft hatte/ ohne/ daß der Verkauffer dem Nachbarn das Haus (ohne welche Behutſamkeit der Kauff in Schina ungültig iſt) vorhin feil gebotten hätte. Derowegen hat ihm der Mandarin auf die Miſſiones auszulauffen/ denen Chriſten aber in die Kirche zu ihm zu kommen verbotten / ja vor des Patris Wohnung zu ſolchem Ende eine Schildwacht geſtellt/ und den Haus-Kauff zernichtet. Es bliebe bey dem noch nicht/ ſondern es ward durch ein öffentliches Edict allen Ungetaufften unterſagt/ den wahren Glauben anzunehmen / denen Chriſten aber auferleget von demſelben abzufallen.

Als nun die Miſſionarii ſich ab dieſem denen Käyſerlichen Freyheits-Briefen ſchnur grad entgegen geſetztem Verfahren bey denen Mandarinen beſchwehrt hatten / gaben dieſe zur Antwort / ſie verfolgten nicht das Geſatz GOttes / ſondern die Schwärmer / welche daſſelbe nicht aus Abſehen ſich zu beſſern / ſondern aus Hoffnung hiedurch ſich der Straffe zu entziehen angenommen hätten/ weil ſie noch würcklich / doch in Geheim / ihre laſterhaffte Zuſammenkunfften hielten / und alſo die guten Europæer ſchelmiſcher Weiſe hintergiengen.

Wie-

Wiewol ich gewiß dafür halte/ daß die meiſten Mandarinen ihrem geitzigen Gebrauch nach dergleichen Anfechtungen hauptſächlich aus keiner andern Urſach anſtellen/ als damit ſie von denen neu-getaufften Schwärmern unter ſo ſcheinbarem Vorwand Geld erpreſſen; ſo hat ſich doch in der That geäuſſert/ daß ſie vielen aus ihnen nicht unrecht gethan/indem nunmehro die Miſſionarii ſelbſt nicht zweiffeln/ daß die vornehmſten Rädelführer ſolches Schwarms die Tauffe mit keiner aufrichtigen Meynung begehret haben; denn einer aus denenſelbigen haltet ſeinen Anhang von der Tauffe ab; ein anderer iſt von dem Glauben öffentlich abgefallen; noch ein anderer hat auch ſo gar die Getaufften von ſeiner Rotte zu der leichtfertigen Verſammlung/ und zu denen bey dieſer Teuffels-Sect gewöhnlichen Ubungen durch einen Lauff-Brief eingeladen/ welchen einer/ ſo ihm vorhin anhienge/ mir ſelbſt behändiget hat. Jetztgemeldeter Ertz-ſchwärmer hatte ſich vorhin dermaſſen züchtig/ eyferig und heilig aufgeführt/ daß den Wolff unter einem ſo künſtlichen Schaaf-Beltz niemand ausgenommen/ mithin der Pater ihn als Kirchen-Vogt andern Neugetaufften zum Haupt vorgeſetzt hat.

Ich habe auf Bitte gedachter zwey Prieſtern dieſe häßliche Sache dem Unter-König bittlich vorgetragen/ der mir zwar den Handel bald zu ſchlichten verſprochen/ annebſt aber verſichert hat/ daß die Schwärmer ſich heimlich annoch zuſammen rottirten. Worauf ich ihm verſetzt/ er mögte die Schuldigen ungehindert abſtraffen/ denen Unſchuldigen aber verſchonen und dem einen Pater zu ſeiner Kirche zuruck zu kehren erlauben. Weil nichts deſtoweniger die neubekehrte Schwärmer in einigen Orten immer geplagt wurden (dann denen alten Chriſtenheiten iſt weiter kein Leid zugefüget worden) hat der Vice-König in einer an mich geſchriebenen Antwort uns gewarnet/ die Miſſiones auf dem Land auf eine Zeitlang nicht zu beſuchen/ bis die Unruhe/ welche ein gewiſſer unlängſt gefangener Rädelführer geſtifftet hatte/ völlig würde geſtillt ſeyn. Dieſer hatte ſich in der Gefängnuß zu Peking dermaſſen künſtlich/ als wäre er todt/ verſtellt/ daß/ weil man auf ihn als auf eine eitele Leiche nicht mehr Achtung gabe/ er mit ſolcher Gelegenheit aus dem Kercker entwiſchet/ mithin ſeiner und ſolches Uberſehens halben viel Mandarinen um den Kopff gekürtzt/ andere abgeſetzt/ andere aber auf andere Weiſe seynd abgeſtrafft worden. Weil/ ſpreche ich/ die Sachen alſo beſchaffen waren/ haben beſagte Ordens-Männer mich erſucht/ ich mögte doch/ um ſolcher Bedrängnuß abzuhelffen/ nach Peking reiſen/ angeſehen der Vice-König mehr auf das Geld/ womit ihn die Mandarinen beſtochen hatten/ als auf die Billigkeit ſchiene loß zu gehen.

So krafftloß als ich wegen meiner noch nicht gäntzlich abgetriebenen ſchweren Kranckheit ware/ und obſchon ich/ wie ſehr mir dergleichen Reiſen ſchaden/ öffters erfahren hatte/ hab ich dannoch zu Anfang Aprilis mich dahin auf den Weeg gemacht/ welcher ſich faſt auf tauſend Siniſche Stadien oder hundert Stunden erſtreckt. Nach meiner Ankunfft zu Peking und vielen mit unſern Patribus allda über dieſen Handel angeſtellten Berathſchlagungen haben wir beſchloſſen weder den Käyſer noch das Sitten-Gericht wegen einer alſo beſchaffenen Verfolgung zu vermahnen; um die Mandarinen hiedurch nicht zu verbittern/ welche/ weil ſie das Hefft für dieſesmal in Händen hatten/ ſich mit dem würde zu dern Chriſten Nachtheil entſchuldiget haben/ daß ſie nicht das göttliche Geſetz oder wahrhaffte Chriſten// ſondern nur leichtfertige Schwärmer/ ſo den Chriſtlichen Glauben liſtiger Weiſe angenommen hätten/ verfolgten. Wodurch übel nur ärger worden wäre. Darum hab ich zwar hierinfalls denen fremden Patribus, ſo es Ihro Käyſerlichen Majeſtät zu hinterbringen mich gebeten hatten/ nicht gefolgt/ ſondern behöriger Orten zu ihrem Troſt kräfftige Recommendations-Briefe an den Vice-König ausgewürckt/ mit welchen ich nach Haus gereiſet/ und ihm ſolche behändiget habe; er verſprache mir/ daß er dem Stadt-Mandarin des ſtreitigen Orts befehlen würde/ dem Ordens-Mann künfftig-hin nichts in den Weeg zu legen. Nach welchem Beſcheid die Ehrwürdige Patres, nachdem ſie allhier ihre Sachen ſo gut/ als es ſich thun lieſſe/ ausgemacht/ von hinnen wieder heimgezogen ſeynd. Ich aber habe mich auf dieſer letzten Pekiner-Reiſe/ abſonderlich in der Ruckkunfft/ da eine ſolche Hitze brannte/ dergleichen ich vorhin niemals gefühlet hatte/ dergeſtalten abſtrappazirt/ daß ich nicht allein von der Zeit an meine vorige/ wiewol noch ſchwache Kräfften nicht habe erholen können/ ſondern auch bloß und eintzig der Vorbitte der Allerſeligſten GOttes-Gebährerin zuſchreibe/ daß ich mein Leben bis auf dieſe Stunde gefriſtet habe.

Angeſehen nun ich von dieſer Zuflucht dern Sündern und Heilerin deren Krancken ſo wichtige und vielfältige Gnaden empfangen habe/ bin ich gäntzlich entſchloſſen/ ihr unter dem Nahmen der ſchmertzhafften Mutter zu Ehren in dieſer Haupt-Stadt ein Kirchlein zu bauen. Allein/ damit von mir mit Spott nicht könne geſagt werden: dieſer Menſch hat zwar angefangen zu bauen/ aber nicht vermögt das Werck zu vollenden/ als muß ich mich in Europa einer Beyſteuer bewerben; wann alſo jemand aus jenen/ ſo dieſen Brief leſen oder mein Vorhaben vernehmen werden/ Luſt hat etwas zu ſolchem Bau beyzutragen/ ſo beliebe derſelbe ſeine Zulage nur an unſern Indiſchen zu Genua beſtellten Procuratorem Patrem Franciſcum Tambini zu übermachen/ welcher alles treulich überſchicken wird. In dieſer Kirche wird das Siniſche Frauenzimmer zu beſtimmter Zeit zuſammen kommen/ um dem H. Meß-Opffer beyzuwohnen/ und die H. H. Sacramenten zu empfangen; inmaſſen denen Weibsbildern in China nicht erlaubt iſt/ in eben der Kirchen// wo die Männer ſich verſammlen/ zu erſcheinen. Dergleichen Beyſteuer dörffte der allerſeligſten Jungfrau deſto genehmer fallen/ je mehr dieſe Haupt-Stadt von aller Europäiſchen Beyhülffe entfernet/ und je weniger ſolche Zubuß allhier zu hoffen iſt: angeſehen alle Sineſer dergeſtalt ſpahrſame Lieb-

Liebhaber des Geldes ſeynd / daß wir auch deren eyferigſten Landes-Chriſten Geld-Hülffe ſo gar in äuſſerſter Noth uns kaum bedienen / damit wir ſie nicht ärgern / und der Nahme GOttes von denen Heyden / unter welchen ſie wohnen / nicht geläſtert werde.

Vor zwey Jahren hab ich Euer Ehrwürden ein Paquetlein geſchickt / in welchem ein Goaniſcher Stein / (Petra Goana) wie auch andere Morgenländiſche Artzeney-Stein / ſamt einem nach Venetig gehörigen kleinen Päcklein zuſammen gebunden waren. Jetzt aber muß ich hören / daß ſolches erſt vergangenes Jahr nach Europam abgangen ſeye; gebe GOtt / daß Euer Ehrwürden daſſelbige ſey behändiget worden. Verwichene Täge bin ich innen worden / daß meine werthe Mutter geſtorben ſeye / dero Seel ich in Euer Ehrwürden Andacht zu empfehlen mich erkühne.

Ich habe letzt-verlittenes Jahr derenwegen nicht geſchrieben / weil ich eine lange Zeit auf denen Miſſionen zugebracht / und beyläuffig zwey tauſend fünffhundert Perſonen getaufft / folgends mich auf denenſelben dergeſtalt abgemattet habe / daß ich eine zimliche Weile nach meiner Heimkunfft mit Verbeſſerung meiner abermal zerſchlagenen Geſundheit bin beſchäfftiget geweſen; dann als ich einen gewiſſen Berg beſtiegen / überfiele mich meine alte Unpäßlichkeit ſo erbärmlich / daß ich etliche Monat die Feder nicht habe ergreiffen können. Doch bin ich des Allerdurchlauchtigſten Ertz-Hauſes / wie auch unſerer allerliebſten Oeſterreichiſchen Provintz in meinem Leiden und Gebett beſtändig ingedenck geweſen / wo hingegen ich dem Ehrwürdigen Patri Provinciali, allen Hof-Patribus zu Wien / und geſammter Provintz mich in dererſelben heiliges Meß-Opffer und Andacht gehorſamlich empfehle

Euer Ehrwürden

Zinanfu in der Haupt-Stadt der Siniſchen Landſchafft Schantung den 31. Octobr. 1714.

verbundneſter Diener in Chriſto

Hieronymus Franchi, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 135.

Brief

Patris Parennin, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

Geſchrieben zu *Peking* den 27. Mertzen An. 1715.

Innhalt:

Reiſe des Siniſchen Käyſers nach der Oſt-Tartarey / auf welcher Bruder Rhodes Soc. JEſu auf dem Ruckweeg unweit Peking ſtirbt. Deſſen Tugenden werden allhier beſchrieben. Neue Chriſtenheit unter dem Thor der Siniſchen Reichs-Mauer zu Cup-keu.

P. C.

Es hat GOtt gefallen unſern liebſten Bruder Bernardum Rhodes, nachdem er über ſiebentzig Jahr erlebt hatte / den 10. Tag Novembris 1714. nur eine Tage-Reiſe von Peking von dieſer Sterblichkeit / gleichwie wir hoffen / zu einem beſſeren Leben abzuforderen / zum gröſten Leidweſen nicht allein dern Miſſionarien und Chriſten / ſondern auch dern Unglaubigen / welche ihm alle groſſes Lob ſprechen.

Bevor er dieſe Siniſche Miſſion antrate / hatte er bereits ſich in Oſt-Indien ſo lange brauchen laſſen / bis die Holländer nach Eroberung der Stadt Pondiſchery ihn ſamt P. Guidone Tachard als Krieges-Gefangenen nach Europam geführt / und zu Amſterdam in die Gefängnuß geworffen haben: in welcher er ſich gedulten muſte / bis die Gefangene gegen einander ſeynd ausgewechſelt worden. Kaum ware er zu Paris angelanget / als er ſich ſeinen Obern für die Siniſche Miſſion anerboten / und mit Patre Peliſſon auf einem kleinen Schiff die Reiſe angetreten hat. Da ſie unter Weeges an die Inſul Anſchuan angeländet / wurden ſie daſelbſt von denen Flibüſtieren oder See-Räubern rein ausgeplündert. Doch reiſeten ſie weiters / als gut ſie könten / und kamen endlich nach Oſt-Indien: allwo ſie das nächſtgefolgte Jahr auf Engliſchen Schiffen abermal unter Segel gangen / und Anno 1699. zu Hia-men in der Siniſchen Landſchafft Fokien glücklich ausgeſtiegen ſeynd; von wannen Bruder Rhodes auf Käyſerlichen Befehl durch die Mandarinen nach Pekin iſt befördert worden.

Er hat gleich nach ſeiner Ankunfft durch ſeine gewöhnliche Leutſeligkeit / Zucht und Demuth / ſo aus ſeinen Reden und Geberden hervor blickten / dern Sineſern Lieb und Hochachtung gewonnen: nachdem er nachmals ſeine Geſchicklichkeit und Erfahrnuß ſo wol in der Wund- als Leib-Artzney- als auch in der Apothecker-Kunſt hatte zu erkennen gegeben / nahme ſein Ruhm alſo zu / daß ihm der Käyſer ſelbſt die vornehmſte Perſonen / welchen die Chiniſche Aertzte nicht helffen könten / anbefohlen / er aber dieſelbe nach Wunſch aufgebracht hat.

Gleichwie die Siniſche Artzeney-Verſtändige dern ausländiſchen Medicorum Heil-Mittel und Art zu curiren jederzeit verleumdet / mithin auch dem Bruder Rhodes aus Mißgunſt übel nachgeredet haben / alſo gaben die Hof-Mandarinen / welchen der Käyſer ſolches aufgetragen hatte / auf den Fortgang und Ausſchlag ſeiner Heilungen fleißig acht. Dernwegen lieſſen ſie ihn zu ihren krancken Hausgenoſſen ruffen / welchen er leichtlich aufgeholffen und hiemit dern Mandarinen Gemüth dergeſtalt an ſich gezogen hat / daß ſie ſich fürhin keinen andern Aertzten als ihm anvertrauen wolten. Wie offt haben ſie mir geſagt: **Was iſt nicht für ein groſſer Unterſchied zwiſchen dieſem Europäiſchen und unſern Siniſchen Medicis? dann dieſe ſeynd mit Gefahr des Krunckens keck und verwegen: ſie geben offt demſelben Heil-Mittel /**

welche

welche ſie ſelbſt nicht verſtehen / ſondern prüffen/ ob ſie ſchaden oder nutzen. Wann nun der Breſthaffte ein Mißtrauen an ſich mercken läßt / ſo werden ſie ihn mit fremden Worten/ die kein Menſch verſtehet/ wie mit einem Platz-Regen überſchwemmen. Kurtz zu ſagen/ ihre Wiſſenſchafft beſtehet hauptſächlich in dem/ daß ſie ihm ein groſſes Stuck Geldes aus dem Beutel locken / bevor ſie denſelben in das Grab legen. Bruder Rhodes **hingegen ſagt und verſpricht wenig/ thut aber viel. Sagt er uns/ es ſeye nichts zu förchten/ ſo können wir uns darauf verlaſſen/ daß es keine Gefahr habe. Wann er aber mit ſeiner Meynung nicht heraus will/ ſondern betrübt ausſihet/ ſo iſt es ein Zeichen des Todes. Die Erfahrnuß überweiſet uns/ daß er den Ausgang der Kranckheit zuverläßig vorſage. Noch mehr wundert uns ſeine Gedult und Höflichkeit: nichts kan ihn abſchröcken noch ärgern; dann er iſt ihm ſelbſt beſtändig gleich und gegenwärtig. Seine Liebe erſtreckt ſich auf alle Leute/ ſo wol Arme als Reiche. Wann er aus unſern Zimmern fortgehet/ ſo verfügt er ſich in den Stall/ allwo er unſere Bediente hebt/ tröſtet und heilet. Nichts verdrieſt uns an ihm/ als daß er nicht das geringſte von uns will annehmen: ſo bald man ihm von einer Vergeltung redet/ wird er beſtürtzt/ und nimmt die Flucht.**

Diß muß ich von ihm bezeugen/ daß er lieber die Armen als Vornehmen beſucht / und jenen beyzuſpringen alles habe ſtehen laſſen. Waren die Heil-Mittel aufgangen/ ſo bereitete er für dieſelben andere/ allen Leuten/ ſo häuffig zu unſerer Collegii - Pforten gekommen/ theilte er ſeine Artzeneyen willig aus / und hinterlieſſe uns ſolche in ſeiner Abweſenheit/ damit denen Nothdürfftigen nichts abgienge. Gantze Haushaltungen ſeynd durch ſeine Liebe bekehrt worden. Wie viel unmündigen Kindern/ auch zum Theil von Käyſerlichem Geblüt/ hat er nicht mittelſt der H. Tauff/ wann der Leib nicht mehr zu erretten war/ die Himmels-Pforten eröffnet?

Ich habe mit ihm den Käyſer in mehr dann zehen Reiſen begleitet/ derer die meiſten ein halbes Jahr währeten. Da ſahe ich mit Wunder/ wie er faſt die gantze Zeit bey denen Krancken zugebracht / derer Zahl in einem Gefolg von mehr als dreyßig tauſend Mann nicht gering ſeyn kan. Je abſcheulicher der Zuſtand ware / deſto lieber wartete er dem Siechen. Ich hab die Sineſer öffters gehört auffruffen: **Ach! ſprachen ſie/ iſt das nicht ein Wunder/ daß dieſer Fremdling umſonſt thut/ was unſere Artzten / ſo geitzig als ſie ſeyn/ nicht einmal um das Geld thun würden?**

Ein anſehnlicher Mann ſagte mir einſtens / es wäre Schade/ daß Bruder Rhodes nicht ein Sineſer ſeye/ weil man denſelben in ſolchem Fall für einen groſſen Heiligen halten/ und ihm zu Ehren herrliche Denckmahl bauen würde. Ich ergriffe zwar dieſe Gelegenheit ihm die Urſachen/ welche den Bruder zu dergleichen Eyfer antrieben/ zu offenbaren und aus deſſen Anlaß dieſem Heyden die Chriſtliche Warheit zu erklären ; aber meine Worte haben bey ihm nichts verfangen wollen.

Von dem End Junii bis den 25. Julii 1714. ward der Käyſer auf der obern Leffzen von einer verdrießlichen Geſchwulſt geplagt. Bruder Rhodes, der Ihro Majeſtät ſchon einmal von einem Hertz-Klopffen befreyet/ und dem Tod aus dem Rachen geriſſen hatte/ heilete dieſelbe auch dieſesmal. Indem er aber in dieſem letzten Zuſtand den Käyſer geſund machte/ iſt er vor Müheſeligkeit ſelbſt erkranckt; dann er muſte von morgen frühe bis Abends in der Käyſerlichen Burg verharren / allwo er in ein kleines Kämmerlein verſperrt ware/ damit er das Frauenzimmer nicht ſehen könte/ noch von demſelben geſehen wurde: er hatte ohne dem eine halbe Stunde bis in die Burg/ und eben ſo weit zuruck in der gröſten Hitz zu gehen; welches alles den lieben Alten ſehr abgemattet/ ja endlich gebrochen hat / als welcher ohne dem nicht geſund ware.

Nichts deſtoweniger befande er ſich gegen Mitten des Weinmonats um etwas beſſer/ um welche Zeit der Käyſer ſonſt pflegt wieder nach Pekin heimzugehen / den aber für dieſesmal etliche Geſchäfften noch 14. Tage länger aufgehalten haben: da der Nordwind gähling geblaſen und zu Gehoell alles mit Eis überzogen hat; wovon Bruder Rhodes einen Froſt/ Catarr und Fieber bekommen / deſſen ungeachtet aber die Krancken / wie vorhin/ emſiglich verſorget hat. Ich wolte ihn bereden / einige Artzeney-Mittel zu gebrauchen/ allein er gabe mir zu verſtehen/ daß er ſeines Erachtens an ſtatt dern Tartariſchen Reiſen bald in die Ewigkeit fahren würde: er beichtete hierauf öffters/ und ward mit unſerm HErr-Gott verſehen. Die Ruck-Reiſe gienge indeſſen an/ und der Käyſer ſchickte den Krancken ſamt P. Tillisk einem Teutſchen Jeſuiter nach Pekin voraus/ und ich muſte bey Ihro Majeſtät verbleiben. Unter Weeges wurde es mit Bruder Rhodes immer ärger/ bis er endlich den 10. Novembris, da er nur eine Tag-Reiſe von Peking ware und die Litaney der allerſeligſten Mutter GOttes ſprache/ ſelig verſchieden iſt.

Pater Tillisk lieſſe ſeinen Leichnam auf unſern Gottes-Acker auſſer Pekin bringen/ allda er in Gegenwart aller unſern Ordens-Gefährten/ wie auch einer groſſen Menge Chriſten und Heyden/ ſo deſſen Tod bitterlich beweineten/ den 25. dito iſt begraben worden. Er ware freundlich/ ehrbar/ eingezogen/ demüthig/ gedultig/ leutſelig/ dienſthafft/ arbeitſam/ unverdroſſen/ ein genauer Obachter ſeiner Regul/ und ein abſonderlicher Nothhelffer der Armen. Die ſechszehen Jahr als ich mit ihm lebte/ hab ich niemand gekennet/ der ihn nicht gelobt hätte.

Was ich übrigens in einem meiner vorigen Briefen berichtet habe/ daß nemlich von mir zu Cup keu in dem Paß der groſſen Reichs-Mauer eine neue Miſſion ſey angeleget worden/ führe ich jetzt völlig aus und bedeute / daß beſagte Chri-

Chriſtenheit mittler weile ihre völlige Geſtalt gewunnen habe/ und dermalen ſo viel gläubige Seelen zehle/ daß die erſte Kirche ſamt ihrem Vorhof kaum die Helffte dererſelben faſſen mag; darum ward ich von ihnen in dem Durchmarſch gebetten/ ſolches GOttes-Haus denen Weibern zu überlaſſen/ und für die Männer/ welche meiſtens Krieges-Leute ſeynd/ ein weit gröſſeres aus Stein aufzuführen. Mein Willen iſt zwar bereit/ aber die Mittel gehen ab. Dieſe guten Leute/ welche mehr Zeit als andere erübrigen können/ haben mich erbauet; dann ſie verſammlen ſich alle Tage zum Gebett/ da zu gleicher Zeit die Häupter ſie in dem Glauben unterweiſen. Sie verrichten fleißig ihr Morgen- und Abend-Gebett unter einer Muſic unterſchiedlicher Inſtrumenten/ für welche ſie 50. Thaler ausgeben/ und junge Chriſten darauf zu ſpielen gelehrt haben. Sie haben auch einen GOttes-Acker und andere nothwendige Sachen erkaufft/ damit ſie ihre Todten deſto ehrlicher begraben mögen. Etliche haben mir gebeichtet und in aller Eil/ weil ich mich nicht aufhalten dörffte/ communiciret. Pater Contancin beſucht ſie von Zeit zu Zeit/ und trägt ihrer Seelen Sorge. Ich habe auch zu Geho-ell etliche dahin kommende oder durchreiſende Chriſten mit denen H. H. Sacramenten verſehen: einige hatten ſich mit mercklichen Unkoſten von 30. Meilen her/ um keiner andern Urſach willen dahin verfüget/ als bey mir ihre Andacht zu verrichten. Ich weiß nicht/ ob unſere uralte Chriſten in Europa es ihnen gleich thun/und ſich ihrer Seligkeit wegen alſo bemühen würden.

Dieſes aus dem Brief Patris Parennin.

Numerus 136.

Brief

Patris d'Entrecolles, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An

Patrem Broiſſia, beſagter Societät JEſu Prieſter.

Geſchrieben zu *Schao-tſchéu* den 10. Maji An. 1715.

Innhalt:

Beſchreibung der Miſſion zu Kim-te-tſchim. Wunderbarliche Bekehrungen etlicher Heyden. Eyfer, Noth und Stärcke dern Chriſten. Leut-Handel. Examen dern Gelehrten. Kunſt die Kinder-Blattern einzupfropffen. Aberglauben dern Foïſten in Sina: Von ihren Ablaß-Briefen, Bußwercken und Roſenkräntzen. Verleumdung dern Chriſten. Der Reichs-Achter Fan will den Chriſtlichen Glauben aus gantz Sina vertilgen/ aber der Obriſt-Sitten-Rath verwirfft ſeinen Vorſchlag. Der geheime Rath beſtätiget ſolchen Ausſpruch, welchen auch der Käſer gut heiſſt. Der Reichs-Achter wird abgeſetzt, und aus China in die Tartarey verwieſen: er kommt aber vor, und tödtet ſich ſelbſt; der Brief lautet alſo.

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Es iſt allerdings billich/ daß ich Euer Ehrwürden vor andern der Miſſion zu Kim-te-tſchim wegen Rechenſchafft gebe / weil dieſelbe von dero Hochadelichem Haus nahmentlich von weiland Herrn Marquis von Broiſſia ihrem leiblichen Bruder durch eigene Mittel geſtifftet/ und von Patre Broiſſia ſelig unſerer Geſellſchafft erſtem Miſſionario daſelbſt nicht allein angelegt/ ſondern auch viel Jahr mit ungemeinem Eyfer iſt verwaltet worden/ deſſen Andencken bey ſeinen hinterlaſſenen Schäflein in keine Vergeſſenheit gerathen wird.

Als ich vergangenes Jahr den 21. Decembris nach beſagtem Kim-te-tſchim angelanget ware/ fande ich keinen einzigen von denen mir daſelbſt bekandten Mandarinen mehr an/ ſondern es waren aller Stelle durch vier neue dergleichen Befehlhaber erſetzt/ welcher Gunſt ich mit Geſchencken und Beſuchungen allererſt habe erwerben müſſen. Der Vornehmſte unter ihnen hat mich nicht allein gnädig empfangen/ ſondern auch mit feyerlichem Gepräng in meiner Kirche hinwiederum heimgeſucht/ welches der Chriſtenheit deſſelben Orts ein ungemeines Anſehen macht.

Auf Weyhnacht hörte ich eine Menge neubekehrter Sineſern Beichte/ und tauffte ſiebentzig meiſtens erwachſene Perſonen/ derer letztern Zahl würde weit höher angewachſen ſeyn/ wann ich mich daſelbſt länger hätte aufhalten dörffen; dann ich habe eine zimliche Schaar neuglaubiger Chineſern auf eine andere Zeit verſchoben/ bis ſie in dem Chriſtenthum vollkommentlich würden unterwieſen ſeyn. Dern würcklich Getaufften Andacht kan ich nicht gnug bewundern/ welche aus Gelegenheit dern geiſtlichen Ubungen/ ſo ich ihnen ehemals acht Tage nach einander gegeben hatte/ mittler weil ohne mein Vorwiſſen eine gewiſſe Geſellſchafft aufgerichtet haben/ welche alle Monat einmal an einem Freytag ſich in die Kirche verſammlet/ und allda in einem kurtzen Begriff gemeldete Ubungen wiederholet. Dieſe fromme Leute befanden ſich eben beyſammen/ als der Obriſt-Mandarin an einem ſolchen Freytag iſt zu mir kommen: er wolte wiſſen/ was der oben in der Höhe koſtbarlich gemahlete und ſehr hellſcheinende Nahmen JESUS bedeute? Nachdem ich ihm ſeine Frage beantwortet hatte / **mit einem Wort /** ſprach er/ **in allen Häuſern/ auf derer Thür-Geſtell dieſes Zeichen ſtehet/ wohnen Chriſten.** Woraus erhellet/ daß wir uns allhier des Creutz-Zeichens nicht ſchämen/ ſondern rühmen/ und ſolches unter einem Heydniſchen Käyſer in Mitten eines abgöttiſchen Volcks öffentlich vor Augen ſtellen/ welches die erſten Chriſten unter denen Heydniſchen Käyſern von Rom nicht gethan haben.

Nichts deſtoweniger haben die Neugläubigen von ihren Verwandten insgemein viel zu leiden/ ſo bald ſie ihr Vorhaben mercken laſſen. Ein Kauffmann/ welcher der Handelſchafft ſeines reichen Vettern vorſtunde und deſſen Rechnung

führte / ward um dieſer Urſach willen ſo erbärmlich verſtoſſen / daß er ſamt Weib und Kind ſich in ein Bauren-Dorff ziehen / und daſelbſt der groben Arbeit / welcher er gar nicht gewohnt war / über ein Jahr hat abwarten müſſen. Hätte er ſich nur äuſſerlich als ein Heyde aufführen wollen / würde er in ſeinem Dienſt bald wieder ſeyn eingeſetzet worden: allein er ware mit dem alten Eleazaro entſchloſſen / ehender zu ſterben / als ſolche Gleißnerey zu begehen. Als endlich ſein Vetter gemerckt hat / daß er ihm nichts abgewinnen würde / hat er ihn zuruck beruffen / und ſein voriges Amt verweſen laſſen. Er iſt von andern Chriſten in ſeiner Nothdurfft ergötzt worden; dann dieſes iſt unter ihnen ſchon aufkommen / daß ſie einander im Fall der Armuth an die Hand gehen. Alſo hat einem armen und zwar fremden jungen Arbeiter / welcher an der rothen Ruhr kranck lage / eine Chriſtliche Haushaltung um GOttes willen nicht allein die Herberge vergönnt / ſondern ihm auch ohne Entgeld ſo freygebig als dienſthafftig bis zu ſeinem Tod gewartet / welcher ſich den letzten Tag des Siniſchen Jahrs zutruge: da doch die Chineſer um ſolche Zeit keinen fremden Menſchen / ſolte er auch der nächſte Bluts-Freund ſeyn / in dem Haus leiden / aus Sorg / er mögte in dem Augenblick / wo das neue Jahr anfahet / allen Segen von dem Haus an ſich ziehen und in ſeine Wohnung übertragen. Ich hatte ihn kurtz zuvor / da er ſchon tödtlich kranck war / mit denen H. H. Sacramenten verſehen.

Nichts iſt in China gemeiner / als daß ein Haus-Vatter ſo gar ſeine eigene Kinder verkauffe; womit dieſe / wann ſie Chriſten / der Käuffer hingegen ein Heyde iſt / an Leib und Seel verlohren gehen. Solchen betrübten Handel hab ich / als ich das letzte mal zu Kim-te-tſchim ware / erleben müſſen; da ein von ſeinen Bürgen geängſtigter Vatter den einen Sohn zwar einem andern Chriſten / damit ihm kein Unglaubiger vorkäme / den andern aber einem Heyden verhandelt hat. Die Chriſten haben zwar freywillig zuſammen geſchoſſen um ſolchem Ubel vorzubiegen: allein ſie kamen zu ſpat; dann der Handel hatte ſeine Richtigkeit.

Unter allen Sineſern ſeynd keine in ihrem Irrthum halsſtärriger als die Gelehrten; ſo bald ſie mercken / daß jemand aus ihrer Freundſchafft den Glauben anzunehmen geſonnen ſey / verfolgen ſie ihn aus allen Kräfften / und befleißen ſich denſelben von ſeinem Vorſatz abwendig zu machen. Welches die Bekehrung des gemeinen Mannes gewaltig hindert / bey welchem die Gelehrten in ſolchem Anſehen ſeynd / daß wann ſich einer aus dieſen tauffen läßt / ſie deſſen Beyſpiel leichtlich nachfolgen.

Ich habe nur eine Stunde von Kimtetſchim einen alten Gelehrten / ſo von dem gewöhnlichen Examen befreyet iſt / zu tauffen das Glück gehabt: dann in Sina werden alle Gelehrte / ſo die Doctor-Mütze ſamt dem Ehren-Kleid tragen / jegliche drey Jahr ihrer Gelehrtigkeit wegen von neuem examinirt und entweders in ihrer Schul-Würde beſtätiget / oder / wann ſie mittelmäßig beſtehen / abgeſtrafft: oder letztlich / falls ſie mercklich abgenommen / gar abgeſetzt und nach entzogenen Ehren-Zeichen unter den gemeinen Pöbel gezehlt. Doch ſeynd drey Stück / welche einen gelehrten Mann von dem Examen befreyen / erſtlich eine ſchwere Kranckheit / zweytens die Klage wegen des Vatters oder der Mutter Todt-Fall / drittens das hocherlebte Alter. Wer auſſer dieſen drey Zufällen allein ſich dem Examinatori nicht ſtellt / der verliehrt eben darum alle Doctor-Ehren.

Unter mancherley ſeltſamen Bekehrungen / in welchen man den Abgrund göttlicher Weisheit zwar bewundern / aber nicht begreiffen kan / iſt billig zu melden ein überaus lebhaffter Mann von acht und ſechtzig Jahren / welcher aus bloſſer Begierde einen Europäer zu ſehen zu meiner Kirchen / dero Thür halb offen ſtunde / kommen war. Er warffe ſeine Augen hin und wieder / damit er mich erblicken mögte. Ein Catechiſt / der ſolches wahrgenommen / grüſte ihn höflich und führte ihn mit ſchmeichlenden Worten hinein: ich empfienge den alten Graiſen gantz liebreich / und gunnte ihm / ſo lang er wolte / mich zu betrachten. Nachdem ſeine Augen ſatt waren / verleitete ich denſelben in ein Geſpräch von unſern Glaubens-Warheiten / welche er ihm nicht übel hat gefallen laſſen. Den andern und dritten Tag beſuchte er mich abermal / und brachte mit ſich einen andern Sineſer / welcher gleich ihm das Evangelium von mir nicht allein fleißig angehört / ſondern auch daſſelbe / ſo bald er in ſein Dorff zuruck kame / dergeſtalt eyferig geprediget / daß ihrer viel ſich bey mir der Tauffe wegen angemeldet haben. Der Alte ſelbſt brachte mir nach der Zeit einen gantzen Sack voll Götzen-Bilder / derer einige koſtbar waren / welche ich alle gleich verbrennt und endlich ihn ſamt mehrern andern / ſo bey ihm arbeiteten / nach gewöhnlicher Unterweiſung getaufft habe.

Ein gewiſſer Chriſt / welcher zwey Kinder eines Heydens an denen Kindes-Blattern geheilet hatte / ward von dem Vatter erſucht / ſeiner Tochter ebenfalls zu helffen. Er folgte ihm / aber zu ſpat; dann das Mägdlein ſtarb nach empſangener Tauff / welche erwehnter Chriſt ihr ertheilt hat.

Mit dieſer Gelegenheit kan ich nicht umgehen zu melden / wie beſagte Kinder-Blattern oder Pocken von denen Siniſchen Artzten eingepfropffet werden. Wann ein übrigens geſundes Kind die Blattern anfallen / und ohne andern häßlichen Zuſtand ſchön ausſchlagen / ſo nehmen ſie von ſolchen die Rinde oder den Grind / laſſen ihn trucknen / ſtoſſen denſelben zu Pulver und bewahren dieſes mit groſſem Fleiß. Mercken ſie nun an einem andern Kind gewiſſe Anmahnungen zu denen Blattern / ſo ſtecken ſie demſelben in die Naſen-Löcher zwey Baumwollene Kügelein / welche mit gemeldetem Pulver angeſäet ſeynd / damit / ſprechen ſie / deſſen Geiſter in das Hirn ſteigen / und mit dem Geblüt vermiſcht werden / welches hiervon anfahet zu gieren / mithin die Pocken ohne einzige Gefahr

überflüßig heraus treibt; weil nemlich ſolche auf einen tauglichen Stamm ſeynd eingezweigt worden. Was mich betrifft/ halt ich auf dieſes Mittel nicht viel: ſondern wolte lieber/ wann ich es haben könte/ Vipern-Pulver einnehmen.

Jetzt iſt Zeit etwas von dem Eyfer meiner neubekehrten Sineſern zu melden. Eines Chriſtgläubigen Mannes junge Ehe-Frau hat/ ehe ſie noch getaufft ware/ nicht allein ihre Großmutter/ ihre Mutter/ ihren Vatter/ zween ihrer Brüdern und eine Baas bekehrt/ ſondern auch zur Zeit der anſteckenden Seuch eine nahmhaffte Zahl ſterbender Kindern durch die Tauffe von dem ewigen Tod errettet. Ihre Großmutter war um deſto härter auf den rechten Weeg zu bringen/ je eyferiger ſie ſich von Jugend auf dem Aberglauben ergeben/ und je ein ſtrengeres Leben dieſelbe zu Ehren ihrer Götzen mit ſchier immerwährendem Gebett und Faſten geführet hatte; dann ſie hatte bereits viertzig Jahr ſich von Fleiſch/ Fiſch und allem/ was da lebet/ gäntzlich enthalten. Sie ware eine Verehrerin des Abgotts Fo, und in die Bruderſchafft des Berges Kieu-hoa-ſchan eingeſchrieben/ zu deſſen Tempel die Sineſer von ſehr weit her wallfahrten und den Berg kniend beſteigen. Wer aber ſich dahin nicht verfügen kan/ der kaufft ihm einen gedruckten Fo-Brief/ auf deſſen Mitten der Afftergott Fo abgebildet/ und ſo wol auf deſſelbigen Kleid als auf dem übrigen Raum des Bogens unendlich viel kleine Ringlein verzeichnet ſeynd. Welcher nun dem Fo, ſo aus Indien nach Sina kommen iſt/ gäntzlich dienen will/ der muß dieſe Worte Na-mo-o-mi-to-fo tauſendmal andächtig ausſprechen und hundertmal die Knie biegen/ demnach aber den Raum eines aus obgemeldeten Ringlein mit rother Farbe zeichnen. Man ladet von Zeit zu Zeit die Bontzen ein/ damit ſie in dem Hauſe beten/ und die alſo rothgefärbte Ringlein urkundlich verſiegeln/ welche man ſamt dem gantzen Fo-Blatt bey denen Leich-Begängnuſſen in einem verpittſchierten Kiſtlein öffentlich mitträgt und Lu-in, das iſt/ einen Geleits-Brief nennt/ Krafft weſſen der Geſtorbene von dieſem in das andere Leben übergehet. Solcher Paßport aber wird keinem vergönnet/ der nicht etliche Siniſche Thaler verehrt/ hingegen wird der Sterbende von denen Bontzen/ daß er gut fahren werde/ heilig verſichert. Nun hatte gedachte Großmutter alle Ringlein mit ihren Andachten und Röthel erfüllt und für dererſelben Verſieglung dreyßig Thaler bezahlt. Nichts deſtoweniger hat ſie den abergläubiſchen Bogen ſamt dem nichtigen Ablaß ſelbſt in das Feuer geworffen/ damit ſie unter die Heerde Chriſti ungehindert aufgenommen werde. Die Foïſten tragen an ihrem Hals beſtändig einen abergläubiſchen doch koſtbaren Roſenkrantz von hundert kleinen und acht groſſen Kügelein/ zu deſſen Ende aber/ wo bey uns das Creutz iſt/ hängt eine gewiſſe Zierde/ ſo einer Birn oder einem Taback-Büchslein von Coccos nicht ungleich ſiehet. So offt nun ein Foïſt obgeſetztes Gebettlein Na-mo-o-mi-to-fo ausſpricht/ ziehet er jedesmal einen Kern ſeines Roſenkrantzes/ welcher um etliche hundert Jahr älter/ als unſere Marianiſchen Bettſchnür iſt. Man hätte zwar ihren abgöttiſchen Roſenkrantz leichtlich auf Chriſtliche Art verſetzen und Zehener-weiſe anders einfaſſen können; allein die kluge Chriſten haben/ um in ihr alle Gedächtnuß des Fo zu vertilgen/ für rathſamer befunden denſelben zu verbrennen.

Als man dieſer alten Frau die Krafft des Creutz-Zeichens auslegte/ ſchrye ſie auf: **Habt ihr dann nicht in Acht genommen/ daß/ wann wir den fünfften Tag des fünfften Monats jährlich einmal die Kinder ausführen/ wir ihre Stirn in Geſtalt eines Creutzes mit Zinnober-Farb bezeichnen/ um ſie hierdurch wider alle Nachſtellungen des Teuffels zu bewahren?** Ein Chriſt aus ihrem Dorff/ den ich hierüber befragte/ hat mich verſichert/ daß dieſer Brauch allda von uralten Zeiten her beobachtet werde. Woraus ich ſchlieſſe/ daß die Lehr Chriſti ſchon ehedeſſen in China, wie einige ſchreiben/ unter dem Nahmen Sche-ze-kiao oder **Creutz-Glauben** bekannt geweſen ſeye.

Einer aus meinen Chriſten/ als er in ſein 30. Meil von Kim-te-tſchim entfernetes Vatterland verreiſet ware/ hat ſeinen Landes-Leuten das Evangelium geprediget/ und dererſelben nicht weniger als funfftzig dem Joch Chriſti unterworffen: gleichwie mir ſolches der Miſſionarius, ſo dieſelben getaufft hat/ ſchrifftlich bezeuget.

Ein anderer eben ſo eyferiger Chriſt beſorgte ſich mächtig/ ſein hochſchwangeres Weib dörffte nach ſeinem andringendem Tode an einen Heyden vermählt/ und ſamt ihrer Leibes-Frucht zur Abgötterey gezwungen werden. Darum beredete er ſo wol ſie/ als einen ledigen Chriſten nach ſeinem Hintritt einander zu heyrathen; dann obſchon die vornehmere Sineſerinnen nach des Mannes Ableiben bis in den Tod pflegen in dem Wittib-Stand zu verharren/ ſo wird ſolches dannoch gemeinen Weibern von des geſtorbenen Mannes Freundſchafft nicht geſtattet/ ſondern/ gleichwie er zu Folge des Landbrauchs dieſelbe theuer hat kauffen müſſen/ alſo wird ſie von deſſen Verwandten/ auch wider ihren Willen/ an einen andern Mann ſamt ihren ſäugenden Kindern um Geld verhandelt: es ſeye dann Sach/ ſie habe gute Mittel/ und werde mit geſchohrenem Kopff eine Bontzin/ welches aber ihr vielmehr zur Schande als Ehre reichet. Kaum hatte ihr Ehe-Gemahl die Augen zugemacht/ als ſie mit einer Tochter niederkommen/ und ſamt dieſer von des Mannes Bluts-Freunden einem Heydniſchen Bräutigam zur Braut verkaufft/ auch in einem Trag-Seſſel mit Gewalt in deſſen Haus iſt überbracht worden. Sie widerſetzte ſich aber ſolchem Beginnen ſo männlich/ daß ſie den Seſſel in Stück zerſchlagen/ wider dieſe gezwungene Ehe feyerlich proteſtiret/ ſich von Speiß und Tranck gäntzlich enthalten/ ohne Unterlaß bitterlich geweinet und bezeuget hat/ ſie wolte ſich ſelbſt ehender mit Hunger tödten/ als an einen Heyden/ der ihr die Freyheit nach ihrem Glauben zu leben/ nicht vergönnen wurde/ getrauet werden. Weil dieſer aber reich

ware/ und das Gericht beſtochen hatte/ lachete er ihres Heulens ſo lang/ bis ein beherzter Chriſt graden Weeges in des Ober-Mandarins Haus gangen/ und daſelbſt in dem Hof vor dem Gerichts-Saal mit drey Streichen die Paucken/ ſo jederzeit alldort geſpannt ſtehet/ geſchlagen hat. Auf ſolche Loſung/ welche nur in hochwichtigſten Händeln/ ſo keinen Verſchub leiden/ erlaubt/ ſonſt aber unter Straffe harter Schlägen verboten iſt/ muß der Mandarin alles ſtehen laſſen/ und alſo gleich zu Gericht ſitzen um die Klage zu vernehmen. Die harte Knutt-Brügel/ welche der fromme Chriſt um GOttes willen auszuſtehen ſich ſchon vorhin entſchloſſen hatte/ waren ſein erſter Lohn: nach welchen er ſeine Klagſchrifft dem Mandarin überreichet/ und ohne ein Wort vom Chriſtenthum zu melden/ im Namen der Wittfrau geklagt hat/ daß ſie denen Siniſchen Reichs-Geſätzen zuwider mit Gewalt wäre geſtohlen worden/ ohne ihr die gebührende Friſt eines Monats zu Beweinung ihres vorigen Mannes zu vergönnen. Als die Wittib in einem Seſſel vor Gericht war gebracht worden/ und der Mandarin, nachdem er beyde ſtreitende Theile gegen einander verhört hatte/ an ſtatt eines endlichen Ausſpruchs ſie vielmehr mit einander vergleichen wolte/ zoge ſie eine Speer heraus/ und drohete ihr ſelbſt/ als einer künfftigen Bonzin/ vielmehr die Haar abzuſchneiden/ als einen Dieb/ der ſie geſtohlen hätte/ zu heyrathen; worab der Mandarin dermaſſen erſchracke/ daß er ſie auf freyen Fuß zu ſtellen befohlen hat. Aber kaum ware ſie von dem Gerichts-Hauſe auf die Gaſſen kommen/ als ſie von neuem gefangen und in des Heydniſchen Bräutigams Behauſung iſt gebracht worden/ allwo ſie mit Heulen und Hunger ihn endlich ſo müd machte/ daß er dieſelbe/ ſo bald man ihm ſein ausgelegtes Geld würde erſtattet haben/ zu entlaſſen verſprochen hat/ welches derjenige Chriſt/ an den ſie ihr erſter Mann in dem Todt-Bette vertrauet hatte/ willig bezahlt und ſie zur Ehe genommen hat. Das Kind hab ich nachmals/ da ich nach Kim-te-tſchim kame/ mit Freuden getaufft und annebſt vermerckt/ daß dieſe tapffere Chriſtin als eine ſiegreiche Heldin von denen Sineſern weit und breit geprieſen und bewundert werde.

Woraus erhellet/ wie viel harte Anſtöſſe ein Chriſtgläubiger Menſch in Sina auszuſtehen habe/ da hingegen in Europa alle ſo wol weltliche als geiſtliche Geſetze/ ja alles/ was man ſihet/ einen Chriſten zu ſeiner Seligkeit antreiben. Aber hier iſt gantz ein anders/ ein Heyde/ ſo die Tauffe verlangt/ muß auf mancherley Gewerbe/ Dienſte und Handthierungen/ welche der Glaube verbietet/ verzichten und offt von groſſem Vermögen ſich ſelbſt in die äuſſerſte Armuth ſtürtzen: nach empfangener Tauffe aber/ wie der Apoſtel 1. Corinth. VI. 7. ſchreibt/ ſich mit denen Waffen der Gerechtigkeit unausſetzlich wider alle Anfälle verwahren: per arma juſtitiæ à dextris & à ſiniſtris. Inmaſſen in faſt allen Verträgen/ Käuffen/ Frondienſten/ Reiſen/ Freuden-Feſten/ anſteckenden Seuchen/ Theurungen/ Hungers-Nöthen/ Hochzeiten und Leich-Begängnuſſen einige abergläubiſche Gebräuche mit unterlauffen/ welche wir und das Gewiſſen denen Chriſten nicht geſtatten/ mithin dieſe arme Leute nicht allein den Hohn dern Heyden auszuſtehen/ ſondern auch manche Gelegenheit einiges Gewinns zu vermeiden/ wie nicht weniger ihren Eltern/ Herrn/ Gutthätern/ Freunden und Obrigkeiten ſich zu widerſetzen gezwungen ſeynd.

Ich ſage nichts von denen Verleumdungen/ mit welchen die von Manila, Batavia und Malacca nach Kim-te-tſchim angelangte Sineſer den Chriſtlichen Glauben läſtern mit der Verſicherung nichts vorzugeben/ was ſie unter denen Chriſten allda nicht ſelbſt erfahren hätten. Sie ſagen für gewiß/ daß die Miſſionarii denen Krancken die Augen ausreiſſen (alſo beſchreiben ſie die letzte Oelung)/ daß wir heimlich einen Aufſtand in China anſpinnen; daß wir mit Geld Lehr-Jünger werben; daß wir zu ſolchem End falſches Silber aus weiſſem Kupffer machen; daß in unſern Kirchen Männer und Weiber unter einander vermenget ſitzen/ mithin unſer Religion ein rechter Schand-Glaube ſeye; daß die Bildnuß JEſu Chriſti nicht ihn ſelbſt/ ſondern jenen Affen-Geiſt Heu-tſim vorſtelle/ welcher um erregeter Aufruhr halben vom Himmel herab wäre geſtürtzt worden; daß wir mittelſt der Zauber-Kunſt die Seelen dern Indianern zwingen nach dem Todt nach Europam, allwo ein groſſer Seelen-Mangel werde/ unvermeidlich zu überfliegen. Andere ſtreuen aus/ wir reiſſen denen Leuten die Augen aus/ um entweders Brillen und Kunſtgläſer/ oder aber den Lien-tan zu machen. Lientan iſt das Mittel weiſſes Kupffer in Silber zu verwandeln.

Aber eben dieſe Verleumdung hat einen vornehmen Siniſchen Gerichts-Beamten ſamt ſeiner gantzen ſehr zahlreichen Haushaltung bekehrt. Ein Chriſt vermerckend/ daß dieſer Silbergierige Mann mit Scheiden und Brennen den Lientan gerne finden mögte/ machte ihn glaubend/ die Miſſionarii, welche dieſes Geheimnuß wuſten/ wurden es ihm/ dafern er ſich tauffen lieſſe/ unſchwehr mittheilen. Er nahme es für bekannt an/ und laſe mit groſſer Begierde Chriſtliche Bücher/ er lehrnte unſere Gebetter auswendig/ und truge ſolche Lehr auch ſeinen Hausgenoſſenen vor. Er ward ſamt ihnen bald überwieſen/ daß ohne den Chriſtlichen Glauben ſelig zu werden/ unmöglich ſeye/ und verlangte durch das Sacrament der Wiedergeburt denen Kindern GOttes beygeſellet zu werden/ unerachtet der Chriſt/ ſo ihn wegen dem Silbermachen hintergangen hatte/ ihm noch vor der Tauffe ſeinen Betrug entdeckte? Ich hab ſeinem Bekehrer einen ſcharffen Verweiß gegeben/ nicht allein wegen einer ſo groben Lügen/ ſondern auch darum/ daß durch dergleichen Verſicherungen die Heyden in dem Wahn/ daß wir den Lientan beſitzen/ beſtätiget werden. Unterdeſſen iſt der Chineſer mit ſeinem gantzen Haus der Kirche GOttes einverleibt worden.

Bisher hab ich **Euer Ehrwürden** blos allein mit der Kim-te-tſchimer-Miſſion inſonders aufgehalten; jetzt aber will ich von einer gefährlichen Verfolgung/ ſo die Siniſche Miſſion insgemein betrof-

betroffen hat/ Meldung thun. Den 23. Chriſtmonats 1711. nahme ihm der Mandarin und Reichsachter Fan-tſchao-zo für den Chriſtlichen Nahmen aus gantz China zu vertilgen. E. E. iſt ohne dem bekannt/ daß ein Reichsachter am Siniſchen Hof nicht allein alle Hof-Aemter/ ſondern den Käyſer ſelbſt ihrer Fehlern Amtswegen zu vermahnen/ wie nicht weniger alles zu tadeln und vorzutragen bemächtiget ſeye. Dergleichen hohe Reichs-Räthe pflegen ihr Amt mit unglaublicher Stärcke ohne eintziges Bedencken/ auch mit Gefahr ihres Lebens zu verrichten. Dieſer/ von dem ich jetzt rede/ war von Uan-ngan einer 24. Stund von Pekin entlegenen Stadt gebürtig/ allwo die Frantzöſiſche Jeſuiter eine Miſſion haben. Sein daſelbſt zuruck gelaſſener Enckel/ ſo denen Chriſten wohl geneigt ware/ hatte eine junge Chriſtin geheyrathet mit der Bedingnuß/ daß ſie nach ihrem Glauben und Gewiſſen zu leben die Freyheit haben ſolte. Allein gleich den erſten Tag der Hochzeit/ als ſie in des Bräutigams Haus war geführet worden/ fande ſie in dem ihr zubereiteten Zimmer etliche ſchön-geſchmückte Götzen: man befahle ihr dieſelbe zu verehren; da ſie ſich deſſen weigerte/hat man Gewalt gebraucht/ und ſie gleichſam zwingen wollen/ denenſelben wenigſtens das Haupt zu neigen. Inmaſſen aber ſie ſich hierzu auf keine Weiſe bequemen wolte/ ward obgedachter des Bräutigams Großvatter der Reichsachter dergeſtalt unwillig/ daß er dem Käyſer/ als dieſer im Begriff ware auf die Jagt zu gehen/ wider die Chriſten ein ſchrifftliches Gutachten überreichet hat des Inhalts: Die Europäer/ ſpricht er/ ſprengen in dem Reich eine falſche ja gefährliche Lehr aus; dann ſie geben vor/ der HErr des Himmels ſeye im Juden-Land zu Zeiten des Siniſchen Käyſers Han-gai-ti aus dem reineſten Blut einer heiligen Jungfrau/ Nahmens Ma-li-ya gebohren/ aus welcher Geblüt er ihm ſelbſt einen menſchlichen Leib geſtaltet und JEſus geheiſſen habe; nachdem er aber drey und dreyßig Jahr gelebet/ habe er an einem Creutz gelitten und auf demſelben aller Menſchen Sünden ausgelöſchet. Dieſen Glauben haben wir nicht/ gleichwie auch unſere Vor-Eltern von demſelben nichts gewuſt haben. Welche ſich dieſem Geſatz unterwerffen/ empfangen die heilige Tauffe: Die alten Chriſten wiſſen um ihre verborgene Geheimnuſſen; ſie trincken die heilige Weſenheit: doch kan ich nicht ſagen was dieſes für eine Zauberey ſeyn müſſe. Sie ſehen einander an als Brüder oder Verwandte des Geſetzes; wann ſie aber von ihnen ſelbſt reden/ nennen ſie ſich ſündhaffte Menſchen. Hiernächſt redet er von unſern Feyertägen/von unſern Zuſammenkunfften/ von unſern Predigen und Chriſtlichen Lehren: wobey er ſich gewiſſer ungereimter Redens-Arten bedient/ die er von denen Secten Fo und Tao entlehnet hat. Sie verſammlen ſich/ ſagt er/ hauffenweiß nächtlicher Weil/ bey Tag aber gehen ſie auseinander (vielleicht redet er von der Weyhnacht und dem Abend des Grünen-Donnerſtags) in ihren Verſammlungen ſitzt Herr und Diener ohne Unterſcheid unter einander; Männer und Weiber gehen zu gleicher Zeit in eine Kirchen: ſie reden verächtlich von unſern Heiligen und Weiſen; letztlich binden ſie ſich nicht an die Reichs-Gebräuche/ weil ſie abſonderliche Gewohnheiten beobachten/auch eigene Bücher haben.

Nachdem er hierüber die Staats-Verfaſſung/ die Sitten-Regul und die Lehr des Siniſchen Reichs/an welche man ſich allerdings halten müſte/ gelobt hat/ fährt er alſo fort: Dieſe Chriſten ſeynd gröſten Theils arme Leute oder mittelmäßigen Standes: ſie haben in ihren Häuſern Bilder desjenigen GOttes/ den ſie verehren; ſie verrichten allda ihr Gebett: ſie ſtellen Creutze über ihre Thüren; iſt das nicht eben ſo viel als den Staat über den Hauffen werffen? Die Europäer verſtehen die Stern-Kunſt und wiſſen den Lauff des Geſtirns ſamt denen Finſternuſſen auszurechnen; Euer Majeſtät bedienen ſich ihrer dißfalls nützlich: aber warum wollen ſie ſich unterfangen dem Reich eine andere Geſtalt zu geben/ hiedurch aber daſſelbe zu zerrütten; indem ſie neue Lehren einführen/ und das leichtgläubige Volck damit bethören? iſt dann unſere alte Lehr nicht vollkommen? Eine groſſe Zahl dieſer Chriſten wohnt in der Nachbarſchafft des Käyſerlichen Hofs: daß wann man ſich ihrem Fortgang und Wachsthum nur weichmüthig entgegen ſetzet/ das Ubel um ſich greiffen/ ſie aber das gantze Reich überſchwemmen werden. So haben auch viel Gelehrte dieſes Geſatz angenommen. Derowegen iſt mein Rath und Meynung/ man ſolle dem Volck auf das ſchärffeſte verbieten über ihre Hausthüren einiges Zeichen ihres Glaubens zu ſtellen/ oder Bilder bey ihnen zu haben/ ſondern/ wo dergleichen angetroffen werden/ ſolle man ſie abnehmen/ zerreiſſen oder zerſchmettern: Die Chriſten ſollen ſich fürhin ihres Glaubens wegen weder bey Tag noch bey der Nacht nicht mehr verſammlen: Letztlich muß man öffentlich ausruffen/ daß die Ubertretter dieſer Verordnung nach aller Schärffe deren Reichs-Geſetzen abgeſtrafft und ihre Verwandte zum Tode werden verurtheilet werden.

Alſo lautete die wider uns Chriſten dem Käyſer überreichete Klagſchrifft des Reichsachters Fan. welche Ihro Majeſtät dem Li-pu, das iſt/ dem Obriſt-Sitten-Rath um Bericht und Gutachten/ kurtz ehe ſie nach der Tartarey auf die Jagt giengen/ haben zuſtellen laſſen. So bald wir ſolches vernommen/ wurden wir in die höchſte Beſtürtzung geſetzt/ aus Sorge/ dieſe hohe Raths-Verſammlung mögte des Reichsachters Fan, welchen ſeines Amts wegen alle hohe Stellen förchten müſſen/ Vorſchlag/ wo nicht gäntzlich/ wenig-

wenigſtens zum Theil billigen/ oder in ihr Gutachten etwas zum gröſten Nachtheil der Chriſtenheit einrucken. Dernwegen ſtelleten wir aller Orten Andachten an um GOttes allmächtigen Beyſtand anzuflehen. Es iſt leicht zu erachten/ wie ſehr die Ungewißheit/ auf was Weiſe die Sache endlich ausſchlagen würde/ uns gequälet habe.

Allein der Böſewicht/ ſo uns verfolgte/ hat ſich mit einer andern Warnung/ die er gleich hernach dem Käyſer überantwortete/ dergeſtalt verſtiegen/ daß er endlich ſelbſt in die Käyſerliche Ungnad gefallen iſt; dann er ſtellete den 14. Jenner 1712. dem Käyſer vor/ wie daß die Waſſer-Dämme zu Uan-ngan und zu Pa-tſcheu zu nichts nutz / noch wohlbedacht wären angeleget worden. Gleichwie nun Jhro Majeſtät ſelbſt der Urheber dieſer Dämme waren/ alſo haben dieſelbe des Reichsachters Tadelſchrifft weitläufftig widerlegt / mithin erwieſen/ daß der ein ſo ungeſchickter / als unbedachtſamer/ ja unwiſſender Menſch ſeye; der Schluß lautete alſo: Fan-tſchaozo **verſtehet ſich auf den Damm-Handel nichts; was er von einem neuen Graben oder** Canal **vorſchlägt / hält keinen Stich und läßt ſich nicht in das Werck ſtellen; er iſt ein tummer Kopff/ der nicht weiß/ was er ſagt: alles was er vorſtellt geht nicht auf einander: dernwegen ſoll man ihm einen wolgeſalzenen Verweiß geben.**

Die Chriſten haben dieſen Tſchi oder Käyſerlichen Beſcheid fleißig kund gemacht/ unſere Hof-Patres aber dem Obriſt-Sitten-Rath (weil der Damm-Handel in eine andere Stelle gehört) unverzüglich mitgetheilt um dieſen hohen Mandarinen zu zeigen / daß Jhro Majeſtät des Reichsachters Fan Vorſchläge ſamt ſeiner Perſon verachten / folgſam ſie dem Käyſer einen Gefallen thun würden / wann ſie deſſelben wider die Chriſten aufgeſetztes Gutachten verwerffen ſolten.

Sie haben ihren über ſolches gefaßten Schluß den 18. Jenner an den Käyſer in die Tartarey abgefertiget; der Sitten-Præſident ſchickte zu gleicher Zeit ſeinen Sohn in unſere Wohnung mit der ſchrifftlichen hierüber gehaltenen Berathſchlagung/ damit wir dieſelbe in unſerm Archiv oder Brief-Bewahrnuß beylegen mögten / mit der gäntzlichen Zuverſicht / daß ſie von dem Käyſer werde beſtätiget werden. Den 20. dito lieſſen ſich drey Sitten-Räthe bey unſern Hof-Patribus anſagen/ daß ſie den folgenden Tag dieſelbe beſuchen und ihnen Glück wünſchen würden. Bevor aber offterwehnter Sitten-Rath ſeinen Rathſchluß gäntzlich verfertigte/ hat er ihn denen Colao oder dem geheimen Rath hinauf geſchickt/ welcher denſelben gut geheiſſen / in die Tartariſche Sprache überſetzt und dem Käyſer nachgeſandt hat.

Jn dieſem Rathſchluß werden erſtlich die ehemals zum Troſt dern Chriſten heraus gegebene Verordnungen und Käyſerliche Freyheits-Briefe ſamt dern Europæern dem Reich Sina erſprießlich-geleiſteten Dienſten mit ſonderbarem Lob dern Miſſionariorum angeführt/ von dieſen aber bezeuget/ daß ſie unſträffliche Männer ſeyn / von welchen niemand / daß ſie den Staat verwirren würden/ argwohnen könte; endlich folgt der Schluß mit dieſen Worten: **Die Klagſchrifft des Reichsachters** Fan, **Krafft welcher er verlangt / man ſolle den Chriſtlichen Glauben ausrotten/ kan nicht gebilliget/ ſondern muß vielmehr verworffen werden. Dieſe unſere Meynung haben wir Euer Majeſtät wollen hinterbringen/ von welcher wir den endlichen Beſcheid ehrerbietig erwarten.** Solcher beſtunde nur in dieſen zween Buchſtaben YY, welche ſo viel bedeuten/ als: **ich beſtätige es/ und ſolle dieſer Rathſchluß behöriger Orten eingeſchrieben werden.**

Bald darauf kame der Käyſer nach Peking zuruck/ gegen welchen ſich unſere Patres allda den 26. Jenner für dieſe ſo wichtige Gnad bedancket haben; worauff er zwar nichts antwortete/ ſondern den andern Tag vier vornehme Mandarinen in unſere Reſidentz ſchickte / welche/ nachdem ſie unſern Miſſionariis befohlen hatten / nieder zu knien/ um Jhro Majeſtät Befehl anzuhören/ in dero Nahmen ſie alſo angeredet haben: **Jhr Chriſten ſeyd tauſend-weiß in dieſem Reich; etliche zwar ſeynd geſcheid / andere aber nicht. Allein ſtehet auf euerer Hut/ damit eure Feinde euch nicht überwältigen.**

Die kluge Mandarinen hatten reifflich erwogen/ daß der Käyſer das zweyte wegen denen Waſſer-Dämmen eingerichtete Warnungs-Schreiben des Reichsachters Fan nur dernwegen ſo gewaltig zernichtet habe/ weil ſeine Majeſtät deſſen erſteres wider die Chriſten eingegebenes Gutachten mit gröſter Ungnad geleſen hatten/ und daß dieſelbe denen Europæern überaus wohl gewogen/ auch ſie zu beſchützen entſchloſſen ſeyn; wiewol ſie ſolches aus geheimen Staats-Reguln nicht allezeit zu erkennen geben. Um eben dieſer Urſach willen mag auch der Poſtverwalter zu Pekin als ein guter Chriſt das Faniſche Gutachten ſamt dem Käyſerlichen Verweiß (die Damm-Sachen betreffend) in die öffentliche Zeitungen drucken laſſen / hergegen von der wider die Chriſten verfaßten Klagſchrifft keine Meldung gethan haben: in welcher letztern nicht wenig zu bewundern iſt/ daß wir zu gleicher Zeit in Europa und in China des Creutzes halben verfolget werden/ dort zwar/ als thäten wir in Sina nicht Chriſtum den Gecreutzigten predigen / ſondern das Creutz verhüllen: allhier aber/ daß die Chriſtgläubigen ſamt uns ſich unterſtehen das Creutz-Zeichen öffentlich über ihre Hausthüren aufzuſtecken.

Alles/ was ich Euer Ehrwürden von dieſer letzten Verfolgung überſchreibe / hat ſeine zuverläßliche Richtigkeit; weil ich ſolches aus denen an mich erlaſſenen Briefen / Patris Parennin, ſo am Hof zu Peking gegenwärtig ware/ gezogen habe.

Der Käyſer hat ſchon vor einigen Jahren etlichen Prieſtern aus unſerer Societät aufgetragen ſein gantzes Reich von neuem abzumeſſen und

neue

neue Land-Charten/ an welchen Pater Jartoux und Pater Regis annoch arbeiten/ über daſſelbige zu verzeichnen. Ich verbleibe

Euer Ehrwürden

Schao-tſchéu den 10. May-Monats 1715.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto
D'Entrecolles, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 137.

Brief
Ven. P. Joa. Baptiſtæ Meſſari, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii aus der Oeſterreichiſchen Provintz/ welcher nachmals in Tunkin um des Glaubens willen geſtorben iſt.
An
P. Michaëlem Fait, beſagter Societät Prieſtern.

Geſchrieben zu *Lien-tſchéu* in China den 10. Brachmonat 1715.

Innhalt:

Ein Fiumeſer wird zu Macao ein reicher Kauffmann. P. Meſſarius reiſet von dannen nach Tunkin, und erwartet von dorten zu Lientſchéu die Weeg-Botten: etliche Gebräuche dieſer Stadt werden kürtzlich angeführet. Der Brief lautet alſo:

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P C.

LEtztverwichenen achten Tag Decembris am Feſt Mariä Empfängnuß hab ich in der Mutter-GOttes Kirche unſers Collegii zu Macao mit vier feyerlichen Gelübden meine Profeſſion öffentlich abgelegt/ und daſelbſt einen reichen Kauffmann Nahmens Nicolaus Fiume oder Sanct-Veith am Flaum gebürtig angetroffen; von wannen er bereits vor dreyßig Jahren verreiſet/ und mit der Zeit nach Sina kommen/ jetzt aber begierig iſt zu wiſſen/ wie es ſeinem Bruder Dominico und ſeinen zwo Schweſtern ergehe/ denen er einen Theil ſeines paaren Gelds zu vermachen geſonnen wäre; dernwegen wurden dieſelben wol daran thun/ wann ſie ihren ſehr vermöglichen Herrn Bruder mit einem nach Macao lautendem Brief beehren mögten: welches **Euer Ehrwürden** ihnen zu bedeuten hiemit erſucht werden/ wie auch beyder meiner zween jungen Vettern Sorge zu tragen/ damit ſie in der Gottesfurcht verharren/ einen tauglichen Stand erwählen/ und demnach zu demſelben mit göttlicher Gnade befördert werden. Ferner ſeynd E. E. gebeten mir die verlangte Geſchencke und kleine Gaben mit nächſter Gelegenheit zu überſchicken/ damit ich mittelſt ſolcher die Ehre GOttes und des Nächſten Heyl deſto nachdrücklicher befördern möge.

Mein Amt zu Macao unter dem Nahmen **Eines Vatters dern Chriſtgläubigen** war ſo weitſichtig/ daß ich Krafft deſſen mit allerhand Leuten umgehen/ und mich faſt in alle Geſchäffte einmiſchen/ unter andern aber auch die Neugläubigen tauffen müſte.

Zu End Aprilis hab ich mich von gedachtem Macao nach Tunkin (allwo ich zehen bis zwölff tauſend Seelen unter meiner Obſorg haben werde) auf die Reiſe gemacht/ und dieſes zwar unerachtet meiner aufgeloffenen Füſſen/ derer ſtarcke Geſchwulſt mich an dem Gang nicht hindert/ ſondern bloß allein ſchwach und matt macht.

Ich bin nach ſechs und zwantzig Tägen von oberwehntem Macao bis hieher auf Lien-tſchéu einer Stadt in China kommen/ welche von Tunkin nicht mehr als ſechs Tage-Reiſen entfernet iſt. Ich erwarte in unſerer Reſidentz hierſelbſt diejenigen Tunkineſiſchen Botten/ welche mich in ihr Vatterland führen ſollen. Meine Reiſe koſtet bisher ſchon hundert und dreyßig Rheinſche Gulden/ da ich doch kaum den halben Weeg ermeſſen habe. Die Miſſionarii in China ſtehen zwar dermalen in des Käyſers Gnad; allein jedermann förchtet/ dieſer liebliche Sonnenſchein werde bald durch ein trübes Ungewitter verdunckelt werden.

Nun will ich E. E. eines und das andere von denen Sitten oder Gebräuchen dern Innwohnern von Lien-tſchéu berichten. So offt einer allhier ſtirbt/ glauben ſie für gewiß/ daß deſſen Seel in den nächſt-vorbeylauffenden Fluß ſchieſſe: dernwegen ſtellen die Bontzen nach eines jeden Menſchens Hintritt einen feyerlichen Umgang zu beſagtem Strom an/ und beſchweren die Seel im Nahmen ihres Götzen mit ernſtlichem Befehl/ ſie ſolle ſich wieder zuruck in ihr Haus begeben. An ſolchen Gegenden aber/ wo die Seelen nach dem Todt ſich nicht in das Waſſer verſencken/ geben ſie vor/ dieſelben werden in Berg-Teuffel verwandelt. Wann hier jemanden der Donner erſchlägt/ darff ihn kein Verwandter noch Freund weder beweinen noch anrühren/ bis die Bontzen/ nachdem ſie um den todten Leib herum getantzet/ denſelben mit raſender Ungeſtümme in den Sarch geworffen haben; worüber die Freundſchafft erbärmlich zu heulen und zu weinen anfahet.

Wann eines Mandarins Ehe-Gemahlin an der Lungenſucht leidet/ oder jemand auſſätzig wird/ läßt er ſie lebendig begraben/ auf daß/ wie ſie ſagen/ der anſteckende Wurm ſich nicht in mehr andere aus ihrer Freundſchafft vergreiffe.

Stirbt hier zu Land ein Mahometaner von der Pythagoriſchen Secte/ ſo führt man vor ſeinem Tode eine Kuhe zu ihm/ und ſteckt demſelben ihren Schweiff ins Maul/ damit die ausgehende Seel geraden Weeges in dieſes Vieh hinein fahre.

Ich habe auch wahrgenommen/ daß/ wann die Sineſer Hochzeit halten/ die Braut faſt mit ſolchem Pracht in des Bräutigams Haus/ wie in Europa ein hochadliche Fräulein in das Cloſter/ gebracht werde/ wann ſolche den geiſtlichen Stand annimmt.

Dieſes iſt zu Lien tſchéu zu bewundern/ daß die Eheweiber geringern Stands über ihre Männer herr-

Ven. P. IOANNES BAPTISTA MESSARI *Italus Goritiensis*
olim Convictûs Græcensis Soc. ***IESU*** *Alumnus et Presbyter sæcularis,*
postea ejusdem Societatis Miſsionarius ferro onustus, in carcere
arundineo, ærumnis et fame confectus obijt 15. Junij MDCCXXIII.
in Regno Tunkinensi.

Zum VI Theil Num. 138.

herrſchen/ der Haushaltung vorſtehen/ Verträg oder Contract ſchlieſſen/ Manns-Kleider tragen/ und das Handwerck treiben. Von wannen auch kommt/ daß in dieſer gantzen Stadt nicht über zehen Chriſtliche Manns-Bilder gefunden werden; weil nemlich ihre oberherrſchende Weiber/ ſo der Abgötterey über die maſſen ergeben ſeynd/ dem armen Mann einen andern als ihren weibiſchen/mithin abgöttiſchen Glauben zu bekennen nicht geſtatten.

Zu Zeiten der Trückne / wann es lang nicht regnet/ gebietet der Mandarin allen/ ſich des Fleiſch-Eſſens zu enthalten/ denen verehlichten Bontzen aber den Himmel um naſſes Wetter anzuflehen: regnet es auf ihre abergläubiſche Andacht nicht/ ſo läßt er ſie erbärmlich und öffentlich brügeln. Endlich empfehle ich mich inbrünſtig in das heilige Meß-Opffer und verbleibe

Euer Ehrwürden

Lien - tſcheu den 10. Junii 1715.

unwürdiger Diener in Chriſto

Joa. Baptiſta Meſſári. der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 138.

Auszug des Briefs

Patris de Mailla, der Geſellſchafft JESU Miſſionarii.

An

Patrem de Colonia, beſagter Societät JEſu Prieſtern.

Geſchrieben zu *Kiéu-kian-fu* in der Siniſchen Landſchafft *Kiam-ſi* im Auguſto An. 1715.

Innhalt:

Käyſer Camhi läßt 8. Jeſuiter und einem Auguſtiner ſein gantzes Reich durch neue Land-Charten und Anmerckungen beſchreiben. Von dem See-Land Pung-hu und der Inſul Formoſa, welche in zwey Theil entſchieden, und von zwey unterſchiedlichen Völckern bewohnet wird, nemlich Sineſern und Barbarn; dieſer letztern Sitten. Beſchaffenheit dieſes Eilands. Gold- und Silber-Adern. Die Hauptſtadt wird vor Augen geſtellt. Die Inſul wird erſtlich von einem Sineſer, nachmals von Japoneſern, demnach von Holländern, hierauf von einigen aus Fokien gebürtigen Königen, und letztlich von denen Käyſern in China beherrſchet. Seltſame Geſchichten, ſo ſich allda ereignet. Der Brief lautet, wie folget:

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Kaum hatte ich ſeit vier Jahren als Miſſionarius in dem Wein-Garten GOttes zu arbeiten angefangen, als der Käyſer dieſe gantze Zeit hindurch mir ein anders Amt/ ſo mich ſehr verhindert/ aufgetragen hat; dann Ihro Majeſtät haben zu unterſchiedlichen Zeiten nicht weniger als neun Miſſionarios mit Beſchreibung ihres weitläufftigen Reichs beſchäfftiget/ nemlich ſechs Frantzoſen/ zwey Teutſche und einen Portugeſen/ alle aus unſerer Societät (R. Patrem Bonjour Fabri einen Frantzöſiſchen Auguſtiner allein ausgenommen); unſere ſechs Frantzoſen heiſſen Pater Bouvet, P. Regis, P. Jartoux, P. de Tartre und P. Mailla: die zwey Teutſchen ſeynd P. Hinderer und P. Fridelli: der Portugees aber iſt P. Cardoſo.

Denen Patribus Regis, Hinderer und mir ſeynd die 4. ſchönſten/ reicheſten und vornehmſten Landſchafften Honan, Nankin, Tſchekian und Fokien ſamt Formoſa und allen der Orten gelegenen Inſuln zu Theil worden/ welche meiſtens ohne Inwohner öde liegen.

Euer Ehrwürden werden nicht verlangen/ daß ich deroſelben alles/ was ich auf meinen weitläufftigen zu ſolchem End angeſtellten Hin- und Her-Reiſen beobachtet habe/ mittheile. Dieſes kan mit der Zeit geſchehen/ wann wir insgeſamt mit unſern Land-Charten und dem Buch/ ſo darüber ſoll ausgehen/ werden fertig ſeyn.

Dernwegen will ich Euer Ehrwürden für dißmal nur mit einigen Anmerckungen über die Inſul Formoſa, ſo die Sineſer Miuan heiſſen und ich erſt neulich beſucht habe/ aufhalten; dann obſchon ich weiß / daß dieſes Eiland in Europa ohne dem bekannt iſt/ ſo kan ich dannoch verſichern/ daß dergleichen Kundſchafften / welche aus fremden Ländern dahin gebracht werden/ ſehr unvollkommen ſeyn; angeſehen die Europæer insgemein nichts als die Meer-Küſten/ wo allerhand Völcker unter einander wohnen/in Augenſchein nehmen/ ohne zu ergründen/ wie es in dem Land ſelbſten ſtehe: nun iſt gewiß/ daß die Leute / ſo an dem Meer ſitzhafft ſeynd / wegen immerwährender Gemeinſchafft mit allerhand Ausländern/ von ihren eigenen Landes-Leuten/ welche ſich tieffer in dem veſten Land aufhalten/ faſt in allen Sachen mercklich abweichen/ dergeſtalt/ daß bisweilen gröſſerer Unterſchied ſich zwiſchen dieſen beyden äuſſert/ als zwiſchen einem Europæer und einem/ ſo aus denen übrigen drey Theilen der Welt gebürtig iſt. Die Miſſionarii ſelbſt fahren in China gemeiniglich auf Flüſſen oder Canälen von einem Ort in den andern; ſie beſuchen zu Zeiten die vornemſten Städte ſamt denen nächſten Dörffern/ nicht aber die Gebürge und abgelegene Oerter. Wir hingegen greiffen die Sach auf einem andern Fuß an; dann wir beſuchen perſönlich alle groſſe und kleine Oerter/ verſtehe alle Städte/ Flecken/ Dörffer/ Flüſſe/ Bäche/ Weyher/ See/ Gebürge/ und was immer auf einer Land-Taffel nahmhafft iſt. Zudem müſſen uns die Mandarinen auf Käyſerlichen Befehl aller Orten verſehen/ befördern/ und in allem freygebig an die Hand gehen; womit geſchiehet/ daß unſern Augen nichts/ ſo wir beobachten ſolten/ entgehen kan.

Den 3. April 1714. giengen wir drey/ Pater Regis, P. Hinderer und ich zu Emui (welches die Sineſer Hia-man nennen) zu Schiff. Emui iſt ein Meer-Hafen in der Landſchafft Fokien. Vier von dem Käyſer beſtellte Tartariſche Mandarinen

haben uns in dieſem Feldmeſſerey-Zug begleitet. Unſer Schwader beſtunde aus 15. Siniſchen Krieges-Schiffen / jedem mit 50. Kriegesleuten beſetzt unter dem Befehl eines Krieges-Mandarins / der vier Ober-Officiers unter ſich hatte.

Niemand bilde ſich hier ein / als wann die Siniſche unſern Krieges-Schiffen gleich wären: Es gehet viel ab; indem jene eigentlich nichts anders als platte mit zwey Maſten betackelte Laſt-Schiff seynd / derer das gröſte etwan 250. bis 300. Tonnen erträgt / nur 80. oder 90. Schuhe lang / ſieben bis acht Schuhe in der Mitten hoch / auswendig zwölff bis 15. Schuhe breit. Sie haben vornen weder Schnabel noch Spohren / ſondern ſie zertheilen ſich in zwey Flügel oder Hörner. So iſt auch der hintere Theil geſpalten / und in ſolche Oeffnung das Steuer-Ruder an einem Sail aufgehenckt / an welchem es leichtlich auf- und abgelaſſen werden kan.

Dieſe Schiffe haben weder Bugsbrett / noch Focke-Maſt / noch Steng / noch Eſels-Haupt / noch Oberſteng (wodurch die auf jeglichen Maſtbaum aufrecht gepflantzte Stangen und Oberſtangen verſtanden werden / ſo man auch die Überſetzung nennet); ſondern ſie behelffen ſich mit dem groſſen / und mit dem Beſan-Maſt. Auf das höchſte bedienen ſie ſich eines **Seiten-Maſts** / welchen ſie ſchreg an den Haupt-Maſt hinterwärts anſetzen. Der **Beſan** iſt um ein Drittheil niederer als der **Haupt-Maſt** / dieſer aber um eben ſo viel kürtzer als die gantze Länge ſeines Schiffs.

Ihre Segel ſeynd aus Bambus- oder Rohr nach Art unſerer Binſen-Decken gemacht: ſie beſtehen nicht aus einem Stuck / ſondern aus vielen Taffeln oder Blättern / welche durch Stangen in einander hangen. Jeglicher Segel hat unten ein eingeſchobene Spann-Latten von Bambus-Holtz / ſo einen Schuhe breit und fünff Zoll dick iſt. Obſchon nun dergleichen Schiff nicht ſo geſchwind als die unſerigen lauffen / mithin bey abnehmender Flutte ſich nicht ſo ſchnell erretten mögen; ſo übertreffen dannoch ihre ſtärcke Segel die unſerigen in dem / daß ſie dem Wind gewaltiger widerſtehen / und von demſelben wegen ihrer Stärcke nicht können zerriſſen werden.

Sie überſtreichen oder **kalfateren** ihre Schiffe nicht / wie wir / mit Pech / ſondern mit gewiſſem Gummi / welches ſo veſt hält / daß ein oder höchſtens 2. Söde gnug ſeynd das Grund-Waſſer zu erſchöpffen; dann von Pompen wiſſen ſie nichts. Ihre Ancker ſeynd nicht von Eiſen / ſondern von einem harten Holtz / mithin / weil ſie ſich nicht krümmen / tauglicher / als die eiſerne.

So halten ſie auch nicht ſo viel Schiff-Beamte als wir / als da ſeynd der Ober-Steuermann und Schiffer: ſondern behelffen ſich mit Steuer-Knechten und Boots-Leuten / welche nicht nach aller Kunſt / wie jene / das Schiff zu regieren wiſſen; darum hab ich ihnen auf dieſer Reiſe öffters eingeredet und ihnen den Vortheil gewieſen.

Der Gegenwind ſamt dem Ungewitter hielten uns auf / daß wir erſt den 10. April 1714. die erſte Inſul von Pung-hu, nahmens Siſſeju erreicht haben; der Commendant ſamt denen Kriegs-Mandarinen und einer Beſatzung von tauſend Mann empfiengen uns mit gewöhnlichen Kriegs-Ehren und Præſentirung des Gewehrs.

Pung-hu iſt ein kleines Seeland oder Archipelagus von 36. öden Sand-Inſuln zwiſchen Fokien und Formoſa gelegen / ſamt einem reichen Zollſtock / welchem ein gelehrter Mandarin vorſtehet. Der Hafen iſt bequem / tief und Wind-ſicher. Die ehemalen bey dem Eingang deſſelben von denen Holländern erbaute Schantz iſt völlig eingefallen / und wird von denen Sineſern die **Roth-Haar-Schantz** benahmet; weil nemlich **Roth-Haar** bey ihnen einen Holländer / bisweilen auch einen Engelländer / oder beyde zugleich bedeutet; dann Hong-Mao heiſt **Roth-Haar** / Hong mao-tſchai aber **Roth-Haar-Schantz**. Die gröſte dieſer Inſuln führt den Nahmen Pung hu; ihr Hafen liegt unter dem 23. Grad / 28. Minuten und 10. Secunden der Norder-Breite: und dem 3. Grad / neun Minuten / 50. Secunden der Welt-Länge gegen Oſten / wann nemlich / gleichwie wir zu thun pflegen / der erſte Mittag-Zirckel durch Pekin gezogen wird. Beſagter Hafen iſt demjenigen / der Formoſam beſitzt / deſto nothwendiger / weil dieſe groſſe Inſul keinen eintzigen Hafen hat / in welchen ein Schiff / ſo über acht Schuhe Waſſer faſſet / einlauffen möge.

Nachdem wir 4. Tage mit Abmeſſung und Abzeichnung aller Pung-huiſchen Eilanden zugebracht hatten / huben wir den 15. April Nachmittag die Ancker / und langten den folgenden Tag zeitlich in dem Hafen der Haupt-Stadt von Formoſa an / und wurden von denen Mandarinen höflichſt empfangen / welche uns einen gantzen Monat (dann ſo viel Zeit brauchten wir unſere Land-Charten zu verfertigen) alle Ehr erwieſen haben.

Damit ich nun dieſe Inſul beſchreibe / iſt vor allem zu mercken / daß dieſelbe nicht gantz dem Käyſer von China zugehöre / ſondern nur diejenige Helffte / welche gegen Sonn-Untergang ſchauet: die andere Halbſcheid aber gegen Oſten zu / hat keinen Ober-Herrn / ſondern ſie iſt rauch / gebürgicht / und (wann denen Sineſern zu glauben) von ſo wilden Leuten bewohnt / als etwan die Barbariſche uud abgöttiſche Völcker in America ſeyn können. Beyde ſolche Theile der Inſul werden durch ein hohes Gebürg / welches ſich von Suden gegen Norden durch dieſelbige der Länge nach erſtreckt / in das Barbariſche und Siniſche Gebiet entſchieden. Auf der Spitz gegen Mittag liegt der Ort Scha-ma-ki-teu, auf dem Vorgebürg gegen Norden aber die ehemalen von denen Spaniern aufgeführte Veſtung Ki lung tſchai.

Die Barbarn / die auf der Oſtlichen Seiten des Eilands ſich aufhalten / ſeynd nicht ſo viehiſch als die Iroken, und viel keuſcher als die Indianer / eines milden und friedſamen Gemüths; inmaſſen ſie einander lieb haben / beyſpringen und aushelffen / ohne Abſehen ihres eigenen Nutzens: weil ſie auf Gold und Silber nichts halten / obſchon bey ihnen ſo wol des einen als des andern reiche Adern ſeyn ſollen. Doch ſeynd ſie rachgierig / Geſatz-

und meiſterloß/ ohne Obrigkeit/ ohne Polizey und Staats-Verfaſſung/ ohne Gewerb und Handelſchafften: (indem ſie lediglich von dem Fiſchfang und der Jagt leben) letztlich ohne Glauben; weil ſie von keiner Gottheit nichts wiſſen wollen. Dieſes hab ich aus dem Mund dern Chineſern erzehlet/ welchen/ ſo offt ſie von fremden Völckern ihre Meynung offenbaren/ nicht viel zu glauben iſt/ abſonderlich da dieſe Barbarn ſchon 20. Jahr mit denen Sineſern in einem immerwährenden Krieg verwickelt ſeynd/ deſſen Urſprung wol verdient allhier angeführt zu werden.

So bald ſich die Geldgierige Sineſer der Inſul Formoſa bemächtiget hatten/ war ihre erſte Sorge die Gold- und Silber-Gruben allda zu entdecken. Etliche aus ihnen ſetzten ſich dernwegen auf ein Schiff und ſegelten auf die Oſtliche Seiten dieſes Eilandes zu denen Barbaren/ von welchen ſie acht Tage mit ungemeiner Liebe und Ehr ſeynd bewirthet worden. Wiewol ſie nun wegen Abgang eines Dollmetſchen die Gold- und Silber-Adern nicht entdecken konten/ ſo ſahen ſie dannoch in denen Hütten/ wo ſie eingekehrt hatten/ etliche Stangen Goldes gantz frey oder unverſchloſſen liegen/ welcher ſich zu bemächtigen ſie folgende Schelmen-That erdacht haben. Nach verfloſſenen acht Tägen ſtelleten ſie für die Barbarn/ von welchen ſie dieſe gantze Zeit hindurch ſo freygebig waren gaſtiert worden/ in dem Schiff eine Mahlzeit an und ſprachen denen armen Leuten mit dem Trunck ſo lange zu/ bis ſie ſeynd voll worden und eingeſchlaffen. Da ergriffen die undanckbare Sineſer ihre Gutthäter/ ſchlugen ſie todt/ nahmen die Goldſtangen zu ſich/ und machten ſich eilends auf ihrem Schiffe davon. Kaum ware ſolche Schandthat kundbar worden/ als die Barbarn in die Weſtliche Seiten der Inſul/ wo die Chineſer wohnen/ mit einem Heer eingefallen ſeynd und alles/ was ihnen begegnete/ niedergemacht/ auch etliche Häuſer mit in Brand geſteckt haben. Von der Zeit an währet der Krieg zwiſchen beyden Theilen bis auf dieſe Stunde. Der Ertz-Dieb/ welcher einen ſo abſcheulichen Mord ſamt ſeinen Gefährten verübt hat/ lebt noch heutiges Tages auf der Inſul Formoſa gantz ſtrafloß.

Derjenige Theil/ welchen die Sineſer auf dieſer Inſul beſitzen/ hat ein über die maſſen ſchönes Land/ eine geſunde und jederzeit heitere Lufft/ einen fruchtbaren Boden/ der alles hervor bringt/ und von einer Menge kleiner Bächlein/ ſo aus dem Gebürge herab ſchieſſen/ angefeuchtet wird. Die Erden trägt Waitzen/ Reiß/ Pomerantzen/ Bananen, Ananen, Goyaven, Papayen, Coccos, Pferſich/ Marillen/ Abricotten, Feigen/ Weinbeer/ Käſten/ Granat-Aepffel/ Waſſer-Melaunen/ Taback/ Zucker und viel andere mehr. Alle dieſe Bäume ſind in einer dergeſtalt ſchönen Ordnung gepflantzt/ daß/ wann der Reiß gleichfalls nach der Schnur theils Beth- theils Zeilen-weiß inzwiſchen verſetzt wird/ das herrliche Land vielmehr einem zierlichen Luſtgarten/ als einem Feld gleich ſiehet.

Gleichwie aber bisher das Eiland die meiſte Zeit von einem wilden Volck iſt bewohnt worden/ alſo giebt es allda noch wenig Pferdte/ Schaafe/ Geiſſen und Schweine: hingegen findet man die Menge Hüner/ Enden/ Gänſe und Ochſen/ welche letztere dern Pferden Abgang nicht allein in dem Zug/ ſondern auch unter dem Sattel zum reiten erſetzen/ zu ſolchem Ende aber mit Sattel/ Vorder- und Hinter-Zeug/ Zaum und Tremſen (welche bisweilen viel koſten) verſehen ſind. Mir kame kurtzweilig vor/ als ich einen Chineſer auf einem Stier mit dergleichen Aufzug eben ſo ſtoltz/ als ſäße er in Europa auf dem ſchönſten Pferdt/ ſahe daher reiten.

Die Hirſchen und Affen ausgenommen trifft man auf dem ebenen Land wenig rothes Wildprett an: in dem Gebürg aber ſoll es Bären/ wilde Schweine/ Wölffe/ Tiger und Leoparden geben/ welche auf der Seiten gegen Oſten verbleiben und ſich gegen Weſten nicht blicken laſſen. Vögel findet man wenig: den gröſten Schwarm machen die Faſanen/ welche aber von denen Jägern immer dünner gemacht werden.

Alle Wäſſer und Quellen dieſer Inſul ſind von Natur dergeſtalt vergifftet/ daß ſie einen Fremden unfehlbar tödten/ gleichwie einer von meinem Gefolg/ welcher ſolches nicht glauben noch ſich enthalten wolte/ erfahren hat/ da er in fünff Tagen/ ohne daß ihm ein Artzney-Mittel hätte helffen können/ daran geſtorben iſt. Das ärgeſte Gifft führt ein von dem Gebürg herab rinnendes Bächlein/ deſſen Waſſer blaulicht ausſiehet; darum haben die Mandarinen aus der Haupt-Stadt/ in welcher allein geſundes Waſſer iſt/ uns ſolches auf Kärren laſſen nachführen.

Die Chineſer theilen ihr gantzes Gebiet auf dieſem Eiland in drey Landvogteyen ab/ ſo alle unter der Haupt-Stadt ſtehen. Ihre Nahmen ſind dieſe/ Taiuanhien, Fung kan hien. und Tſchu-lo-hien: der Land-Obriſt hat über ſie/ über die Haupt-Stadt und über alles/ mit ihm aber der Unter-König von Fokien in China zu befehlen.

Die Inſul heißt Tai-uan, die Haupt-Stadt aber Tai-uan-fu. Sie iſt ſehr Volckreich und treibt einen ſo gewaltigen Handel/ daß ſie denen vornehmſten Städten in China nichts nachgiebt; dann es werden nicht allein die Waaren/ ſo die Inſul ſelbſt trägt/ ſondern auch andere allda verkehrt/ welche aus China, Japon, Indien und andern Ländern in gröſter Menge dahin gebracht werden. Viel Chineſiſche Haushaltungen würden ſich herziehen/ wann ſie beyderſeits Mandarinen/ nemlich des Orts/ welches ſie verlaſſen/ und denen/ ſo der Inſul vorſtehen/ nicht ſo groſſe Geſchencke jenem zwar für den Abzug/ dieſem aber für das Burger-Recht bezahlen muſten; inmaſſen die Leute niemand beſſer in dem Beutel/ als eben die Mandarinen/ ſchären kan. Der Käyſer hält auf dieſem Eiland eine Beſatzung von zehen tauſend Tartarn unter dem Befehl eines Zung-ping oder General-Feld-Zeugmeiſters/ welcher 2. General-Wachtmeiſter oder Fuziang ſamt mehrern andern Ober-Officirern unter ſich hat: ſie werden alle drey Jahr/ bisweilen auch ehender durch andere abgelöſet.

Die Gaſſen der Haupt-Stadt Tai-uan-fu ſeynd faſt alle nach der Schnur gebaut/ beyderſeits mit Kauff-Läden anmuthig ausgeziert/ auch im Sommer mit Zelten überzogen; aber nicht über 30. oder 40. Schuhe breit/ und dannoch nicht gepflaſtert/ folgends ſehr unſauber und mit einer ſolchen Menge hin oder her gehender Leuten angeſchoppet/ daß man ſchwerlich kan durchkommen. Die meiſten Häuſer ſeynd aus Erden und Bambus aufgeführt/ oben aber mit Stroh bedeckt. Das ſchönſte Haus daſelbſt iſt dasjenige/ ſo ehemals die Holländer/ als ſie noch den Meiſter ſpieleten/ gebauet haben; es hat 3. Stockwerck über einander/ nimmt einen groſſen Platz ein/ und iſt mit einem Wall ſamt vier halben Bollwercken umgeben; weil nemlich fremde Völcker denen Indianern/ bey welchen der Betrug und Ungerechtigkeit an ſtatt Treu und Glauben herrſchen/ ohne dergleichen Behutſamkeit nicht trauen dörffen. Dieſes Haus ſtehet an dem Hafen/ den es im Nothfall beſtreichen und mit Geſchütz ſperren kan.

Die Stadt ſelbſt hingegen hat weder Wall noch Streichwehr; dann die Tartarn halten ſich nicht gern hinter denen Mauren/ ſondern ſtreiten lieber zu Pferdt in offenem Feld. Der Haafen hat 2. Eingänge/ der eine heißt Ta-kiang, heutiges Tages dergeſtalt mit Sand verſtopfft/ daß kein groſſes Schiff hinein kan: der andere aber Lulh-men, deſſen Grund von Felſen/ und bey der gröſten Fluth nicht über 9. oder 10. Schuhe hoch mit Waſſer bedeckt iſt. Die Holländer/ als ſie dieſen Ort einnahmen/ ſind durch den Mund Ta-kiang, welcher dazumal tieffer ware/ hinein gefahren/ und haben an demſelben eine Burg-Veſte gebauet/ die über den gantzen Haafen herrſchet/ ſolcher aber den Nahmen Seeland-Schantz beygeleget/ welchen die Sineſer mit Ngan-Ping-tſching ausgetauſcht/ wie nicht weniger an den Fuß dieſes Schloß noch eine andere Schantz angehenckt haben: welche auch die eintzige Veſtung dieſer Inſul iſt/ dero Beſatzung in 2. tauſend Mann unter einem General-Wachtmeiſter beſtehet. Sie liegt an der weſtlichen Seiten beſagten Haafens um etwas gegen Nord-Weſt; da hingegen die Haupt-Stadt an der Oſtlichen Seiten beſſer gegen Mittag iſt.

Die Inſul wird zum Theil von Chineſern/ theils von Landes-Kindern bewohnt. Die Chineſer haben die 3. Städte Tai-uan-fu, Fung-kan-hien und Tſchu-lo-hien ſamt ihren Land-Vogteyen innen. Die Landes-Kinder/ die unter ihnen wohnen/ ſeynd ihre Bediente oder beſſer zu ſagen ihre Leibeigene. Die Sitten dern Sineſern auf dem Eiland Formoſa ſeynd von dern übrigen Sineſern Wandel in China ſelbſt in keiner Sache unterſchieden.

Diejenige Völcker aber/ ſo in Formoſa gebürtig ſich dem Siniſchen Joch dannoch unterworffen haben/ werden in 45. Sche oder Flecken eingetheilt/ derer 36. gegen Norden/ 9. aber gegen Suden liegen. Die gegen Norden ſind zimlich mit Volck beſetzt/ ihre Häuſer aber denen Siniſchen ſchier gleich.

Die gegen Mittag hingegen wohnen in Hütten/ ſo aus Erden und Bambus aufgeführt/ oben aber mit einem Stroh-Dach verwahrt/ auch wie ein umgeſtürtzter Trechter geſpitzt/ und 15. bis 40. Schuhe breit ſind. Sie ſtehen auf einem erhobenen Beth von Erden. Etliche ſind rings herum ſchichtweiß abgetheilt. Da iſt weder Stul noch Banck/ weder Tiſch noch Bett/ weder einiges Haus-Geſchirr anzutreffen. In der Mitten iſt ein etwan 2. Schuhe oder darüber hoher Heerd oder Ofen/ auf welchem ſie ihre Speiſen zubereiten/ welche in Reiß/ Kernwerck und Wildprett beſtehen: dieſes letztere pflegen ſie entweders in dem Nachlauff mit Händen zu fangen/ oder mit Waffen zu fällen; inmaſſen ſie geſchwinder rennen als ein ungezäumtes Pferdt. Solche Geſchwindigkeit ſchreiben die Chineſer dem zu/ daß ſie biß in das funffzehende Jahr ihre Lenden und Knie veſt verbinden. Ihr Gewehr iſt der Wurff-Spieß/ der Pfeil und Bogen/ womit ſie ſo gewiß treffen/ als der beſte Jäger mit ſeiner Flinten. Bey dem Eſſen ſind ſie unſauber/ dann ſie legen die Speiß auf ein Brett oder Matzen/ und bringen dieſelbe mit den Fingern ohne Gabel oder Löffel in den Mund. Das Fleiſch ſchmäckt ihnen zum beſten/ wann es noch halb blutig und roh iſt. Ihr Bett beſtehet in groſſen Laub-Blättern/ welche ſie auf dem Boden ausſtrecken. Das Gewandt iſt ein Stücklein Leinwand/ mit welchem ſie ſich von denen Lenden bis an die Knie umſchürtzen. Etliche machen ſolche Schürtze aus Haaren und Seiden/ welche ſie nachmals mit Gold und Silber ausſteppen: auf die nackende Haut aber ſtechen ſie mancherley Geſtalten von Grottenwerck/ von Bäumen/ Thieren/ Blumen und dergleichen/ welches ihnen ſo lebhaffte Schmertzen verurſachet/ daß ſie öffters ausſetzen/ und zuweilen damit ein gantzes Jahr zubringen. Sie ſuchen in dergleichen Barbariſchen Aufzug mehr Hoffart und Eitelkeit als mancher Europæer in den prächtigſten Kleidern; angeſehen nicht einem jeglichen/ ſondern nur denenjenigen ſolche Figuren zu tragen erlaubt wird/ welche nach Erkänntnuß dern Vorſtehern eines jeden Orts andere in dem Lauff oder auf der Jagt übertroffen haben. Doch ſtehet einem jeden frey/ ſeine Zähne ſchwartz zu färben/ wie auch Arm- und Knie-Bänder oder Hals-ſchnüre zu tragen. Auf dem Kopffe haben ſie Kräntze von unterſchiedlichen Körnern oben mit allerhand Federn beſteckt. Das Haar laſſen ſie glatt über die Schultern herab fallen. Die Leibes-Farbe iſt käſtenbraun.

Gegen Norden zu/ allwo die Hitze mäßiger iſt/ tragen ſie Leviten-Röcke aus Hirſch-Häuten/ welche ſie auf der Jagd ſelbſt gefället haben. Das Haupt aber bedecken ſie mit einer Mützen/ ſo einer hohen runden Schachtel gleich ſiehet/ aus Bananen-Blättern verfertiget/ mit vielen über einander geſtelleten Kräntzen geziert/ und oben mit einem Federbuſch aufgemutzt.

Sie dörffen ihre Weiber nicht kauffen/ wie in China: man giebt auch kein acht/ ob der Bräutigam oder die Braut reich ſeyn/ wie in Europa: noch wird die Braut in des Bräutigams/ ſondern dieſer in der Braut Behauſung geführt und

von

von dem Schwieger-Vatter an Sohns-Statt angenommen / damit er nemlich die Haußhaltung verwalte / und ihn bey zunehmenden Jahren überhebe.

Obſchon gedachte Inſulaner denen Chineſern in ſo weit unterworffen ſind / daß ſie denenſelben mit Kern und Korn einen Zinß abſtatten / ſo bleiben ſie dannoch im übrigen ein freyes Volck. Sie erwehlen in jedem Marckfleck 3. oder vier Vorſteher / welche in allen ihren vorfallenden Rechts-Händeln einen endlichen Ausſpruch machen / dem ein jeglicher / ohne den Gegentheil für ein höheres Gericht zu fordern / ſo gewiß muß nachleben / daß / wer ſich deſſen weigeren dörffte / als ein faules Glied von der Gemeinde abgeſchnitten und in das Elend würde verſtoſſen werden / in welchem Fall ihn kein anderer Fleck aufnehmen darff. Damit aber der Korn-Zinß richtig eingetrieben werde / wohnt in jedem Fleck ein Sineſer / ſo deſſen Sorge trägt / und die Landes-Sprache erlehrnet / damit er dem Mandarin als Dollmetſch diene: allein eben dieſe Auffſeher plagen das Volck erbärmlich und ſpicken ihren Beutel: derowegen haben ſich von zwölff gegen Mittag gelegenen Flecken ihrer drey der Siniſchen Bothmäßigkeit entzogen / die unerſättliche Dollmetſchen erſt vor 3. Jahren fortgejagt / und mit denen Oſtſeitlichen Inſulanern einen Bund geſchloſſen; welches die Chineſer nicht hoch achten / ſondern vielmehr vorgeben / ſie haben aus dieſen wilden Thieren wollen vernünfftige Menſchen machen; weil ſie aber ſich deſſen weigerten / wäre es ihr eigener Schaden.

Allein ich bin einer andern Meynung / daß nemlich beſagte Barbarn in manchen Stücken klüger und gerechter ſeynd / als die ſpitzfindigſte Lehrer in China, welche ſelbſt bekennen / daß ſie weder dem Betrug / noch dem Diebſtahl / noch denen Rechts-Händeln / noch Klagen ergeben / ſondern redliche Leute ſeynd / die einander lieben / einem jeglichen das Seinige geben / ihrer Obrigkeit auf den erſten Winck gehorſamen / übrigens behutſam im reden und eines aufrichtigen Hertzens ſeynd / gleichwie ich ſelbſt erfahren habe; dann / als ein Sineſer aus meinem Folg ein ungereimtes Wort hatte ſchieſſen laſſen / hat ein Inſulaner von 30. Jahren ihn deſſen mit folgenden Worten alſo bald abgeſtrafft: **Das lautet / ſprach er / nicht wohl: wir ſeynd eines ſo redlichen Gemüths / daß unſer keiner was ſolches dencken / vielweniger reden dörffte; ey das iſt übel / das klinget nicht gut.**

Gleichwie die Holländer eine Zeitlang über dieſe Inſul geherrſchet haben / alſo findet man noch einige Inſulaner / welche wiſſen / daß nur ein GOtt ſeye / der alles erſchaffen hat: wie auch / daß in dieſer Gottheit drey Perſonen ſeyn / nemlich der Vatter / der Sohn und der H. Geiſt: daß Adam und Eva unſere erſte Eltern uns ſamt ihnen ſelbſt verlohren haben: daß ſolche Erbſünde durch kein anderes Mittel als durch die Tauffe möge ausgelöſchet werden; darum ſollen ſie / wie man ſagt / ihre Kinder gleich nach der Geburt tauffen. Man findet bey ihnen ſo gar Holländiſche Bücher und Bibeln / welche ſie leſen / auch mit Holländiſchen Buchſtaben ſchreiben können. Ich habe ſelbſt durch Dollmetſchen mit dergleichen Barbarn geredet und ſie in denen nothwendigſten Glaubens-Artickuln noch beſſer unterrichtet / vor allem aber vermahnet / ihre Kinder zu tauffen / und ſo gut ſie es verſtehen / in dem Chriſtlichen Glauben zu unterrichten; dann / ſo viel ich vermerckt / wuſten ſie nichts von dem ewigen Leben und Todt; hingegen beten ſie auch keinen Götzen an / und haben weder Opffer noch Gebett / ſondern ab aller Abgötterey ein unverſönliches Abſcheuhen.

Ach! was für eine ſchöne Erndte wäre dieſe nicht für eyferige Miſſionarien / wann ihnen als Fremden von denen Sineſern der Zutritt nicht verſperrt wäre? das einzige Mittel ſich einzudringen wäre an der Oſtlichen Seiten dieſes Eilands auszuſteigen / und ſich mit der Zeit gegen Weſten auszubreiten. Beten wir alſo den Vatter aller Barmhertzigkeit / daß er Schnitter auf dieſes vielleicht zeitige Feld ſchicke.

Die Inſul Formoſa iſt denen Sineſern allererſt im Jahr 1430. bekannt worden / als ein aus Weſten zuruckfahrender Käyſerlicher Cämmerling durch einen Sturmwind iſt dahin geworffen worden / und das Land auskundſchafftet / auch einige Artzeney-Kräuter mit ſich nach China überbracht hat; derer ſich die Sineſer noch heutiges Tages mit Nutzen bedienen.

Anno 1564. hat ein tapfferer Chineſer / Nahmens Iuta-ieu, ſo ein Schwader commandirte / ſich dern Inſuln Pung hu bemächtiget / und auf Formoſa einen vergebenen Anſchlag verſucht / welcher einem Japoneſer im Jahr 1520. beſſer gelungen iſt; dann dieſer ländete daſelbſt an / betrachtete das Land / und hinterlieſſe allda einen Theil ſeines Volcks um derer Orten eine Pflantz-Stadt anzulegen. Nachdem aber das Ungewitter bald hernach ein Holländiſches Schiff / ſo nach Japon handelte / dahin getrieben hatte; merckten deſſen Häupter gar bald / daß ihnen die Japoneſer keinen Widerſtand thun könten: damit ſie nun ihnen ſelbſt ihr reiches Gewerb in Japon hierdurch nicht verderbten / haben ſie die Sach mit einem Liſt angegriffen. Sie baten nemlich den Japoniſchen Commendanten ihnen zu erlauben allda ein Haus zu bauen / in welchem ſie einen Theil ihrer Waaren mögten niederlegen. Als aber die Japoneſer ſolches nicht verſtehen wolten / hielten die Holländer noch inſtändiger an mit der Bedingnuß denenſelben nicht mehr Platz zu ihrem Haus zu entziehen / als eine Ochſen-Haut einnehmen konte. Solches ward nicht ohne Gelächter verwilliget. Aber die Japoneſer entſatzten ſich nicht wenig / als jene eine Ochſen-Haut zu gantz dünnen Riemen zerſchnitten / ſolche an einander gehefftet / mit dieſer unendlich langen Schnur ein groſſes Stuck Erdreichs ausgeſteckt / und auf daſſelbe eine Veſtung gebauet haben / auf dero Thor noch bis dieſe Stunde geſchrieben ſtehet: Caſtell Zelanda 1634.

Die Japoneſer haben endlich / aber zu ſpat / den

Poſſen

Poſſen gemercket/ mithin die Inſul völlig verlaſſen/ und die Holländer nach dero Belieben walten laſſen/ welche auf der andern Seiten des Haafens gegẽ über noch ein veſtes Haus mit vier halben Baſteyen/ wie ſchon oben erwehnt worden/ aufgeführet haben.

Da mit der Zeit die **Tartarn** das Reich China überſchwemmet/ und die Sineſer zum Theil ſich ihnen mächtig widerſetzt hatten/ befande ſich unter dieſen letztern ein dapfferer Chriſtlicher Held/ mit Nahmen Tſching-tſchi-lung, welcher dieſe fremden Gäſte mit gewaffneter Hand zu verjagen ſich äuſſerſt bemühet hat. Er war in ſeiner Jugend aus einem armen Krämer der reicheſte Handelsmann in gantz China worden/ ſonſt aber aus Fokien gebürtig.

Er rüſtete aus eigenen Mitteln ein Krieges-Schwader aus/ zu welchem bald ein dermaſſen unzähliche Menge Schiffe geſtoſſen hat/ daß es zu der gröſten Flotte/ die jemals auf dieſen Meeren erſchienen ware/ worden iſt: mit dieſer erſchröckte er die Tartarn dergeſtalt/ daß ſie ihm die Königliche Würde ſamt dem Frieden anerboten. Er hingegen ſchlug ſolches aus/ſturbe bald/uñ hinterlieſſe ſeine Flotte ſamt dem Kriegesheer ſeinem Sohn Tſching-Tſching-kung, mit welchem dieſer noch glücklicher als ſein Vatter die Tartarn zwar anfangs geſchlagen/und in unterſchiedlichen Landſchafften des Reichs ihnen viel Städte entzogen/ aber auf die letzte in einem Haupt-Treffen eine ſo erbärmliche Niederlage erlitten hat/daß er ſich auf die Flott zuruck begeben/ und die Flucht ergreiffen muſte. Er verlieſſe demnach Anno 1661. die Siniſche Küſten und ſchiffete mit ſeiner unzählichen Flotte nach denen Eilanden Pung-hu, welche er ohne Widerſtand der gar zu kleinen Holländiſchen Beſatzung gleich erobert/ hundert Schiffe zu dererſelben Bedeckung alldort gelaſſen/ und mit der Haupt-Flott die Reiſe nach Formoſa fortgeſetzet hat/ in dem Abſehen ſich dieſer gewaltigen Inſul zu bemächtigen; er fande zwar in dem Caſtell Zeland, und in dem Haafen auf denen Schiffen nicht mehr als eilff Holländer/ und dannoch einen ſo langwierigen als dapfferen Widerſtand; weil nemlich dieſe mit gekaufften Indianiſchen Mohren und mit geworbenen Inſulanern alles beſetzt/ und ſich/ um ſolche anzuführen/ unter ſie eingetheilt hatten.

Tſching-Tſchîng-kung, unerachtet er den Ort mit gröſtem Gewalt zu Land und zu Waſſer angegriffen/ konte dannoch mit einer ſo mächtigen Armée und Flott denen eilff Holländern vor vier Monaten/ als lang ſolche Belagerung gewähret hat/ nichts abgewinnen/bis er ihnen bey günſtigem Wind drey ihrer Schiffen verbrennt und das vierdte/ ſo allein noch übrig war/ ſamt der Veſtung aufgefordert hat/ mit der ausdrücklichen Erlaubnuß/ ihre Sachen auf dieſes Schiff einzupacken/ und auf demſelben fortzufahren/ welches die Holländer angenommen und den Platz dem Tſching-Tſching-kung eingeraumet haben/ welcher ohne Zeit-Verluſt den gantzen Weſtlichen Theil der Inſul/den heut die Sineſer innen haben/ in Beſitz genommen/ auch in Ki-lung-tſchai einer alten damals verlaſſenen/ und vor Zeiten von denen Spaniern erbaueten Veſtung/ ſo in der Nordiſchen Spitz der Inſul liegt/ eine Beſatzung verlegt hat. Er hat über diß noch eine andere Schantz zu Tan ſchui-tſching an dem Mund des Fluß Tanſchui aufgebauet/ allwo die Siniſche Schiffe können Ancker werffen: er lieſſe die Städte Tſchu-lo-jan und Fun-xan-lien anlegen/ und beſtimmete zu ſeiner Haupt-Stadt den Ort/ welcher heut Tai-uan-fu benahmet wird. Er nahme ſeinen Hof-Sitz in der Veſtung Seeland und nennete ſie Ngan-pin-tſching, welcher Nahm ihr noch heutiges Tages anklebet.

Den Staat dieſer Inſul richtete er auf Sineſiſchen Fuß ein/ welchen er nicht lang genoſſen/ ſondern/ da er bald ſtarbe/ ſeinem Sohn Tſching-king-mai vermacht hat. Gleichwie nun dieſer unter denen Büchern war erzogen worden/ alſo thate er nichts zu Bewahrung des Landes/ welches ſein Vatter mit ſo ſchweren Sorgen und Bemühungen erobert hatte. Solches benahme denen Soldaten faſt allen Muth/Luſt und Eifer für ihren Fürſten/ bis er endlich mit dem König von Fokien Anno 1673. in Krieg zerfallen und nach vielen wider denſelben gewonnenen Schlachten geſtorben iſt/ da ſein Söhnlein Tſching-ke-ſan noch unmündig ware.

Mittler weil hatten die Tartarn das Königreich Fokien in China erobert/ die Königliche Würde abgeſchafft/ uud ſo wohl über dieſe als über die Landſchafft Tſchekiang einen Zung-tu geſetzt/ welcher über zwey Vice-Könige zu gebieten hat. Solches geſchahe im Jahr 1682. oder in dem ein und zwantzigſten des Käyſers Camhi. Gedachter Zungtu Nahmens Yao, gleichwie er ein ſehr geſchickter/ wohlerfahrner und höflicher Mann ware/ alſo lieſſe er aller Orten/ auch ſo gar bis in die Inſul Formoſa einen allgemeinen Ablaß verkündigen/ Krafft weſſen nicht allein allen und jeden Sineſern/ die ſich bisher der Tartariſchen Regierung widerſetzt hatten/ alles begangene gäntzlich verzyhen/ ſondern ihnen noch über dieſes alle Ehren/ Würden/ Aemter und Vortheil/ ſo dieſelbe unter andern Potentaten genoſſen hätten/ in ihrem Vatterland/ wann ſie wolten zuruck kehren/ ſeynd verſprochen worden.

So bald der Ruff dieſer Verſöhnung in Formoſa erſchollen/ nahmen denſelben viel wackere Männer an/ welche Weib und Kind in China zu Anfang des Krieges im Stich gelaſſen hatten/und wurden/ (als ſie nach Fokien kommen) von dem Zungtu nicht allein höflich empfangen/ ſondern auch mit Ehren und Einkommen Stand-gemäß ehrlich verſehen: wodurch noch mehr andere von Formoſa nach China zu übergehen ſeynd bewogen worden.

Der

Der Zung-tu (nachdem er die beſte Soldaten von Formoſa auf ſolche Weiſe an ſich gelockt hatte) ſchickte eine Krieges-Flotte nach Pung-hu, welches ſich nach einer dapfferen Gegenwehr ergeben hat. Da wolten die Vormünder des jungen Fürſtens oder Königes von Formoſa, in Betrachtung/ daß ſie der Siniſchen Macht nicht widerſtreben könten/ nicht länger warten/ ſondern übergaben dieſe herrliche Inſul ſamt ſich und erwehnten ihrem Fürſten/ mittels eines Vertrags/ dem heut regierenden Käyſer Camhi, welcher ihn da er Anno 1683. nach Peking kame zum Grafen gemacht/ und das ſchöne Eiland Formoſa ſamt denen Inſuln Punghu in beſtändigen Beſitz genommen hat. Ich verbleibe

Euer Ehrwürden

Gegeben zu Kiéu-kian-fû in der Landſchafft Kiamsi im Auguſt-monat 1715.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

De Mailla, der Geſellſchafft JEſU Miſſionarius.

Brief aus Nord-America.

Numerus 139.

Brief Patris Cholenec, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii in Neu-Franckreich in America.

An

Patrem Auguſtinum le Blanc, gedachter Societät Prieſtern und dern Miſſionen in Canada Procuratorem.

Geſchrieben bey dem Waſſer-Fall des H. Ludwig den 27. Auguſti 1715.

Innhalt:

Begreifft die Beſchreibung des Lebens/ Hintritts und dern Wunderwercken der gottſeligen Americaniſchen Jungfrau Catharinæ Tegahkuita einer gebohrnen Irokin.

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Die groſſe Wunder/ ſo GOtt durch Vorbitt einer Irokiſchen Jungfrauen/ die bey uns mit Ruff der Heiligkeit gelebet hat und geſtorben iſt/ würde mich bewogen haben Euer Ehrwürden deroſelben Leben zu beſchreiben/ wann ſie auch ſolches von mir nicht begehrt hätten; weil Euer Ehrwürden ſelbſt/ als ſie noch die Stelle eines Miſſionarii allhier mit unermüdetem Eyfer vertraten/ gedachte Wunderwercke mit Augen geſehen haben. So hat auch der Vorſteher dieſer Kirche in Betrachtung dermaſſen herrlicher Zeichen/ mit welchen GOtt die Gedächtnuß gemeldeter Jungfrau beehret/ ſie mit gutem Grund eine Genovevam von Neu-Franckreich genannt. Alle Frantzoſen/ welche in unſern Pflantz-Städten wohnen/ ja die wilden Leute ſelbſt verehren ſie mit ſonderbarer Andacht; indem ſie von ſehr weit her zu ihrem Grabe wallfahrten/ derer gar viel durch ihre Vorbitte entweders von ſchweren Kranckheiten und Anliegen augenblicklich befreyet/ oder mit ungewöhnlichen Gnaden ſeynd ergötzt worden. Ich bezeuge aber Euer Ehrwürden vor allem/ daß ich allhier nichts werde anführen/ was ich nicht damals/ als ich ihres Wandels Sorge truge/ mit Augen angeſehen/ oder von demjenigen Miſſionario, von welchem ſie iſt getaufft worden/ zuverläßig vernommen habe.

Tegah-kuita (dieſe heilige Jungfrau) ward in Nieder-Iroken in dem Agnieſer-Gebiet in dem Flecken Gandäuage im Jahr 1656. gebohren: ihre Mutter war eine Chriſtin von Algonkin, ſo die H. Tauffe in der Stadt Dreybach empfangen hatte/ und daſelbſt unter denen Frantzoſen ward auferzogen worden. Allein die Iroken hatten ſie zu Zeiten des vormaligen wider die Frantzoſen geführten Kriegs gefangen und mit ſich nach Haus geführet: doch hat man nachmals mit freudiger Verwunderung erfahren/ daß ſie in Mitten dern Heyden in dem wahren Glauben bis in den Todt ſtandhafft verharret ſey. Sie hatte zwar aus ihrer Ehe zwey Kinder/ einen Knaben und ein Mägdlein/ nemlich unſere Tegah kuitam gezeuget: aber ſie ſtarbe Anno 1660. zu ihrem gröſten Leid ſo frühezeitig/ daß ſie vor ihrem Hintritt beyde Kinder nicht hat können tauffen laſſen. Die Kindes-Blattern/ welche das gantze Land entſetzlich verwüſteten/ haben wenig Tage nach der Mutter Todt auch das liebe Söhnlein in das Grab geleget/ und nach ihnen ebenfalls das Töchterlein (verſtehe unſere Tegah-kuitam) zwar ſtarck ergriffen/ doch nicht überwältiget. Da ſie nun auf ſolche Art im vierdten Jahr ihres zarten Alters verwaiſet worden/ ward ſie unter Obſicht ihres Vetters/ ſo in demſelben Dorff der Vornehmſte war/ von ihren Mammen oder Bäslein auferzogen.

Die Kindes-Blattern hatten ihre Augen dergeſtalt übel zugerichtet/ daß ſie einige Zeit öffentlich nicht erſcheinen könte. Sie bliebe dernwegen gantze Täge in ihrer Hütten/ womit ſie allgemach zu der Einſamkeit ſolche Liebe gewonnen/ daß ſie ſich fürhin des menſchlichen Umgangs leichtlich entſchlagen/ hiemit aber ihre Unſchuld unverletzt bewahrt hat.

Nachdem ſie an Jahren zugenommen/ bediente ſie ihre Bäslein oder Mammen in dem Haus-dienſt/ als Hirs-ſtoſſen/ Waſſer-tragen und

Holtz-holen: welches bey dieſen wilden Leuten eigentlich dern Weibern geſchäfft ſeynd. Die übrige Zeit vertriebe ſie mit kleiner Weiber-Arbeit/ wozu ſie eine abſonderliche Geſchicklichkeit hatte. Mit dieſen Sorgen vermiede ſie zwey gefährliche Fallſtrick/ nemlich den Müßiggang und das herum-lauffen/ welchen beyden die Irokiſche Jugend weiblichen Geſchlechts ſonſt ungemein ergeben iſt; da ſich dann die Mägdlein nach ihrer Barbariſchen Art gern ſchmücken und ſehen laſſen. Ihr Aufbutz aber beſtehet in gewiſſen Zeugen/ ſo ſie von denen Europæern kauffen/ in Beltz-Mänteln/ und in unterſchiedlichem Muſchelwerck/mit welchem ſie ſich vom Kopff bis Fuß ausſtaffieren: ſintemal ihre Arm-Zierde/ ihre Halsbänder/ ihre Ohren-Gehäncke und Gürtel aus Muſcheln gemacht/ ja ſo gar ihre Schuhe damit überzogen ſeynd. Je mehr nun ein Mägdlein dieſes Geſchmucks anhat/ deſto ſchöner und theurer iſt ihre Geſtalt und Preis.

Wiewol Tegah kuita von Natur ab allen Eitelkeiten ein angebohrnes Abſcheuen hatte/ ward ſie nichts deſtoweniger von ihrem Vetter und Bäßlein dergleichen Geſchmuck zu tragen bisweilen gezwungen. So bald ſie aber den Chriſtlichen Glauben angenommen hatte/ ſtraffte ſie ſolche Leichtſinnigkeit an ihr ſelbſt mit faſt unausſetzlichen Zähern und einer ſtrengen Buſſe.

Mittler Zeit zerfielen ſich die Iroken abermal mit denen Frantzoſen/ welche ihnen zur Straffe ſolcher Empörung in dem Agnieſer-Gebiet drey Dörffer in Brand geſteckt/ hiedurch aber ſie um Friede/ der ihnen verwilliget wurde/ zu bitten gezwungen haben. Man bediente ſich Frantzöſiſcher Seits ſolcher Gelegenheit/ dieſen Wilden das Evangelium von neuem zu predigen/ welches ihnen unſer Pater Jogues ſchon vormalen/ abſonderlich zu Onnuntagé, da er ſeine Wohnung hielte/ nicht allein verkündiget/ ſondern auch mit ſeinem vergoſſenen Blut heldenmüthig beſtätiget hatte: dann die Barbarn ſtümmelten ihm nach einer überaus harten Gefängnuß die Finger/ ohne damals ihren Grimm an demſelben völlig auszuüben: weil ſeine Stunde noch nicht kommen war. Allein geborgt war nicht geſchenckt. Der Mann GOttes entzoge ſich zwar nicht ohne Wunder ihrer blutdurſtigen Wuth/ ſtellte ſich aber folgendes Jahr mit ſeinen geſtutzten Händen bey ihnen wieder ein/ da ſie ihn dann ergriffen und mit unmenſchlicher Grauſamkeit hingerichtet haben. Seine zwey Mit-Geſpän wurden auf gleiche Weiſe um des Glaubens willen getödtet. Wir haben Zweiffels-ohne dem Blut dieſer drey erſten Irokiſchen Apoſteln die Bekehrung ſolcher Völckern zu dancken/ als mit welchem ſie die Saat des Worts GOttes ſo großmüthig angefeuchtet haben.

Dieſen Evangeliſchen Saamen aus Anlaß des geſchloſſenen Friedens nun wieder zu erwünſchtem Wachsthum zu bringen/ wurden aus unſern Prieſtern drey/ als Pater Fremin, P. Bruyas und P. Pierron, welchen die Landſprache bekannt ware/ beordert die Irokiſchen Friedens-Geſandten/ da dieſe wieder nach Hauſe kehrten/ bis dahin zu begleiten/ und von Seiten Franckreichs den getroffenen Frieden alldort zu beſtätigen. Der Frantzöſiſche Land und Krieges-Obriſt Herr von Thracy gabe denen Miſſionariis Geſchencke mit/ auf daß ſie ihnen den Eintritt in dieſe Barbariſche Länder deſto füglicher eröffnen mögten. Allein ſie langten daſelbſt grad um ſolche Zeit an/ da die Barbarn allerhand Uppigkeiten und Wollüſten pflegen abzuwarten/ mithin niemand im Stand ware/ dieſe Geſandten zu empfangen. Doch ertheilten die wilden Heyden der frommen Tegahkuita, welche ſich aller Luſtbarkeiten entſchluge und zu Hauſe ſtille hielte/ Befehl/ die Frantzöſiſche Bottſchafften nicht allein zu beherbergen/ ſondern auch mit aller Nothdurfft zu verſehen/ welches dieſe damals annoch Heydniſche Jungfrau mit ſo anſtändiger Ehrbarkeit und züchtiger Leutſeligkeit verrichtet/ daß ſich die drey geſandte Prieſter deſſen nicht wenig verwundert/ das Mägdlein hingegen ſich ab ihrem andächtigem offt wiederholtem Gebett/gottſeligen Ubungen/ frommen Wandel und freundlichen Umgang ungemein erbauet hat.

Allein die Zeit-Kürtze lieſſe damals nicht zu ſie in dem Chriſtenthum völlig zu unterrichten; dann die Patres wurden den dritten Tag ihrer Ankunfft von dannen nach Tionnuntogen beruffen/ und allda als Geſandte feyerlich empfangen. Der Ort gefiele ihnen ſo wohl/ daß ihrer zween ſich in demſelben veſt geſetzt/ der dritte aber eine andere Miſſion in dem dreyßig Meilen tieffer im Land gelegenem Dorff Onneiut geſtifftet hat. Folgendes Jahr ward eine dritte Miſſion zu Annuntage, nachmals die vierdte zu Zonnuntuan, und die fünffte in dem Dorff Goiogoën aufgerichtet. Inmaſſen aber die Agnieſer und die Zonnuntuaner 2. zahlreiche Völcker ſeynd/ die ſich in viel groſſe Dorffſchafften austheilen/ als hat man auch die Zahl dern Miſſionarien vermehrt.

Unterdeſſen erreichte Tegah kuita ihr Ehefähiges Alter/ da ſie ihre Freunde mit allem Gewalt/ mit mancherley Liſt und Liebkoſen/ mit langwierigen Hohn und Straffen ſich zu verehligen zwingen wolten/ weſſen ſie ſich wegen angebohrnem Haß aller fleiſchlichen Lüſten ſo ſtandhafftig weigerte/ daß ſie endlich alle dergleichen Anfecht- und Verfolgungen ſieghafft überwunden hat.

Es iſt bey denen Iroken nicht der Brauch/ daß ein junger Geſell ihm ſelbſt eine Braut erkieſe/ oder öffentlich mit einem Mägdlein rede; ſolten ſie ſich ſolches Frevels unterſtehen/ ſo wurde ihnen von dergleichen Vermeſſenheit ein ewiger Schandfleck ankleben. Sondern es pflegen beyderſeits Eltern oder Vormünder ihre Kinder zu verehligen. Wann nun ſich beyde Theile mit einander verglichen/ ſo gehet der Bräutigam hin/ beſucht Abends das erſte mal ſeine Braut/ ſetzt ſich bey derſelben in ihrer Hütten nieder/ und nimt ſie hiemit zu ſeinem Eheweib an. Als an einem gewiſſen Tage Abends ein dergleichen ihr wider dero Willen von ihrem Vetter angeworbener Jüngling in ihre Hütten kame/ und ſich nebſt ihr gantz vertraulich niederlieſſe/ ſprang ſie gantz entrüſtet eilends auf/ lieſſe mit Ungeſtümme davon/

und

und wolte ſich nicht ehender in dieſelbe zuruck begeben/ bis der aufgedrungene Bräutigam war hinweg geſchafft worden. Ihre Freunde ſtunden von ihrem Vorhaben nicht ab/ ſondern ſetzten ihr mit guten und böſen Worten/ mit Schmach und harter Arbeit noch ſtärcker zu/aber vergebens; das Mägdlein wolte lieber alle erdenckliche Drangſahlen ausſtehen/ als ſich zur Ehe bequemen: welches an einer jungen Heydin ſehr zu bewundern wäre/ wann nicht die Göttliche Weisheit ſie ſchon dazumal zu einem künfftigen Ebenbild der Chriſtlichen Heiligkeit erwählt/ und vor allem Schmutz bewahrt hätte. Endlich lieſſen ſie ihre Vormünder mit Fried/ und legten ihr ferner nichts mehr in Weeg.

Um ſelbe Zeit erhielte Pater Jacobus von Lambreville unſer Geſellſchafft Miſſionarius durch Göttliche Verhängnuß Befehl ſeine Reiſe durch eben das Dorff/ wo unſere junge Irokin war/ anzuſtellen/ und ſich mit Verkündigung ewiger Wahrheiten allda eine Zeitlang aufzuhalten. Tegah-kuita erſchiene fleiſſig bey ſeinen Chriſtlichen Lehren/ Predigen und Andachten/ welche er alle Tage in der Capell richtig hielte; aber ſie dörffte ihrem Vetter nicht offenbaren/ daß ſie von einer hefftigen Begierde den Chriſtlichen Glauben anzunehmen innerlich angetrieben werde. Darum verſchaffte ihr der gütige GOtt eine unvermuthete Gelegenheit/ihr Vorhaben in das Werck zu ſtellen/ mittelſt einer Wunden/ ſo ſie ihr ſelbſt aus Unvorſichtigkeit gemacht hatte/ mithin um eben die Zeit/ da die übrige Weiber mit Einerndung ihres Indiſchen Weitzens auf dem Feld arbeiten/ das Haus zu hüten iſt genöthiget worden. Pater Lambreville bediente ſich ſolches Umſtands zur Ehr GOttes/ er gienge von Haus zu Haus/ und unterwieſe die daheim gebliebene Indianer in dem Chriſtlichen Glauben: er beſuchte unter andern auch unſere junge Indianerin/ welche ob ſeiner Gegenwart unendlich erfreuet/ ihm ohne Umſchweiff in Gegenwart ihrer Geſpäninnen nicht allein ihr hefftiges Verlangen eine Chriſtin zu werden/ ſondern auch die Hinternuß von Seiten ihres Vetters/der ſolches nimmer würde zulaſſen/ mit männlicher Großmüthigkeit entdeckt hat. Der Prieſter urtheilte in Betrachtung ihrer Lebhafftigkeit/ ihres aufrichtigen Gemüths und ihrer ſtattlichen Fähigkeit/ daß ſie mit der Zeit ein Spiegel aller Tugenden werden könte; allein er lieſſe ſich von ihr nicht übereilen/ ſondern verſchube die Tauff (damit er ſie beſſer unterrichten und ihre Standhafftigkeit deſto ſicherer prüfen mögte) bis folgenden Frühling: doch unterlieſſe er mittler Zeit nicht ſie mit ſonderbarem Fleiß in dem Chriſtenthum zu unterweiſen/ und ihren Lebens-Wandel gründlich zu unterſuchen.

Kein Volck iſt der Verleumdung des Nechſten hefftiger ergeben/ als die Iroker zumalen die Weiber: und dannoch hat er keinen Menſchen gefunden/ der unſerer Tegah-kuita etwas böſes nachgeredt hätte/ ſo gar diejenige/ von welchen ſie vorhin war verfolget worden/ muſten ihr alles Gutes nachſagen; darum ertheilte er ihr im Jahr 1676. am H. Oſter-Tag die H. Tauffe/ und gab ihr den Nahmen Catharina, mit welchem wir ſie auch in dem Folg dieſes Briefes nennen werden.

Da war ihre erſte und gröſte Sorge nicht allein alle Pflichten Chriſtlicher Gerechtigkeit zu erfüllen/ ſondern auch der Evangeliſchen Vollkommenheit in allen Stücken/ ſo viel immer möglich/ nachzuſtreben; weil ſie wol merckte/ daß ſie GOtt zu einem heiligen Leben beruffen hätte: um dieſer Urſach willen war nöthig nebſt der öffentlichen Chriſtlichen Lehr/ welcher ſie fleiſſig beywohnete/ ſie inſonderheit zu unterrichten/ wie ſie ihr innerliches Leben anſtellen ſolte/ mithin ihr gewiſſe Gebetter/ Andachten und Bußwerck vorzuſchreiben/ bey welchen ſie aber nicht geblieben iſt/ ſondern den Bogen immer höher geſpannt hat/ daß ſie in wenig Zeit zu einem vollkommenen Tugend-Spiegel worden iſt/ und an ſtatt eines Antriebs viel mehr von ihrem allzuſtrengen Leben muſte abgemahnet werden.

Gleichwie aber nach Ausſpruch des H. Geiſtes ein jeglicher/ ſo GOtt von Hertzen dienen will/ muß angefochten/ verſucht und verfolget werden/ alſo hat es auch der frommen Catharinæ an dergleichen nicht gemangelt. Den erſten Anfall muſte ihre Jungfräuliche Reinigkeit ausſtehen/ da boshaffte Leute/ welche in Betrachtung des keuſchen Wandels/ den ſie führte/ inwendig unruhig wurden; weil nemlich die Unſchuld dieſer Jungfrau ihnen heimlich in ihren laſterhafften Gewiſſen ihre verübte Geilheiten vorruckte und gleich einem Dorn ſie in das Aug und Hertz ſtache/ weſſen ſich zu befreyen ſie derſelben (in dem Abſehen ſie zu verführen) zwar hefftig nachgeſtellt/ doch ihrer Standhafftigkeit nichts abgewonnen/ſondern ihr den völligen Sieg überlaſſen haben.

Die zweyte Verfolgung erweckten ihre eigene Bluts-Freunde/ als welche nicht ertragen konten/ daß ſie an Feyertägen mit ihnen zur Arbeit nicht auf das Feld gehen/ſondern/ wie ſie es ausgedeutet/ dem Müßiggang und Andacht abwarten wolte: Weil ſie nun mit Vermahnen und harten Worten Catharinam den Feyertag zu entheiligen nicht bewegen konten/ gaben ſie ihr an ſolchen Tägen nichts zu eſſen/ auf daß ſie wenigſtens durch den leeren Magen ihnen zu gehorchen bezwungen wurde. Aber ſie erwählte vielmehr GOtt und ſeinen Heiligen zu Ehren über vier und zwantzig Stund bittern Hunger zu leiden/ als die Gebotte der Kirchen zu überſchreiten.

So ware ihnen auch unerträglich/ daß ſie ſich an Sonn- und Feſt-Tägen in der Capell bey dem Roſenkrantz und Andacht einfande/ welchen die Chriſtliche Indianer mit einander Wechſel-weiſe beten und mit geiſtlichen Geſängen untermengen/ hiedurch aber zur Andacht und Liebe GOttes hefftig angezündet werden; allermaſſen unſere Irocken mit einem ſcharffen Gehör/ reiner Stimm und abſonderlicher Neigung zur Muſic begabet ſeynd/ folgends die Kirchen-Lieder überaus gern und lieblich ſingen. Solches nun dem heiligen Mägdlein zu verleiden/ beſtellten ſie einige Lotterbuben/ welche in der Geſoffenheit/ da ſie zu dem Gottesdienſt gienge/ mit Steinen auf ſie werffen muſten/ daß ſie um nicht geſteiniget zu werden offt einen

einen Umweeg nach der Capell zu nehmen / gedrungen worden / und dannoch von dieſer Andacht eben ſo wenig als wegen dem Geſpött dern Kindern auf der Gaſſen abgeſtanden iſt / welche mit Fingern auf ſie deuteten / und ſie ſchimpffweiſe eine **Chriſtin** heißten.

Da ſie ſich auf einen gewiſſen Tag gantz allein in ihrer Stroh-Hütten befande / rennte ein toller Jüngling mit blitzenden Augen und mit einem Beil in der Hand zu ihr hinein / nicht anderſt / als wolte er ſie auf der Stelle todt ſchlagen; nachdem aber Catharina gantz unerſchrocken das Haupt / als wäre ſie bereitfertig den Streich auszuſtehen / niedergebogen / lieſſe der Böſewicht vor Erſtaunung davon / als hätte ihn eine unſichtbare Gewalt von ſeinem Mord-Beginnen abgeſchröckt. In dieſen und dergleichen Ubungen Chriſtlicher Gedult brachte Catharina den gantzen auf ihre Tauffe nächſt-gefolgten Sommer und Herbſt zu. Im Winter nahme das Ungewitter zimlich / doch nicht völlig ab; dann eine ihrer Baſen verklagte ſie fälſchlich bey dem Miſſionario, als hätte ſie eine fleiſchliche Gemeinſchafft mit ihrem (des Weibes) eigenem Mann / und alſo mit ihrem (des Mägdleins) Vetter; weil es ihn nach Landes-Brauch nicht / wie ſonſt / Vatter heißte / ſondern mit ſeinem gemeinen Nahmen nennte. Der Prieſter / welchem die gifftige Zungen dieſes ſchalckhafften Weibes vorhin bekannt war / fragte ſie ſcharff aus / und ward innen / daß Catharina aus Unachtſamkeit an Ertheilung ſolches Ehren-Tituls nur einmal ſich geirret hätte; gabe alſo der Bas einen nachdrücklichen Verweiß und ſchaffte ſie von ſich: er lieſſe aber nachgehends das Mägdlein ſelbſt kommen / um zu vernehmen / ob ſie etwann zu einem ſo gefährlichen Argwohn Anlaß gegeben? worauf ſie geantwortet: ſie hätte der Göttlichen Barmhertzigkeit zu dancken / daß ſie ihren Leib niemals mit dem geringſten mal einer Unlauterkeit beſudelt hätte / mithin dieſe Sache belangend / ſich vor dem Richter-Stul GOttes zu verantworten alle Augenblick bereit wäre. Dermaſſen viel übereinander gehäuffte Verdrießlichkeiten betrübten Catharinam ſo gewaltig / daß ſie von Hertzen wünſchte auf eine andere Miſſion, wo ſie in Fried leben könte / überſetzt zu werden; der Miſſionarius billigte zwar ihr Verlangen / allein ſolches auszuführen / ſchiene ihres Vetters wegen faſt unmöglich / weil er aus Haß gegen die Chriſten ſolches niemals würde gut geheiſſen haben. Der gütige GOtt aber / welchen Catharina um ſolche Gnad unausſetzlich angeruffen hatte / und von welchem der Prophet verſichert / daß er ſo gar die Vorbereitung des Hertzens ſeiner Heiligen erhöre / legte ſich in das Mittel / und machte ſelbſt die Anſtalt zu ihrer billichen Flucht / mit welcher es folgender Geſtalten zugangen iſt.

Die Frantzoſen hatten unlängſt eine neue Pflantz-Stadt bey denen Iroken angeleget: der jüngſte Frieden-Schluß aber dieſen Wilden die Freyheit geſtattet / auf Frantzöſiſchem Boden ihre Jagten anzuſtellen; darum hatten ſich ihrer viel bey der Magdalena-Wieſen eingefunden. Etliche aus unſern Miſſionariis, welche allda wohnen / traffen ſie daſelbſt an / und hielten mit ihnen öffters Geſpräch von der Noth ſeiner ewigen Seeligkeit / Sorge zu tragen. Die Barbarn lieſſen ihnen mit Göttlicher Gnad ſolche Lehr / wie auch den Antrag / daß ſie ſich ſolten dahin ziehen und häußlich niederlaſſen / dergeſtalt wol gefallen / daß ſie bald hernach ſich an beſagtem Ort mit Sack und Pack eingeſtellt / Hütten gebauet und nach genugſamen Unterricht die H. Tauffe empfangen haben. Das Beyſpiel dieſer Männer hat nach und nach ſo viel ihrer Lands-Leuten dahin gelockt / daß die Miſſion **des H.** Xaverii **von dem Waſſer Fall** (dann alſo wird der Ort genannt) ſo wohl wegen der Zahl als wegen dem Eyfer dern Neugläubigen immer nahmhaffter wird; ſintemal ſo offt ein unglaubiger Iroker ſeine Freunde hierſelbſt beſucht / ihm der Luſt nach ſeinem Vatterland zuruck zu kehren / alſobald verſchwindet. Die Neu-bekehrte haben aus Chriſtlicher Liebe mit dieſen Gäſten ſo gar ihre mit gröſter Mühe neu-geſchürffte und friſch-angeſäete Aecker getheilt / doch in dem Stuck ihren Eyfer noch känntlicher an den Tag gegeben / als ſie ihre unwiſſende Lands-Leute in dem wahren Glauben zu unterweiſen ſich mehrmal nicht allein den gantzen Tag hindurch / ſondern auch bis in die ſpäte Nacht bemüheten. GOtt gabe ihren Worten eine dermaſſen unüberwindliche Krafft / denen Zuhörern aber eine ſo mächtige Gnade / daß ſie in kurtzer Zeit zu gantz andern Leuten worden ſeynd / und jedermann ſich ob einer dergeſtalt ſeltſamen Veränderung verwundert hat / in Erwegung / daß ein wildes Volck / welches vorhin von nichts als von Raub / Krieg und Mord wiſſen wolte / nunmehro nach angenommenem Chriſtenthum ſich gantz mild / lehrnſam / ſanfft- und demüthig aufführe / und die ſchwereſte Lehr-Sätze unſers Glaubens nicht allein faſſen / ſondern auch bewercken könte.

Sie begnügten ſich aber ſo fern nicht diejenigen / welche zu ihnen kamen / auf den rechten Weeg zu leiten / daß ſie über dieſes aus inbrünſtiger Begierde mehr Seelen zu gewinnen ſo gar manche Reiſen in verſchiedene Heydniſche Völckerſchafften angeſtellt / ihren Lands-Leuten allda das Wort GOttes geprediget / und jedesmal deroſelben eine zimliche Schaar / ſo ſie bekehrt / zu dem Waſſer-Fall Sancti Xaverii mit ſich zuruck gebracht haben. An eben dem Tag / als Catharina getaufft worden / kehrte auf ſolche Weiſe der Vornehmſte unter denen Neugläubigen Agnieſern mit einer Rott von dreyßig Iroken, die er zur H. Tauffe beredet hatte / nach bedeutetem Ort zuruck. Die neu-getauffte Jungfrau wäre gern mitgezogen / allein ſie dörffte nicht aus Furcht ihres Vetters / welcher als Vorſteher der Dorffſchafft nicht leiden konte / daß jemand von derſelben zu denen Frantzoſen / denen er Spinnen-feind ware / übergehen ſolte / damit hierdurch ſeine Völckerſchafft nicht öd und wüſt wurde.

Doch iſt ihr im nächſt-folgenden 1677. Jahr ihr Vorhaben / wiewohl nicht ohne Gefahr / endlich gelungen. Ihre verſtorbene Eltern hatten ein

Mägd-

Mägdlein an Kindes-Statt als ihre eigene Toch-ter aufgenommen/ welche ſich nachmals an einen Iroken vermählt/ und ſamt ihm aus Liebe des wahren Glaubens ſich nach Sanct-Xaverii gezo-gen/ mit der Zeit aber ihn beredet hatte/ einen Gang in ſein Vatterland zu wagen/ und ihre Schweſter Catharinam abzuholen/ damit dieſe GOtt in ihrem Haus deſto ruhiger dienen mögte. Er lieſſe ihm den Anſchlag gefallen/ geſellete ſich als-bald zu einem Wilden von Loretto und andern Neubekehrten mehr/ welche unter Vorwand/ als hätten ſie nichts anders vor/ als ihre Biber- uñ Ot-ter-Häute mit denen Engelländern gegen andere Waaren zu verkehren/ in dem Iroker-Land her-um reiſeten/ und ſich auf alle Weiſe bemüheten/ ihren Verwandten und Bekandten Chriſtum den HErrn kund zu machen/ und ſie nach Sanct-Xa-verii-Waſſer-Fall zu entführen/ damit ſie allda ihrer Seeligkeit ohne Hinternuß abwarten mög-ten. Der Neubekehrte wanderte mit Fleiß durch das Dorff/ wo ſeine Schwägerin Catharina wohnete/ und zwar zu allem Glück um eine Zeit/ da ihr Vetter/ des Orts Hauptmann abweſend ware: er hielte ſich nicht auf/ ſondern/ nachdem er ſie vermahnet hatte/ alle Stund und Augen-blick ſich zur Abreiſe gefaßt zu halten/ und ihr Vorhaben niemand zu offenbaren/ reiſete er wei-ters fort bis zu denen Engelländern: er kame aber bald zuruck/ ſagte Catharinæ auf den andern Tag den Abzug an/ bliebe nur über Nacht/ und machte ſich in aller Frühe ſamt ihr in Geſellſchafft des Neubekehrten von Loreto auf die Heim-Reiſe. Die Sache ward in dem Dorff bald kundbar/ der abweſende Hauptmann aber/ verſtehe des Mägd-leins Vetter/ durch einen ſchnellen Botten deſſen berichtet; welcher vor Zorn gantz raſend/ nach-dem er ſeine Flinten mit drey Kugeln ſtarck gela-den/ die Flüchtling geſchwind verfolgt/ und in kur-tzer Zeit bey einem Wald eingeholet/ aber ſeine nichte Catharinam, welche ſich in den dicken Forſt hinter die Bäume zeitlich verſteckt hatte/ nicht ge-ſehen/ ſondern blos allein die zwey Männer ange-troffen/ folgſam in der Meynung/ er wäre von dero Flucht falſch berichtet worden/ ohne ferner nachzuforſchen den Ruckweeg genommen hat. Nachdem er nun ihnen aus dem Geſicht völlig verſchwunden war/ ſetzten ſie ihre Reiſe mit Ca-tharina hurtig fort/ welche gegen Ende des Herbſts Anno 1677. bey dem Waſſer-Fall glücklich an-gelangt und bey gemeldetem ihrem Schwager eingekehrt hat; das Haus gehörte nicht ihm zu/ ſondern einer gewiſſen überaus frommen Chriſtin/ Nahmens Anaſtaſia, welche über ſich genommen hatte alle Heydniſche Weibes-Bilder/ ſo nach dem Chriſtenthum ſehneten/ in dem Glauben und heiligen Sitten wohl zu unterweiſen/ welches ſie auch mit unglaublicher Geſchicklichkeit/ mit uner-müdetem Eyfer und reicher Seelen-Ernde in das Werck geſtellt hat. Als Catharina die tägliche Geſellſchafft dieſer GOttes-eyferigen Frauen: wie auch die Gelegenheit GOtt allein ohne einige Hindernuß zu dienen/ der heiligen Meß und an-dern Andachten täglich beyzuwohnen/ und die Kirchen ſo offt/ als ihr beliebte/ zu beſuchen: zu dem die groſſe Veränderung des nunmehro heili-gen Wandels ihrer Landes-Leuten/ welcher la-ſterhafftes Leben ſie vorhin mit Augen angeſehen hatte/ reifflich betrachtete/ ward ſie vor Freuden gleichſam verzuckt/ nicht anderſt/ als wäre ſie aus einerölliſchen Wildnuß in ein irrdiſches ja himm-liſches Paradiß überſetzt worden. Solcher ihr vom Himmel verliehenen Gnad danckbarlich zu genieſſen/ nahme ſie ihr veſtiglich vor/ ſich nunmeh-ro GOtt gantz und gar ohne einigen Vorbehalt aufzuopfferen: ſie war um 4. Uhr ſchon in der Kirche bey der Fruh-Meß: ſie hörte folgends bey Aufgang der Sonnen auch die Tag-Meß: ſie ſtellte ſich nachmals wieder bey dem Abend-Ge-bett fleißigſt ein; ſie unterbrach unter Tags öffter ihre Arbeit/ gienge in die Kirche/ warffe ſich vor dem Altar-Staffel auf ihr Angeſicht/ und verrich-tete allda ihre Andacht mit ſolcher Inbrunſt/ daß ſie zuweilen etliche Stunden im Geiſt gantz ver-zuckt dem Gebett und Betrachtung göttlicher Ge-heimnuſſen abgewartet hat.

Von dem Gebett verfügte ſie ſich zur Arbeit/ un-ter welcher ſie mit ihrer Haus-Frau der frommen Anaſtaſiâ ihre Seel mit geiſtlichen Geſprächen er-götzte: ſie unterhielten einander von dem Troſt/ mit welchem ihre Seelen unter dem Gottesdienſt übergoſſen wurden: von der Schuldigkeit GOtt allein zu dienen/ ihm allein zu gefallen/ und in der Tugend immer weiter fortzuſchreiten: von dem Vorſpiel und Nachfolgung dern Heiligen GOt-tes: von dem Abſcheuhen der Sünd und der Sorge ſeine begangene Fehler auszubüſſen: alle Samſtag Abends beichtete ſie nach langwüriger ſtrengen Vorbereitung ihre Unvollkommenheiten mit ſolcher Reu und Zerknirſchung/ daß ſie vor heulen/ weinen und ſeufftzen kaum reden könte:

Es wird zwar denen neubekehrten Iroken erſt etliche Jahr nach empfangener Tauff zu dem Tiſch des HErrn zu gehen erlaubt/ damit ſie deſ-ſen heiligſten Fronleichnams nicht etwan unwür-dig oder unandächtig/ ſondern mit deſto tiefferer Ehrerbietigkeit nach langwüriger Vorbereitung genieſſen. Aber mit Catharina muſte ich ſolchen Verſchub nachſehen/ und ſie auf ihr unausſetzli-ches Anhalten auf Weyhenachten 1677. zum er-ſtenmal mit dem Sacramentaliſchen Leib Chriſti verſehen/ welchen ſie mit ſo entzündeter Andacht genoſſen hat/ daß ſie nicht allein jedermänniglich erbaute/ ſondern auch fürhin die Neubekehrte/ ſo offt bey uns eine General-Communion ware/ ſich befliſſen/ nächſt an ihrer Seiten unter währender Communion zu knyen/ auf daß ſie durch ihr ausbündiges Beyſpiel zur Andacht deſto mehrers bewogen wurden/ noch unwürdig zu dieſem groſ-ſen Geheimnuß hinzu naheten.

Nach Weyhnachten/ da die Jagt-Zeit herbey kommen war/ dörffte ſie ſich nicht weigern/ ihrem Schwager und Stief-Schweſter in den Wald zu begleiten/ und mit dieſer Gelegenheit zu zeigen/ daß man GOtt aller Orten/ auch ſo gar in de-nen Wildnuſſen dienen könne/ allwo ſie von ihren gewöhnlichen Andachten nichts verabſäumt/ ſon-dern hingegen neue Vortheil und Mittel ſich in der Tugend und Vollkommenheit zu üben erſonnen hat.

hat. Das erſte war eine genaue Tag-Ordnung. Sie ſtunde vor Tage um des Gebetts willen auf/ welches ſie ſo lang fortſetzte/ bis die gantze Jäger-Schaar dero Gebrauch nach ſich verſammlet und gleichfalls das Morgen-Gebett/ welchem ſie beywohnte/ verrichtet hat: dergleichen thate unſere Irokin auch Abends/ und verharrte bey ſolcher Andacht bis in die ſpäte Nacht. Als die Wilde ihr Früheſtuck / nach welchem ſie ohne ferners Mittag-Mahl den gantzen Tag der Jagt abwarten/ einnahmen/ machte ſich Catharina wieder auf die Seiten/ und wartete dem Gebett ab/ faſt um eben die Zeit/ da man pflegte in dem Fleck Sancti Xaverii Frühe-Meß zu halten. Sie hatte ſo gar bey Abgang einer Kirche ein Creutz auf einen Stock an dem Geſtade eines Bachs gepflantzt/ allwo ſie als an einem abgelegenen Ort in der Einſamkeit ihren Andachten und Gebettern oblage. Dort bildete ſie ihr ein/ ſie befinde ſich an dem Fußtritt des Altars bey der H. Meß; ſie vereinigte ihre mit des Prieſters Meynung: bate ihren Schutz-Engel/ ſtatt ihrer ſich bey bem unblutigen Opffer einzufinden/ doch ihr allein allen aus ſolcher Gegenwart erſprieſſenden Nutzen/ Verdienſt und Frucht zu überlaſſen: die übrige Zeit des Tages wartete ſie ſamt andern Weibsbildern der Arbeit zwar emſig ab; damit ſie aber ihnen zu einem unnützen oder leichtfertigen Geſchwätz alle Gelegenheit benähme/ und ihr eigenes Gemüth mit GOtt ohne Ausſchweiffung beſtändig vereiniget bliebe/ ſtimmete ſie von Zeit zu Zeit entweders ein geiſtliches Geſang oder ein auferbauliches Geſpräch an. Ihre Mahlzeiten waren ſehr kurtz und ſparſam / welche ſie öffters/ nachdem ſie den gantzen Tag gefaſtet/ erſt Abends einnahme: ſie beſtreuete ihre Fleiſch-Speiſen heimlich mit Aſchen/ um hierdurch ihren Geſchmack aller Wolluſt zu berauben/ welches ſie aber/ ſo offt ſie ſorgte/ andere mögten es in acht nehmen/ vorſichtig unterlaſſen hat.

Obſchon nun dieſes Wald-Leben andere Weibsbilder / weil ſie nemlich aller Haus-Sorgen überhoben/ ihrem Bauch und andern Ergötzlichkeiten allein abwarten/ ungemein freuet; ſo ware es doch unſerer Jungfrau Catharina ſehr zuwider/ anerwogen die Beſuchung des GOttes-Hauſes/ die Gegenwart des allerheiligſten Altar-Sacraments / das H. Meß-Opffer / die Chriſtliche Lehr und Predig nebſt andern dergleichen Ubungen / welche doch auf dieſer Welt ihre eintzige Freude waren/ ihr allda gäntzlich abgangen ſeynd. Um ſolcher Urſach willen faßte ſie den veſten Schluß/ ſich künfftig-hin von der Miſſion, wann ſie nur einmal wieder heimkäme/ nicht mehr zu entfernen. Sie langte allda im Jahr 1678. kurtz vor der Charwochen an; gleichwie ſie nun die Kirchen-Ceremonien dieſer H. Zeit vorhin niemals geſehen hatte / als iſt unſchwer zu erachten/ mit was Liebe/ Mitleiden und Schmertzen ſie das bittere Leiden Chriſti dieſe Täge hindurch betrachtet habe. Sie zerfloſſe in faſt immertrieffende Zähern: ſie bedauerte und nahm ihr tieff zu Hertzen/ daß ein Menſch-wordener GOtt unſerer Sünden halben ſo entſetzliche Quaalen hat übertragen müſſen: dernwegen entſchloſſe ſie ſich künfftig-hin die Abtödtung JEſu Chriſti/ wie der Welt-Apoſtel redet/ ewig in ihrem Leib herum zu tragen. Von dieſer Zeit an verſäumte ſie keine Gelegenheit ſich ſelbſten abzutödten/ theils hiedurch ihre geringe Unvollkommenheiten / welche ſie ihr ſelbſt als die gröbſte Verletzungen der allerhöchſten Majeſtät vorſtellte/ abzubüſſen/ theils ihrem gecreutzigten Heyland durch dergleichen Ubungen ähnlich zu werden. Die gottesförchtige Anaſtaſia goſſe Oel auf dieſes hellbrennende Feuer/ da ſie ihr bald von denen hölliſchen Peinen/ bald von dem ſtrengen Leben dern Heiligen GOttes ihr eines und das andere vorgetragen/ hiemit aber ihren Vorſatz von nun an ſich der allerhärteſten Buß zu ergeben noch mehr geſteifft und geſchärffet hat. Solches ihr Vorhaben ward um ein merckliches durch einen Zufall / der ſie bald ihr Leben gekoſtet/ beſtätiget. Dann/ als ſie in dem Wald einen Baum mit der Axt fällte/ fiele dieſer ehender/ als ſie es vermuthet hatte: ſie gewanne zwar ſo viel Zeit / daß ſie dem Stamm ausgewichen/ welcher ſie ſonſt gewißlich würde zerſchmettert haben; doch könte ſie nicht ſo geſchwind auf die Seiten ſpringen/ daß ſie nicht von einem Aſt hart getroffen/ blutig verwundet und ohnmächtig auf die Erde/ wie todt/ wäre niedergeſchlagen worden. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen/ waren ihre erſte Worte: **Mein JEſus/ ich ſage dir kindlichen Danck/ daß du mir in dieſer Gefahr beygeſtanden biſt;** dann ſie beredete ſich ſelbſt/ GOtt hätte ſie lediglich dernwegen vor dem Todt bewahrt/ damit er ihr Zeit gönnete/ ihre Sünden durch eine längere Buß zu vertilgen/ gleichwie ſie einem gewiſſen andern Weib/ Nahmens Thereſia, ſo ebenfalls eine Irokiſche Chriſtin und Mit-Büſſerin war/ aus Vertreulichkeit erzehlt hat. Jetztgedachter Thereſiæ ſeltſame Bekehrung iſt würdig allhier mit einigen Umſtänden angeführt zu werden. Sie ward ehedeſſen von Patre Brugas getaufft/ aber durch die ärgerliche Ausgelaſſenheit ihrer Lands-Leuten bald hernach wieder verkehrt/ und in ein laſterhafftes Leben hingezogen worden. Sie hatte zwar ſich ſamt ihrer Freundſchafft nach dem **Waſſer-Fall des H.** Xaverii begeben; allein der Ort-Wechſel könte ſie ſo lange nicht zu einem recht Chriſtlichen Wandel bewegen/ bis ein unvorgeſehener Zufall ihr das Hertz umgekehrt hat. Die Sach begab ſich alſo.

Sie ware mit ihrem Mann und einem jungen Vetter nach dem Fluß / ſo das Utäuaker-Gebiet durchſtreicht/ auf die Jagt gangen. Unter Weeges geſellten ſie ſich zu etlichen andern Irokern, ſo eben ihres Sinns waren / daß alſo eine kleine Rotte von eilff Perſonen/ nemlich vier Männern/ vier Weibern und drey jungen Leuten ſich mit einander vereinbaret und zuſammen in den Wald verfüget hat. Bey der gantzen Schaar befande ſich kein Chriſten-Menſch/ als Thereſia allein/ die übrige waren unglaubige Heyden. Gleichwie nun der Schnee widerbräuchlich viel ſpäter/ dann ſonſt gefallen iſt/ alſo ward es bey unbedeckter Erden mit ihrer Jagt eine vergebene Sache/ weil

das

das Gewild den Wald noch nicht bezogen hatte: ihre mitgenommene Lebens-Mittel wurden bald verzehrt/ der Hunger hingegen nahme unter ihnen dergeſtalt überhand/ daß ſie erſtlich zwar das friſche zum Schuhmachen mitgebrachte Leder/ folgends ihre Schuhe/ letzlich Wurtzen/ Kräuter und Baum-Rinden zu eſſen ſeynd gezwungen worden. Indeſſen erkranckte der Thereſiæ Ehemann ſo gefährlich/ daß der Hauffen ſeinerwegen muſte ſtill halten: ihrer zwey faßten den Schluß weiter in den Wald zu gehen/ mit dem Vorhaben ein Gewild zu fällen/ und denen übrigen mit ſolchem zu Hülffe zu kommen; ſie verſprachen aber inner zehen Tagen ſich wieder einzuſtellen. Der eine war ein Agnieſer/ der andere ein Zonnuntuaner. Der erſtere kam zwar zur beſtimmten Zeit/ aber gantz allein zuruck/ mit Verſicherung/ daß ſein Camerad vor Hunger und Elend geſtorben ſeye. Niemand wolte ihm glauben; dann weil er ſelbſt bekennte/ daß ihnen kein Gewild begegnet wäre/ und dannoch ſehr friſch ausſahe/ hat jedermann geargwohnt/ er müſſe ihn erſchlagen/ und an ſtatt eines Wildpretts gefreſſen haben. Wenig Tage hernach/ als der Thereſiæ ihr Mann mit hefftiger Bereuung/ daß er die H. Tauffe vorhin nicht empfangen hätte/ verſchieden war/ begaben ſich die übrige neun unverrichteter Sache auf den Ruckweeg nach denen Frantzöſiſchen Völckerſchafften. Aber kaum waren ſie zwey oder 3. Tage fortgereiſet/ als ſie wegen Abgang behöriger Nahrung dergeſtalt ſchwach worden ſind/ daß ſie vor Mattigkeit nicht mehr gehen konten. Die Verzweiffelung vermögte ſie zu einer entſetzlichen That/ da ſie untereinander ſchlüßig worden einen Menſchen aus ihrem Mittel zu tödten/ mit deſſen Fleiſch die übrige ſich erſättigen ſolten. Man warffe zum erſtenmal auf des erſchlagenen Zonnuntuaners hinterlaſſene Wittib und ihre zwey Knaben/ welche alle drey einer nach dem andern ſeynd geſchlachtet und verzehret worden. Dergleichen grauſames Mordweſen gienge der armen Thereſia deſto tieffer zu Hertzen/ je gewiſſer ſie könte muthmaſſen/ daß es nun ihre als gleichfalls einer verlaſſenen Wittib Haut gelten werde: ſie beweinte dernwegen den elenden Zuſtand ihres Gewiſſen: ſie bereuete ihre Unbeſonnenheit/ daß ſie ohne vorläuffige Beicht ſich in den Wald gewagt hätte: ſie bate GOtt um Verzeyhung ihrer Miſſethaten / mit Verſprechen/ ſolche/ ſo bald ſie würde heimkommen ſeyn/ zu beichten und zu büſſen. Ihr Gebett ward erhöret/ ſie langte nach einer unbeſchreiblich-mühſeeligen Reiſe nebſt vier andern/ ſo noch übrig geblieben waren/ endlich in dem Dorff an/ und hielte ihr Gelübd; dann ſie beichtete zwar ihre Sünden/ verſchube aber beynebens dieſelbe zu büſſen/ und ihr Leben zu beſſern/ ſo lang bis auf einen Tag/ da ſie den neuen Kirchen-Bau/ ſo in dem Waſſer-Fall Sancti Xaverii aufgeführet wurde/ betrachtete/ ſie unter denen Zuſchauern auch Catharinam Thegah-kuitam zum erſtenmal geſehen/ und beyde einander gegrüßt haben. Catharina fragte ſie/ welcher Platz in dem neuen Gottes-Haus für die Weiber ſolle gewiedmet werden? Thereſia zeigte ihr einen Ort/ welcher ihres Gedunckens ſich dazu ſchicken würde. **Ach! ſprach Catharina, GOtt hat keine abſonderliche Freude in irrdiſchen Kirchen / ſo von Menſchen-Hand aufgebauet werden/ zu wohnen/ ſondern er verlangt ſeinen Sitz in dem innerſten Tempel unſers Hertzens zu nehmen. Aber wehe mir armen Sünderin! die ich dieſen werthen Gaſt durch meine Miſſethaten ſo offt gezwungen habe die Herberge meines Hertzens/ in welchem er allein ohne Mit-Buhler hertzen will / zu verlaſſen. Hätte ich nicht verdient/ daß zur Beſtraffung meiner Undanckbarkeit mir der Eingang in dieſes irrdiſche GOttes-Haus auf ewig geſperrt wurde?**

Solche demüthige Bekänntnuß gienge der Thereſia tief zu Hertzen/ und biſſe ſie alſo ſcharff in das Gewiſſen/ daß ſie ihr veſtiglich vorgenommen dasjenige von Stund an in das Werck zu ſtellen/ was ſie GOtt in der Gefahr verſprochen hatte/ nemlich durch ein ſtrenges Leben ihre Sünden auszubüſſen/ zu ſolchem End aber bey der frommen Catharina als einer ſtattlichen Lehrmeiſterin in die Schul zu gehen und ſich mit ihr in eine genaue Vertraulichkeit einzulaſſen. Sie offenbarte derſelben ihr bußfertiges Vorhaben/ und brachte die Sache in dieſer erſten Begrüſſung ſo weit/ daß beyde von der Zeit an in eine enge Verbündnuß getretten/ und eine der andern die innerlichſten Geheimnuſſen ihres Hertzens kund gemacht hat. Damit ſie aber von Göttlichen Dingen deſto ungehinderter ſich mit einander gantz allein unterhalten mögten/ verfügten ſie ſich öffters an das Geſtad des Sanct-Lorentz-Fluß/ ſetzten ſich allda bey einem Creutz nieder/ und ſtellten in ſolcher Einſamkeit ihre himmliſche Geſpräche an: die aus ſolcher erſten Unterredung erſproſſene Gemeinſchafft vereinigte beyde Hertzen ſo eng zuſammen/ daß dieſelbe nichts mehr/ als der Todt Catharinæ hat trennen können. Sie giengen mit einander in die Kirche/ in den Wald und zur Arbeit: eine vermahnte die andere ihrer Fehlern: eröffnete ihr alle Beſchwehrnuſſen/ ſo ſie von dem Dienſt GOttes abhielten: hielte ihr nichts/ was ſich innerlich zutruge/ verborgen: ſie munterten einander auf zu unausſetzlicher Beharrlichkeit auf dem harten und ſchmalen Buß-Weege/ wie nicht weniger zu einem immer zunehmenden Wachsthum in Chriſtlicher Vollkommenheit.

Die Süſſe des geiſtlichen Troſts/ welchen Catharina hieraus zoge/ ward bald durch eine ſchwere Anfechtung ihrer Stief-Schweſter verbittert/ welche geſamter Hand mit der Haus-Frauen Anaſtaſia ſie auf alle Weiſe zur Heyrath bereden wolten. Catharina, welche beyden wie eine leibliche Tochter verbunden/ und einſeits entſchloſſen war/ ihre Jungfrauſchafft unverletzt in das Grab mitzunehmen/ anderſeits aber ihre Gutthäterin ohne eine Undanckbarkeit zu begehen/ nicht beleidigen dörffte/ wuſte ihr Anfangs nicht zu helffen. Sie nahm ihre Zuflucht zu mir/ ich hingegen um ihre Standhafftigkeit gründlicher auszunehmen/ befahle ihr die Sache nicht zu übereilen/ ſondern

reiffer zu überlegen. Beyde Weiber ſtellten ihr vor/ daß alle übrige Irokiſche Mägdlein ſich pflegen zu verehelichen/ und es ſich nicht gezieme/ daß ſie hierinn was beſonders oder neues anfangen/ abſonderlich/ weil ſie von Vatter und Mutter verweiſet/ und gantz Mittel-loß/ mithin nicht in dem Stand wäre/ ſich mit der Zeit ohne Mann zu erhalten/ zumalen nach dem Todt ihres nunmehro ziemlich erlebten Schwagers / welcher gnug zu thun hätte ſeine eigene Kinder zu verſorgen. Da nun ihre zwo Baſen ihr immer ſtärcker zuſetzten/ fragte ſie mich noch einmal um Rath mit der Verſicherung/ daß ſie ſich zu einer Ehelichen Verlobnuß gar nicht entſchlieſſen könte. Ich gabe ihr abermal drey Tage Bedenck-Zeit/ inner welcher ſie beeder Ständen Beſchwehrden und Vortheil noch einmal wol erwegen ſolte. Sie wartete aber nicht ſo lang/ ſondern kam nach einer halben Viertelſtunde wieder zuruck/ und ſagte mir; **es wäre nun die Sache ausgemacht; es brauchte fürhin keines Bedenckens mehr; ſie hätte ſich ſchon längſt an ihren einzigen Bräutigam JEſum Chriſtum vermählt/ bey welchem ſie ſich unveränderlich halten wolte / ihren künfftigen Unterhalt oder Auskunfft belangend/ ſo wäre ja ihre Nahrung ſo ſchlecht/ daß ſie ſich ſelbſt mit Arbeit leichtlich erhalten und noch allezeit einen alten Lumpen/ ihren Leib damit zu bedecken/ finden würde.**

Nachdem ich dieſes aus ihrem Mund vernommen/ machte ich mir ein Gewiſſen/ ihr länger zu widerſtreben; lobte alſo ihren heiligen Vorſatz und vermahnete ſie dabey ohne ferners Bedencken ſteiff zu verharren. Dieſe meine Antwort ſtellte ihr Gemüth zu voriger Ruhe/ welche ſie von nun an bis in den Todt bewahret hat. Kaum ware ſie heim gangen/ als Anaſtaſia ſich bey mir einfande/ und wider den Schluß Catharinæ hefftig beklagte: welcher ich aber ihr Beginnen (daß ſie das Mägdlein von einer himmliſchen Tugend/ ſo den Menſchen denen Engeln gleich macht / abzuhalten ſich unterſtehen dörffte) dermaſſen ernſtlich verwieſe/ daß ſie ihren Fehler abgebetten/ ein ſo heiliges Vorhaben geprieſen/ und Catharinam in demſelbigen geſteifft hat/ welche nicht allein ſich gegen GOtt für ſolchen Sieg bedanckte/ ſondern auch unerachtet ihrer leiblichen Schwachheit dem Betten und Wachen/ der Arbeit und Faſten/ der Andacht und Buß-Wercken weit fleißiger als vorher jemals ſich gäntzlich ergabe.

Als nun der Herbſt zu Ende gienge/ und ſie ihrer Unpäßlichkeit wegen einiger Ergötzung nöthig hatte/ hab ich ihr gerathen/ den Winter hindurch ihrem Schwager nebſt ihrer Schweſter auf der Jagt zu folgen/ und ihren entkräffteten Leib allda mit beſſerer Nahrung zu ſtärcken. Worauf ſie mir aber verſetzte: **Ich weiß gar wohl / daß es in dem Wald mit dem Leibe beſſer/ und mit der Seel wegen Abgang des Gottesdienſtes ſchlechter/ hingegen in dem Dorff mit der Seel gut/ mit dem Leib aber deſto übler ſtehe: Ach! wie gern will ich meinen Leib dem Hunger und der Nothdürfft aufopffern/ damit nur meiner Seel ihre gewöhnliche Nahrung nicht abgehe.**

Sie verbliebe alſo den gantzen Winter in dem Dorff/ allwo ſie keine andere Nahrung als Türckiſches Korn/ und bey ſo ſchlechter Speiſe viel zu leiden hatte: womit aber ihre Begierde zu einem ſtrengen Leben ſich nicht begnügte/ ſondern nach dem Beyſpiel vieler andern Neubekehrten dieſes Orts mit mancherley freywilligen Bußwercken/ als da ſeynd/ ſtrenges Faſten / blutige Geiſſel-Streich/ eiſerne Stachel-Gürtel und andere dergleichen mehr/ ſich noch ärger abtödtete. Die Indianiſche Chriſten haben ſich durch ſolche Buß-Wercke zu der Marter-Cron vorbereitet/ welche einige aus ihnen bald hernach empfangen haben.

Dann / als die Iroker mit denen Frantzoſen abermal in Krieg verfallen waren/ haben jene ihre neubekehrte Lands-Leute/ ſo bey dem Waſſer-Fall wohnten/ getrachtet auf ihre Seiten zu ziehen/ zu ſolchem End aber ihnen/ wann ſie wolten zuruck kommen/ freye Ubung des Chriſtlichen Glaubens anerboten: geſtaltſam aber dieſe von dergleichen Umſattlung nichts hören/ ſondern lieber bey denen Frantzoſen verharren wolten / wurden ſie als Feinde des Vatterlandes von denen Irokern in die Oberacht gethan / und Vogelfrey erkläret. Da nun bald hernach die Heyden etliche alſo geächtete Chriſten auf der Jagt in dem Wald gefangen und in ihre Dorffſchafften gebracht hatten/ wurden dieſe von jenen mit langſamen Feuer lebendig gebraten; worab ſie ſich (die Weiber eben ſo wol als die Männer) nicht allein nicht entſetzt/ ſondern vielmehr um des Evangelii willen eines dermaſſen herrlichen Todes zu ſterben erfreuet/ und aus Mitten der Flamm ihren blinden Lands-Leuten den wahren Glauben geprediget / vor allem aber gewarnet haben / ſich fein geſchwind zu dem wahren GOtt zu bekehren/ auf daß ſie nicht an ſtatt dieſes zeitlichen von dem ewigen Feuer nach ihrem Todt ohne End gepeiniget würden. Einer aus dieſen tapfferen Zeugen Chriſti Nahmens Stephanus ſprache ſeinem Weib / welches mit ihm gleiche Marter ausſtunde/ ohne Unterlaß zu/ ſie ſolte mit ihm unter währendem Brand den ſüſſen Nahmen JESUS ausſprechen. Kurtz vor ſeinem Ende ſchrye er aus allen ſeinen noch übrigen Kräfften/ und bate GOtt um die Bekehrung derjenigen/ welche ihn ſo erbärmlich hingerichtet hatten. Sein Gebett ward erhöret / angeſehen viele Barbarn ſich ab dieſer Art zu leiden und zu ſterben dergeſtalt entſetzten/ daß ſie ſich zu dem Waſſer-Fall gezogen/ und allda der Chriſtlichen Kirche einverleibet haben.

Obberührte Buß-Wercke dern Neubekehrten wurden nicht allein von denen Männern/ ſondern auch von denen Weibern mit ſo übermäßigem Eyfer gewürcket/ daß wir ihnen muſten ein Biß einlegen / aus Sorge/ ſie möchten ihnen ſelbſt unbeſcheidener Weiſe das Leben abkürtzen. Sie haben nebſt denen gewöhnlichen Caſteyungen noch viel andere Weiſen ſich ſelbſt zu peinigen ausgeſonnen. Etliche legten ſich bey dem härteſten

Froſt

Froſt in den Schnee: andere entblöſſeten den obern Leib bis an die Lenden und blieben an einem abgelegenen Orte/ an dem Ufer eines gefrornen Stroms/ wo der rauhe Sturmwind hefftig brauſet/ in der froſtigen Lufft eine Zeitlang ſtehen: einige ſchlugen ein Loch in das Eis gefrorner Teichen/ ſtürtzten ſich hinein/ und ſtunden allda ſo lang/ als ſie es immer übertragen konten: eine gewiſſe Weibes-Perſon/ welche drey Nächte nach einander ſich alſo unter das Eis getaucht/ hat ihr ein ſo hefftiges Fieber über den Hals gezogen/ daß ſie daran faſt geſtorben wäre. Eine andere hat nicht allein ſich ſelbſt/ ſondern auch ihr nur dreyjähriges Töchterlein unter dem gefrornen Waſſer gebadet/ und mir/ da ich ihr dieſe unbeſcheidene an einem unſchuldigen Kind verübte That vorruckte/ geantwortet/ ſie könte nicht glauben/ hierinnen gefehlt zu haben/ in Erwegung/ daß ihr Kind mit der Zeit wohl mögte GOtt beleidigen; darum hätte ſie es vorläuffig um der Sünde wegen/ ſo daſſelbe künfftighin begehen würde/ wollen abſtraffen.

Wiewohl nun unſere Neubekehrte gefliſſen waren/ dergleichen gute Wercke vor Menſchen-Augen zu verbergen/ ſo iſt doch unſere Catharina, welche immer neue Weiſe ihr Fleiſch zu creutzigen erfinden wolte/ darhinter kommen. Nachdem ſie aber mittler Zeit zu Montreal oder Königsberg ein Frauen-Cloſter geſehn und allda vernommen hatte/ daß dieſe göttliche Bräute ſich ihrem Bräutigam JEſu Chriſto durch das Gelübd der Keuſchheit zu einem Schlacht-Opffer geſchencket hätten/ begehrte ſie von mir die Erlaubnuß ſich ihrem Heyland mit eben ſolchem Gelübd zu verbinden. Ich wolte ihr zwar dieſes anfangs/ bis ich ihren Geiſt/ ob er von GOtt und ſtandhafft wäre/ wohl geprüfft hätte/ nicht geſtatten: als ich aber nachmals eingewilliget/ und hiezu das Feſt Mariä-Verkündigung beſtimmt/ hat ſie unter meiner Meſſe nach genoſſenem H. Altar-Sacrament ihr Gelübde öffentlich mit inbrünſtigem Eyfer abgelegt; nachmals aber ſich zu der allerſeeligſten Mutter GOttes gewendet/ und ſie ſehnlich gebetten/ ſolches Gelübd-Opffer ihrem Sohn vorzutragen; dann ſie war der Marianiſchen Andacht ungemein ergeben. Letztlich brachte ſie mit Beten und Betrachten bey denen Altär-Staffeln etliche Stunden zu.

Von der Zeit an war Catharinæ Gemüth mehr im Himmel/ wohin ſie eintzig und allein trachtete/ als auf Erden. Ja es ſchiene/ als wäre ſie dahin verzuckt/ und hätte mehr Gemeinſchafft mit denen Heiligen GOttes/ als mit ſterblichen Menſchen nicht ohne innerliche Zuverſicht bald dahin zu kommen. Allein ihr gebrechlicher Leib könte den ſchwehren Laſt ſo ſtrenger Buß-Wercken und eines in GOtt beſtändig verzuckten Lebens nicht länger übertragen. Sie fiele alſo in eine Kranckheit/ von welcher ſie ſich niemals völlig erholet hat; dann ſie behielte von der Zeit an ein gewiſſes mit Erbrechen ſich äuſſerendes Magen-Wehe/ ſamt einer Schwindſucht/ von welcher ſie nach und nach iſt verzehret worden.

Wobey höchſtens zu bewundern/ daß/ je mehr der Leib ſamt ſeinen Kräfften abnahme/ deſto mehr ihr Geiſt iſt geſtärcket worden. Je näher ſie zu ihrem End kame/ deſto emſiger übte ſie ſich in denen Buß-Wercken und Chriſtlichen Tugenden/ derer ich nur etliche/ welche entweders heller hervor geſchimmert/ oder aus welchen/ als Brunn-Quellen andere entſprungen ſeynd/ allhier in Kürtze anführen will.

Erſtlich ward ſie von einer ewig-brennenden Liebe GOttes dergeſtalt entzündet/ daß ihre eintzige Freude war/ ihn unausſetzlich vor Augen zu haben/ mithin ſeine Barmhertzig- und Herrlichkeit zu betrachten/ wie auch fügliche Mittel/ wie ſie ihm immer mehr und mehr gefallen mögte/ auszuſinnen. Auf daß ſie nun in dieſer göttlichen Verzuckung nicht geſtöret/ noch auf andere Gedancken verruckt würde/ ſchraubte ſie ſich von aller menſchlichen Geſellſchafft ab/ liebte die Einſamkeit/ und wolte mit niemand vertreulich umgehen/ als mit Anaſtaſia und Thereſia; weil dieſe zwo allein von Göttlichen oder geiſtlichen Dingen gern und wohl zu reden pflegten.

Aus der Liebe GOttes erſproſſe in ihr jene ſonderbare Andacht zu dem allerheiligſten Altar-Sacrament und Leiden Chriſti; beyde dieſe Geheimnuſſen/ verſtehe einen unter Brodts-Geſtalt verborgenen und an dem Creutz-Galgen ſterbenden GOtt/ zu betrachten und anzubeten/ brachte ſie täglich in der Kirchen bey dem Altar-Tritt gantz auſſer ſich verzuckt etliche Stunden zu/ da dann ihre Augen in Zäher zerfloſſen/ welche auf dieſer Welt ihre eintzige Wolluſt waren/ ohne des grimmigen Froſts im geringſten zu achten/ nicht anderſt/ als wäre ihr Leib von göttlicher Liebes-Brunſt der Seelen unempfindlich worden. Darum/ auf daß ſie nicht etwan vor Kälte in dem GOttes-Haus erſtarrete/ hab ich ſie öffters/ um ſich in ihrer Bauren-Hütten zu wärmen/ nach Haus geſchickt; da ſie mir zwar ohne Wieder-Rede folgte/ aber einen Augenblick hernach wieder einſtellte/ und wie zuvor/ dem Gebett und Thränen-Guß abwartete.

Damit ſie aber die Gedächtnuß des Leidens Chriſti niemals aus dem Sinn verliehren mögte/ truge ſie an dem Hals ein kleines Crucifix/ ſo ich ihr geſchenckt hatte/ welches ſie ohne Unterlaß küßte/ annebſt aber mit unſerm leidenden Heyland ein zartes Mittleiden im Hertzen erweckte/ und ihm für die Gnad/ daß er uns am Creutz erlöſet hat/ unendlichen Danck ſagte.

Beyde obgenannte Geheimnuſſen deſto erkänntlicher zu verehren/ opfferte ſie auf einen gewiſſen Tag nach der heiligen Communion ihre Seel zwar dem zarten Fronleichnam JEſu Chriſti/ ihren Leib hingegen unſerm an das Creutz angenageltem Erlöſer: von welcher Zeit an ſie alle Tage neue Arten ihr Fleiſch zu creutzigen erdacht/ und an ihrem Leibe ausgeübet hat.

So offt ſie im Winter mit ihren Geſpäninnen ſich um Holtz zu machen in den Wald begeben/ folgete ſie ihnen von ferne nach/ zoge ihre Schuhe aus/ und gienge alſo auf dem Eis und Schnee baarfuß.

Als ſie einſtens von Anaſtaſia vernommen hatte/

daß

daß unter allen Quaalen/ ſo die Heilige Martyrer ausgeſtanden haben / das Feuer die empfindlichſte/ folgſam bey GOtt die Verdienſtlichſte ſey; nahme ſie die nächſtfolgende Nacht ein brennendes Scheid-Holtz/ und ſengte ihr ſelbſt damit ihre Fusſohlen/ſamt denen Scheinbeinen auf faſt eben die Weiſe/ wie die wilden Iroker ihre Leibeigene pflegen anzubrennen; auf daß ſie nemlich hiedurch ihrem Bräutigam Chriſto dem Herrn bezeugte/ daß ſie künfftig-hin demſelben nicht allein als Magd/ ſondern auch wie Leibeigene wolle untergeben ſeyn.

Ein andersmal beſtreuete ſie ihre Binſen-Decken/auf welcher ſie bey der Nacht lage/ mit Dörnern/ und wältzte ſich drey Nächte nach einander/ nach dem Beyſpiel des H. Benedicti und des ſeeligen Aloyſii von Gonzaga auf denenſelben herum/ welches ihr nicht allein die empfindlichſte Schmertzen/ ſondern auch ein blaſſes Angeſicht verurſachete/ ſo man aber aus Unwiſſenheit des wahren Urſprungs einer Unpäßlichkeit zugeſchrieben hat. Die fromme Büſſerin Thereſia, welcher ſie alle Geheimnuſſen ihres Wandels offenbarte/ hat ihr ſolche Unbeſcheidenheit dergeſtalt nachdrücklich verwieſen/ daß ſie aus Sorge hierin geſündiget zu haben/ zu mir kame/ und was ſie an ihr ſelbſt begangen hätte/ erzehlte. Ich habe ihr unbedachtes Verfahren mißbilliget/ und ihr befohlen/ die eingelegte Dörner ohne Verſchub zu verbrennen/welches ſie auch ungeſäumt gethan hat; dann ſie hatte die löbliche Gewohnheit ihrem Beicht-Vatter blinderdings ohne alle Eigenſinnigkeit zu gehorſamen.

Keine Widerwärtigkeit konte ihre Gedult auch nur in ſo weit überwinden/ daß ſie ſich ſo gar in ihren hefftigſten Schmertzen und Kranckheiten jemals beklagt oder von ihrer frölichen Gemüths-Ruhe das geringſte verlohren hätte/ Die 2. letzte Monat ihres Lebens hatte ſie ungewöhnlich viel auszuſtehen/ indem ſie ſich weder wenden noch bewegen dörffte ſondern Schmertzen halber in einerley Stellung wie todt unverändert muſte liegen bleiben. Je hefftiger ſie nun ſolche Schmertzen empfunde/ deſto glückſeeliger ſchätzte ſie ſich ſelbſt/ weil ſie nemlich gleich ihrem Heyland/ mit deſſen Leiden ſie das ihrige vereinigte/ ſich freuete an dem Creutz zu leben und zu ſterben.

Sie hatte die Prieſter und alles/ was zu dem Glauben oder Gottesdienſt gehört/in gröſten Ehren. Nichts kan ſteiffer ſeyn als ihre Hoffnung/ nichts reiner als ihre Liebe; dann ſie diente GOtt wegen GOtt aus bloſſem Abſehen/ ihm allein zu gefallen: wie zart ihre Andacht geweſen ſey/ lehren uns die häuffige Thränen/ mit welchen ſie ihr Gebett ohne Unterlaß befeuchtete. Sie war mit GOtt auf das allerverbindlichſte vereiniget; dann ſie hatte ihn allezeit vor Augen und im Hertzen/ daß kein Wunder/ wann ſie in ihrem Gebett ohne Ausſchweiffung auſſer ſich ſelbſt verzuckt und in GOtt gleichſam verſenckt ware.

Doch iſt nichts an Catharina mehr zu bewunderen/ als jene Engliſche Reinigkeit/ oder Jungfräuliche Keuſchheit/ welche ſie ſo dapffer verfochten / und bis in den Tod unverletzt bewahret hat. Iſt diß nicht ein ſeltſames Wunderwerck Göttlicher Gnad/ daß ein Heydniſches Mägdlein/ ehe ſie von dem Evangelio gehört in einem Land/ wo man von der Keuſchheit nichts wuſte/ ſondern jedermänniglich ſich in dem Unflath der Geilheit herum weltzte/ ohne einiges Vorſpiel die Jungfräuliche Reinigkeit gleichſam eigenträchtig erfunden/ und ſo gar mitten unter denen Heyden zwantzig Jahr/ als lang ſie nemlich unter ihnen wohnete/ wider alle Anfechtungen behauptet/ erhalten und vertheidiget hat. Derowegen hatte ſie eine ſonderbare Andacht zu der Königin der Jungfrauen/ welche ſie täglich mit mehrern Roſenkräntzen/ Abends aber mit der Lauretaniſchen Litaney/ an Samſtägen mit gewiſſen Bußwercken/ an vornehmen Frauen-Tägen aber mit unterſchiedlichen Andachten und Aufopfferung ihrer ſelbſt fleißig verehrt/ auch ſonſt ihr nachzufolgen ſich auf alle Weiſe beſtrebet hat.

Ein ſo frommes Leben muſte billich mit einem heiligen Todt gecrönt werden. Niemals hat ſie uns ihre Liebe zu GOtt und ihre unüberwindliche Gedult augenſcheinlicher zu erkennen gegeben/ als in ihrem Todt-Bette. Sie befande ſich um dieſelbe Zeit ſehr übel auf/ da die Mannsbilder in dem Wald mit der Jagt/ die Weiber aber auf dem Feld/ mit harter Arbeit von frühe an bis in die Nacht beſchäfftiget ſeynd/ und ihre Krancke zu Haus gantz Hülff-loß allein liegen laſſen/ doch/ ehe ſie ausgehen/ ihnen eine Schüſſel mit Indiſchem oder Türckiſchem Korn und ein Geſchirr mit rohem Waſſer auffſetzen. Allein eben dieſe Verlaſſenheit/ ab welcher ſich andere Leute betrüben/ ware Catharinæ gröſte Freude; weil ſie nemlich in dieſer Einſamkeit auf GOtt allein zu gedencken/ und ſich mit ihm inniglichſt zu vereinigen Gelegenheit hatte: auf ſolche Weiſe und in dergleichen Liebesbrunſt hat ſie die gantze Zeit ihrer letzten Kranckheit verbracht. Am Erchtag oder Dienſtag in der Carwochen nahmen ihre wenige Kräfften mercklich ab/ und ihre letzte Stunde nahete herbey; darum reichete ich ihr zu einer Wegzehrung das H. Altar-Sacrament/ welches ſie mit unbeſchreiblicher Andacht empfangen hat. Ich wolte ſie auch mit der letzten Oelung verſehen; weil ſie aber ſagte/ es würde hiezu noch Zeit genug ſeyn/verſchobe ich ſolche bis folgenden Car-Mittwochen Morgens frühe/ an welchem Tage ſie gegen drey Uhr Nachmittag/ als ſie die ſüſſen Namen JEſus und Maria ausgeſprochen/ begunne in die letzten Zügen zu greiffen/ und die Sprache zu verliehren. Gleichwie ſie ihr aber bis den letzten Augenblick allezeit gegenwärtig geblieben iſt / alſo unterlieſſe ich nicht ihre heilige Schuß-Gebetlein / damit ſie ſich in Chriſtlichen Tugenden innerlich übte / einzuſprechen / da ſie dann aus allen noch übrigen Kräfften dieſelben in ihrem Hertzen zu erwecken/ ſich bemühete. Nach einem kurtzen Todt-Kampff/ der über eine halbe Stunde nicht gewährt hat/ verſchiede ſie dermaſſen ſanfft/ als hätte ſie ein ſüſſer Schlaff überfallen/ im Jahr 1679.

Auf ſolche Weiſe ſtarbe Catharina Tegah-kuita in dem 24. Jahr ihres Alters/ nachdem ſie dieſe

Miſ-

Miſſion mit dem guten Geruch ihrer auferbaulichen Tugenden und mit dem Ruff ihres heiligen Wandels angefüllet hatte. Ihr wegen ſtrengem Buß-Leben und langwüriger Unpäßlichkeit vorhin ſehr eingefallenes und todtbleiches Angeſicht ward nach ihrem ſeeligen Hintritt ſo vollkommen und wohlgeſtaltet/ daß die Iroker dergleichen Veränderung nicht ſattſam bewundern könten/ weil nemlich/ wie zu glauben/ ein Strahl derjenigen himmliſchen Glory/ welcher ſie zweiffels-ohne gleich nach ihrem Todt wird theilhafftig worden ſeyn/ ſich ſo gar in ihren entſeeleten Leib ergoſſen hat. Als folgenden Tag zwey von der Magdalena-Wieſen zum Gottesdienſt hieher gekommene Frantzoſen ſie auf ihrer Binſen-Decken mit ſo ſchönem Angeſicht liegend betrachtet hatten/ ſprach einer zu dem andern: **Sehet doch zu/ wie das Mägdlein ſo ſanfft ſchläfft**; weil ſie nemlich es nicht für todt/ ſondern für lebendig angeſehen hatten. Da ſie aber bald hernach verſtanden/ daß es nicht ein lebendiges Weibesbild ſondern die Leiche der nahmhafften Jungfrau Catharinæ ſey/ kehrten ſie zuruck/ fielen ihr zu Füſſen/ und befahlen ſich ihrer bey GOtt vermöglichen Vorbitt/ welche deſto gewiſſer zu erlangen/ ſie ihr einen ſauberen Sarg verfertigen/ und ihren Leib als ein koſtbares Heiligthum in denſelben haben legen laſſen.

Ich darff dieſes Mägdlein mit deſto gröſſerer Zuverſicht **heilig** und ihren Leichnam **Heiligthum** nennen/ je herrlichere Wunderwercke GOtt bald nach ihrem Hintritt bey deroſelben Grab an vielen Krancken und müheſeeligen Leuten/ welche augenblicklich geſund worden ſeynd/ gewürcket hat/ und annoch bis auf dieſe Stunde würcket: gleichwie nicht allein allen Wilden/ ſondern auch denen Frantzoſen zu Montreal und Quebek bekannt iſt/ welche öffters zu ihrem Grab wallfahrten/ um ihre Gelübde zu erfüllen/ und ſich für verſchiedene durch ihre Fürbitte erlangte Gnaden zu bedancken. Ich könte zwar eine unzählige Menge ſolcher wunderbaren Geneſungen anführen/ welche durch fromme und glaubwürdige Perſonen hoch und theuer ſeynd bezeuget worden/ ich will aber dererſelben nur zwey hieher ſetzen/ an welcher Wahrhafftigkeit kein vernünfftiger Menſch zweifeln darff.

Die erſte Zeugnuß hat ſchrifftlich von ſich gegeben/ Herr von Colombiere, Domb-Herr und General-Vicarius von Quebek, weſſen Worte alſo „lauten: Nachdem ich verwichenes Jahr von dem Jenner an bis Brachmonat an einem langſamen Fieber/ wider welches alle Artzney-Mittel nichts verfangen wolten: wie auch an einem Fluß/ welchen ſo gar die Epikakuena nicht heilen konte/ kranck geweſen ware/ gab man mir den Rath/ ich ſolte ein Gelübd zu der Miſſion des H. Franciſci Xaverii thun/ daß nemlich/ wann GOtt mir die Geſundheit erſtatten ſolte/ ich dahin reiſen und auf dem Grab Catharinæ von Tegah kuita mein Gebett verrichten wurde. Kaum hatte ich ſolche Wallfahrt verlobt/ als das Fieber noch denſelben Tag gäntzlich verſchwunden/ der Fluß aber mercklich abgenommen hat. Wenig Tage hernach ſetzte ich mich zu Schiff/ damit ich mein Verſprechen erfüllete. Kaum hatte ich den dritten Theil meines vorgehabten Weeges zuruck gelegt/ als ich völlig bin geſund worden. Gleichwie nun an meiner Geſundheit ſo wenig gelegen iſt/ daß ich mich nicht hätte unterſtehen dörffen/ dieſelbe von GOtt zu begehren/ wann nicht etliche Diener GOttes mich hiezu verbunden hätten; iſt allerdings zu glauben/ daß/ indem der Allerhöchſte mir dieſe Gnade verliehen/ er hiemit auf nichts anders abgeſehen habe/ als der Welt das groſſe Vermögen/ ſo dieſe gottſeelige Jungfrau bey ihm hat/ zu offenbaren. Damit ich alſo die Wahrheit nicht mit Unrecht verhülle/ oder denen Miſſionen von Canada ihre gebührende Ehr verhalte/ als bezeuge ich hiemit/ daß ich dieſer Irokiſchen Jungfrau meine Geſundheit zu dancken habe; nicht allein darum/ damit ich in andern Leuten ein Vertrauen zu gedachter meiner Gutthäterin erwecke/ ſondern auch eine Begierde ihren Tugenden nachzufolgen in jedermänniglich entzünde. Gegeben zu Villemarie den 14. Herbſtmonat 1696. **Johann von** Colombiere, P. J. **Domb-Herr zu** Quebek.“

Die andere Zeugenſchafft iſt von dem Herrn von Luth Hauptmann über eine Kriegesſchaar zur See/ und Commendant der Veſtung Frontenac; deſſen Wort ſeynd folgende: „Ich Endes Unterſchriebener urkunde hiemit/ daß nachdem ich ſeit drey und zwantzig Jahren her von dem Zipperlein oder leidigen Podagra dergeſtalt hefftig war geplagt worden/ daß die grauſame Schmertzen drey Monat lang mich nicht hatten ruhen laſſen; ich meine Zuflucht zu einer Irokiſchen Jungfrau Nahmens Catharina Tegah-kuita, welche bey dem Waſſer-Fall des H. Ludwigs mit Ruhm der Heiligkeit geſtorben iſt/ genommen/ und alſo fort zu ihrem Grab/ wann mir GOtt durch ihre Vorbitte die Geſundheit verleihen würde/ eine Wallfahrt anzuſtellen verlobet habe. So bald ich nun eine ihr zu Ehren verrichtete neuntägige Andacht zu End gebracht/ ward ich dermaſſen geſund/ daß ich bereits fünffzehen Monat lang von dem Podagra nicht den geringſten Anſtoß verſpühret habe. Gegeben in der Schantz Frontenac den 15. Auguſtmonat 1696. Johann du Luth **Hauptmann über See-Volck und der Schantz** Frontenac Commendant.“

So weit gehen dieſe zwo Zeugenſchafften zu Ehren der Gottſeeligen Catharina Tegah kuita, welcher als einer in Mitten des Heydenthums unter denen laſterhaffteſten Iroken dannoch zu einem ſo hohen Staffel der Heiligkeit gelangter Jungfrauen wunderbarliches Leben alle diejenige billig erbauen/ und zu einem heiligen Wandel antreiben ſolte/ welche in Mitten der Chriſtenheit gebohren ſeynd/ folgends zu einem recht frommen Leben unvergleichlich mehr Gelegenheit und Mit-

Mittel als ſie/ an der Hand haben/ mithin/ wann ſie nur wollen/ zu einem höhern Stuffen der Heiligkeit ſich erſchwingen können. Ich halt es mir für eine Ehr/ mich zu ſchreiben und zu verbleiben

Euer Ehrwürden

Geſchrieben bey dem Waſſer-Fall des Heil. Ludwigs den 27. Auguſti 1715.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

Cholenec, der Geſellſchafft JEſU Miſſionarius.

Numerus 140.

Brief

Patris Cholenec, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii in Neu-Franckreich.

An

R. P. du Halde, beſagter Societät JEſu Prieſtern.

Das Datum gehet ab.

Innhalt:

Fünff neue Blut-Zeugen, nemlich Stephan Te-Ganonakoa, Franciſca Gonnanhatenha, Margaretha Garonguas, ihr jähriges Söhnlein Innocentulus und Stephan Haonhuautſiontauet werden von denen Iroken um des Glaubens willen auf eine entſetzliche Weiſe mit unerbärmlicher Grauſamkeit hingerichtet. Der über die maſſen auferbauliche Brief lautet alſo:

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Gleichwie das von mir beſchriebene Leben der gottſeeligen Jungfrau Catharinæ Tegahkuita in Franckreich mit Freuden iſt geleſen worden; alſo lebe ich der Zuverſicht/ daß auch gegenwärtiger Brief/ in welchem ich den heldenmüthigen Todt etlicher Blut-Zeugen werde vor Augen ſtellen/ vielen gefallen und ſie in dem HErrn erbauen werde. Demnach aus verſchiedenen Irokiſchen Völckerſchafften viele Haushaltungen ſich nach Sanct Xaverii an dem Waſſer-Fall gezogen hatten/ um allda den Chriſtlichen Glauben anzunehmen/ ſeynd die Heydniſche Marckfleck hierdurch an Inwohnern zimlich dünn worden. Unter dergleichen neubekehrten Flüchtlingen befande ſich auch Stephanus Te Ganonakoa, welcher ſamt ſeinem Weib/ ſeiner Schwägerin und ſechs Kindern im 35. Jahr ſeines Alters dahin kommen ware/ ein Mann/ an deſſen Geberden und Gemüth nichts wildes ſich mercken lieſſe/ als welcher wider den häßlichen Gebrauch ſeiner Lands-Leuten/ ſo ihre Weiber leichtlich verſtoſſen/ ſeine Ehe unzerbrüchlich gehalten hatte. Alle dieſe neu-kommene Gäſte baten inſtändiglich um die H. Tauffe/ welche man ihnen nach üblichen Prüffungen und erlernetem Chriſtlichen Glauben auch ertheilet hat. Jedermänniglich ward bald erbauet ab der Gottesfurcht und der friedſamen Einigkeit/ ſo in dieſem Haus regierte; dann Stephanus bemühete ſich mit einem recht Apoſtoliſchen Eyfer/ ſeine Kinder Chriſtlich zu erziehen: er ſchickte ſie Morgens und Abends täglich zum Gebett und zu der Kinder-Lehr in die Kirche: er ſelbſt erſchiene fleißigſt bey dem Gotteſdienſt/ und genoſſe öffters die HH. Sacramenten: womit er dann ſich zu dem Palmen-Zweig/ den ihm GOtt vorbehalten hatte/ nach Möglichkeit vorbereitet hat. Die Heydniſche Iroker hatten ſchon vorhin ſich äuſſerſt bemühet/ ihre zum Chriſtenthum übergangene Lands-Leute und Bluts-Freunde von dem Waſſer-Fall nach Haus wieder zuruck zu bringen/ zu ſolchem Ende aber weder Bitte noch Geſchencke geſpart: inmaſſen aber dieſe nichts verfangen wolten/ brachen ſie endlich in grauſame Bedrohungen aus/ daß nemlich/ wann die Neubekehrten von der Miſſion des H. Xaverii nicht unverzüglich umſatelen und nach Haus kommen würden/ dieſelbe fürhin nicht als Freunde und Landes-Kinder/ ſondern als Verräther und geſchworne Feinde angeſehen/ ja auf alle erdenckliche Weiſe ſolten verfolget werden.

Der Krieg/ ſo damals zwiſchen denen Frantzoſen und Iroken glimmete/ gabe dieſen letztern Anlaß/ ihre Wuth an denen neugetaufften Chriſten/ ſo ihnen in die Hände fallen ſolten/ auszuüben. Stephan Te-Ganonakoa gienge in ſolcher gefährlichen Zeit mit ſeinem Weib und einem Wilden aus dem Dorff des H. Xaverii vom Waſſer-Fall gegen dem Auguſtmonat des 1690. Jahrs auf die Jagt/ und ward bald hernach im Herbſtmonat ſamt ihnen durch eine feindliche Krieges-Rotte/ ſo in 14. Heydniſchen Goïogœn beſtunde/ nicht allein gefangen und gebunden/ ſondern auch in ihr Vatterland geführt.

So bald Stephan in ihrem Gewalt ware/ zweiffelte er nicht mehr an ſeiner Marter-Cron/ ſondern ſagte ſeinem mitgefangenen Weib frölich vor/ daß er um Chriſti willen werde grauſamlich hingerichtet werden. Allein er befahle ihr zugleich/ daß/ wann ſie zum Waſſer-Fall wurde zuruck kehren/ ſie ihre Kinder in der Furcht GOttes auferziehen ſolte. Er ſprach ihr auch gewaltig zu/ in der Bekanntnuß des wahren Glaubens unerachtet aller Qualen und Bedrohungen ſtandhafftig zu verharren.

Die drey Gefangene wurden nicht nach Goiogœn, ſondern nach Onnontagé geführet/ wohin von weit und breit zu einem wollüſtigen Feſt ſich eine groſſe Zahl Heyden verſammlet hatte/ welche als Zeugen dem glorwürdigen Todt/ der Stephano bevor ſtunde/ ſolten beywohnen. So bald dieſe von ihrer Ankunfft Nachricht erhalten hatten/ legten ſie ihre ſchönſten Kleider an: ſie rüſteten ſich mit Meſſern/ Stileten/ Beilen/ Brügeln und anderm Gewehr eilends aus/ und giengen denen drey Bekennern Chriſti nicht nur/ wie ſonſt gewöhnlich/ bis zu dem Eingang des Dorffs/ ſondern weit bis auf das Feld hinaus gantz blutdurſtig entgegen. Da nun die Gefangene endlich

bey

bey ihnen eingetroffen hatten/ redete einer aus dieſen Barbarn unſern Stephanum alſo an: **Lieber Bruder! du biſt ein Kind des Todes/ deſſen nicht wir/ ſondern du ſelbſt Urſach biſt; weil du von uns zu denen Hunden oder Chriſten bey dem Waſſer-Fall übergangen biſt.**

Es iſt wahr/ ſprach Stephanus, **daß ich nicht allein ein Chriſt bin/ ſondern auch mich deſſen rühme. Fangt mit mir an/ was ihr wolt; ich förchte die Unbilden und Qualen/ ſo ihr mir werdet anfügen/ nicht im geringſten/ ich opffere hingegen mein Leben gar gern auf für einen GOtt/ der ſeinen letzten Bluts-Tropffen für mich ſo freygebig vergoſſen hat.**

Kaum hatte er ausgeredet/ als ſie wie raſende Hunde ihn angefallen: ſeine Arm und Beine/ ja den gantzen Leib mit vielen Meſſer-Schnitten verwundet: etliche Finger von ſeinen Händen abgehauen und von denen übrigen/ ſo noch ſtehen geblieben/ die Nägel abgeriſſen haben. Hierauf ſchrye einer aus dieſer Mörder-Schaar zu ihm: **Bitte deinen GOtt. Freylich/** ſprach Stephanus, **will ich meinen GOtt verehren/** und machte/ ſo gut er konte/ mit ſeinen gebundenen Händen das H. Creutz-Zeichen/ ſprechend: **im Nahmen des Vatters/ und des Sohns/ und des H. Geiſts.** Den Augenblick ſchnitten ſie ihm die Halbſcheid ſeiner noch übrigen Fingern ab/ und befahlen ihm zum zweytenmal zu beten: er bezeichnete ſich abermal mit dem H. Creutz/ wie zuvor; ſie aber ſtutzten ihm alle noch übrige Finger dergeſtalt tief ab/ daß nichts als die Flächen beyder Händen übergeblieben ſeynd. Dieſes war noch wenig für ſo grimmige Beſtien/ welche ihm die Haut ſamt dem Fleiſch von allen denjenigen Theilen des Leibes/ ſo er unter währendem Creutzmachen berührt hatte/ nemlich von der Stirn/ von beyden Achſeln/ von der Bruſt und von dem Magen abgeſchunden haben.

Nach ſolchem blutigen Vorſpiel wurden alle drey Gefangene in das Dorff/ Stephanus aber daſelbſt zu einem groſſen Feuer gebracht/ in welchem viel glüende Steine lagen: ſolche wurden ihm alſo feurig zwiſchen ſeine Hufftbeine gelegt/ dieſe aber/ an die brennende Kiſeln ſtarck zuſammen geſperrt. Da wolten ſie ihn zwingen ein weltliches Lied in Irokiſcher Sprache zu ſingen; weſſen er ſich geweigert und vielmehr mit lauter Stimme ſeine Chriſtliche Gebetter aufgeſagt hat: worab die Heyden dergeſtalt ergrimmeten/ daß einer aus ihnen dem Mann GOttes mit einem feurigen Brand in den Mund gefahren/ er aber (nemlich Stephanus) an einen Pfahl iſt angebunden worden.

Da nun der tapffere Zeug Chriſti mitten zwiſchen feurigen Scheittern und glüenden Eiſen ſtunde/ hat er ſich darab nicht entſetzt/ ſondern mit unerſchrockenen Augen ſeine Peiniger ſanfftmüthig angeſchauet/ und mit folgenden Worten angeredt: **Meine Brüder! erluſtiget und kühlet euer wildes Gemüth an mir ab; weil doch eure gröſte Freud iſt/ mich zu ſengen und zu brennen: ſchonet mir nicht/ angeſehen meine Sünden weit gröſſere Peinen verdienen/ als ihr mir könnt anfügen; je mehr ihr mich werdet peinigen/ deſto häuffiger werdet ihr den mir im Himmel vorbereiteten Lohn vermehren.**

Dieſe Worte haben ihren unſinnigen Zorn noch hefftiger entzündet: ein jeglicher ſprange zum Feuer/ uñ ergriffe/ was ihm zum erſtenmal in die Händ kame/ der eine einen feurigen Brandt/ der andere ein glüendes Eiſen/ womit ſie ihm langſam den gantzen Leib geſenget und angebrennt haben/ ohne daß er nur das geringſte Zeichen einiger Forcht/ etwann durch einen Seuffzer/ von ſich hätte mercken laſſen. Er ſchiene in Mitten ſolcher Qualen gantz vergnügt: ſeine Augen ſtunden ihm aufwärts gen Himmel/ in welchen ſeine Seel durch ein immerwährendes Gebett verzuckt ware. Nachdem aber ſeine Kräfften gewaltig abgenommen hatten/ begehrte er/ man möchte ihn doch nur auf einen Augenblick mit Fried laſſen; da er dann alle ſeine Kräfften verſammlet/ und ſein letztes Gebett verrichtet/ hiemit aber ſeine Seel ſeinem Erlöſer JEſu Chriſto anbefohlen/ und ihn/ ſeinen Peinigern zu verſchonen/ ſehnlich gebeten hat.

Hiernächſt ward er von neuem ſo lang gemartert/ bis er nach einer ſtandhafften Gedult ſeinen Geiſt in die Hände ſeines Schöpffers aufgegeben/ folgends über die unmenſchliche Grauſamkeit dern Iroken einen vollkommenen Sieg erfochten hat.

Seinem Weib ward das Leben geſchencket/ nachdem man dieſelbe weder mit Bitten noch mit Bedrohungen von dem wahren Glauben hatte können abwendig machen. Sie verfügte ſich erſtlich nach Agnié zu ihren Verwandten/ bis ihr Sohn ſie von dannen abgeholet/ und nach dem Waſſer-Fall zuruck geführet hat.

Der Wilde/ welcher zugleich mit Stephano war gefangen worden/ ward zwar hefftig angefochten ſich allda zu verehlichen und auf gut Heydniſch denen fleiſchlichen Wollüſten zu ergeben: weil er aber ſich hierzu nicht verſtehen wolte/ wurden ihm etliche Finger abgeſtutzt/ und ein tieffer Schnitt in ſein Bein gemachet/ er aber nach Goïogœn geſchickt/ von wannen er mit einer Schaar Krieges-Leuten nach Montreal einen Zug gethan/ und mit ſolcher Gelegenheit ſich nicht allein unſichtbar gemacht hat/ ſondern auch bey dem Waſſer-Fall in dem Dorff des H. Xaverii glücklich angelanget iſt/ allwo er fürhin ein auferbauliches Leben geführet hat.

Zwey Jahr hernach/ das iſt Anno 1692. hat ein Chriſtliches Weib von eben dieſem Ort ihr Blut und Leben faſt auf die Weiſe/ wie Stephanus, mit wunderbarlicher Standhafftigkeit für das Evangelium aufgeopffert/ da ſie gleich ihm durch das Feuer hingerichtet wurde. Ihr Nahme hieſſe Franciſca Gonannhatenha. Sie ware zu Onnontagé gebohren/ und von Patre Fremin Soc. JEſu getaufft/ ein lebhafftes Ebenbild aller Tugenden/ mit welchen ſie dieſe gantze Miſſion, abſonderlich durch ihre Andacht/ Zucht und

und Allmoſen erbauet hatte; dann gleichwie dieſelbe wohl bey Mitteln ware/ alſo erhielte ſie etliche arme Haushaltungen durch ihre Freygebigkeit/ unter welchen ſie ihr Vermögen ausgetheilt hatte. Sie hatte nach dem Tod ihres erſten Mannes ſich an einen Tugendhafften Chriſten von Onnontagé ihrem Vaterland vermählet und mit demſelben ſich alle Sommer hindurch des Fiſchfanges wegen zu Château Guay aufgehalten: allwo ſie ſich würcklich befande/ als die Zeitung von einem feindlichen Einfall eingeloffen iſt. Franciſca ſetzte ſich unverzüglich ſamt zwo guten Freundinnen auf einen Weidling/ in dem Abſehen/ ihren Mann aufzuſuchen/ und ihn aus gegenwärtiger Gefahr zu erretten; welches ihr zwar in ſo weit gelunge/ daß ſie ihn noch zeitlich angetroffen/ und ihres Erachtens in Sicherheit gebracht hat. Allein/ da ſie vermeyneten aller Gefahr entgangen zu ſeyn/ fielen ſie dem feindlichen Krieges-Heer (ſo da in Onnontagern/ in Zonnontuanern und Goïogoern beſtunde) unvorgeſehen in die Hände. Dem Mann ward der der Kopff auf der Stelle abgeſchlagen/ die drey Weiber aber wurden in die Gefangenſchafft hingeſchleppet.

Die entſetzliche Grauſamkeiten/ ſo man gleich die erſte Nacht in dem feindlichen Lager an ihnen verübet/ waren erbärmliche Vorbotten dern Qualen/ ſo ihnen demnach bevor ſtunden; dann die wilde Heyden riſſen ihnen für eine Kurtzweil die Nägel von denen Fingern/ und beräucherten hierüber dieſe bey dem Nacht-Feuer. Einige Vorboten brachten die Zeitung dieſer drey gefangener Weibsbildern nach Onnontagé. Die zwo Geſpäninnen unſerer Franciſca wurden denen von Onnoïu und von Zonnontuan ausgelieffert/ Franciſca aber ihrer leiblichen Schweſter überantwortet/ welche in ihrem Dorff zwar ſehr groſſes Anſehen/ allein mit ihr ſo wenig Mitleiden hatte/ daß ſie dieſelbe dem Grimm dern Aelteſten und Kriegs-erfahrneſten Männern überlaſſen hat/ welches eben ſo viel ware/ als ſie zu dem Feuer verdammen.

So bald die drey Gefangene zu Onnontagé ankommen waren/ ſtellte man Franciſcam auf eine in die Mitten des Dorffs aufgerichtete Bühne: allwo ſie ſo wol vor ihren Blutsverwandten als in Gegenwart alles Volcks frey ausgeruffen hat/ ſie wäre eine Chriſtin von dem Waſſer-Fall/ welche ſich um deſto glückſeeliger ſchätzte von ihren eigenen Bluts-Freunden um des wahren Glaubens willen hingerichtet zu werden/ weil auch Chriſtus ihr HErr und Lehrmeiſter von ſeinen Landsgenoſſenen (denen gottloſen Juden/ denen er ſo viel Gutes gethan hatte) an dem Creutz wäre getödtet worden.

Ein gewiſſer aus ihren Bluts-Freunden ware fünff Jahr vorhero nach dem Waſſer-Fall gereiſet/ in dem Abſehen/ ſie mit ſich nach Onnontagé zuruck zu führen: gleichwie er aber mit Schanden war abgewieſen worden; alſo unterhielte er in ſeinem Hertzen von der Zeit an wider ſie einen bittern Haß/ welcher ab der unerſchrockenen Bekantnuß derſelben noch mehrers und zwar ſo hefftig erbrannte/ daß er wie unſinnig auf die Bühne geſprungen/ der Bekennerin Chriſti das Crucifix von dem Hals geriſſen/ und ihre Bruſt mit einem Meſſer Creutz-weiſe aufgeſchnitten hat: **Da/** ſprach er/ **haſt du dasjenige Creutz/ aus welchem du ſo viel Weſens macheſt/ daß du deßwegen vor fünff Jahren mit mir von dem Waſſer-Fall nicht haſt wollen heimgehen.**

Ich bedancke mich/ mein Vetter/ ſagte Franciſca, **daß du mir an ſtatt des Creutzes/ ſo du mir entzogen haſt/ und welches ich hätte verlieren können/ nunmehro ein anderes/ ſo mir niemand mehr nehmen kan/ haſt ſchencken wollen.** Demnach hielte ſie von der Bühne eine Chriſtliche Lehr zu ihren Landsleuten mit einer Stärcke und Beredtſamkeit/ welche ihren natürlichen Verſtand weit übertroffen haben; der Beſchluß ihrer Anrede beſtunde beyläuffig in folgenden Worten: **So grauſam/** ſprach ſie/ **als auch die Qualen/ die ihr mir werdet anthun/ ſeyn mögen: ſo iſt dannoch mein Schickſahl nicht zu beweinen/ wol aber euer künfftiges Elend; dann dieſes Feuer/ welches ihr meinetwegen anblaſet/ wird nur etliche Stunden währen: euch aber iſt ein Feuer in dem Abgrund der Höllen angezündet/ ſo euch ewig brennen und peinigen wird. Doch ſtehet es bey euch dieſem unauslöſchlichen Schwefel-Teich zu entgehen/ wann ihr nach meinem Beyſpiel euch dem Joch des Evangelii unterwerffet/ und nach deſſen Vorſchrifft ein heiliges Leben führet. Nichts deſto weniger wünſche ich denenjenigen/ ſo mich jezt bald werden um das Leben bringen/ nichts böſes/ ſondern ich verzeihe ihnen von Hertzen ihre Boßheit: ja ich bitte den allmächtigen Richter/ der ſo wol das Leben als den Tod in ſeinem Gewalt hat/ er wolle ihre Augen eröffnen/ damit ſie die Wahrheit erkennen/ ſich von Hertzen zu ihm bekehren/ und durch einen Chriſtlichen Tod die ewige Seeligkeit erlangen mögen.**

Eine ſo bewegliche Anſprach Franciſcæ verbitterte die tumme und tolle Iroker noch ärger/ welche/ um ihr Leiden zu verlängern/ dieſe dapffere Magd GOttes drey Nächte nach einander in ihrem Dorff von Haus zu Haus Spotts-halben herum geführet/ auf daß ſie von allen und jeden ergrimmten Innwohnern verſchmähet wurde. Den vierdten Tag aber ward ſie an dem Pfahl/ um gebrennt zu werden/ angebunden. Die Böſewichte ſengten alle Glieder und Theile ihres Leibes mit feurigen Scheitern und glüenden Flinten-Läuffen. Solche Qual währete etliche Stund: da ſie die gantze Zeit niemals geſchryen noch geſeuffzet/ ſondern ihre Augen dergeſtalt unverruckt gegen Himmel erhoben hat/ als wann ſie die Schmertzen nicht empfände. Herr von Sanct-Michel, welcher/ als ſie gelitten hat/ allda zugegen ware/ und nach ihrem ſeeligen Hintritt nur eine Stunde/ ehe er ebenfalls durch das Feuer auf gleiche Weiſe/ hätte ſollen hingerichtet wer-

werden/ aus der Gefängnuß nach Montreal glücklich entflohen iſt/ hat uns dieſe herrliche Geſchicht ſamt allen ihren Umſtänden dermaſſen beweglich erzehlt/ daß die Zuhörer/ welche ihm häuffig zugeloffen ſeynd/ ſich der Thränen nicht enthalten könten.

Wann die Iroken mit der Peinigung ihrer Gefangenen müde werden/ pflegen ſie denenſelben den Kopff zu ſchälen; indem ſie ihnen das Haar ſamt der Haut abſchinden/ und heiſſen Aſchen über das Haupt ausſchütten/ hiernächſt ſie von dem Pfal loßbinden/ und ein Stuck Weeges fortzulauffen benöthigen/ hinter ihnen aber wie die Wölffe erſchröcklich heulen/ ihnen brüllend nachrennen/ und auf ſie mit Steinen werffen. Dieſe Pein und Jagt muſte auch Franciſca ſo lange ausſtehen/ bis ſie ſich endlich auf die Knye niedergeworffen/ ihr nunmehro auslöſchendes Leben GOtt aufgeopffert und ihren zur Ausfahrt bereiten Geiſt in ſeine Hände befohlen hat: dann den Augenblick/ als ſie niedergeknyet/ ward ſie mit einem dicken Hagel harter Kieſeln geſteiniget/ und ſchiede unter währendem Gebett zu dem HErrn/ für welchen ſie bis in den Todt ſo ritterlich gekämpfft hatte.

Das nächſtgefolgte Jahr hat ſich eine andere Chriſtin von offtbenanntem Waſſer-Fall/ Nahmens Margaretha Garonguas mit gleicher Standhafftigkeit durch die raſende Heyden ihrem Erlöſer laſſen aufopffern. Sie ware ebenfalls von Onnontagé gebürtig/ und als ſie ſturbe/ erſt 24. Jahr alt. Sie hatte die Tauffe im dreyzehenden Jahr ihres Alters empfangen/ und ſich bald hernach nicht allein ehelich vermählet/ ſondern auch vier Kinder gebohren/ und dieſelbe mit gröſtem Fleiß in Chriſtlicher Andacht erzogen. Das jüngſte hienge noch an ihrer Bruſt und lage würcklich auf ihren Armen/ als man ſie gefangen hat.

Solches geſchahe gegen den Herbſt An. 1693. als ſie auf ihrem Acker nur eine Viertelſtunde von der Schantz/ zwey wilden Heyden von Onnontagé in die Klauen gerathen/ und von ihnen nach jetztgemeldetem Dorff iſt gebracht worden.

Auf die erſte Zeitung dieſer Gefangenſchafft ſeynd alle Heyden dieſes Orts an der Zahl bis vierhundert mit Frolocken ihr bis auf eine gewiſſe Anhöhe in dem Feld entgegen gangen: ſie haben Margaretham von weitem mit einem häßlichen Geſchrey empfangen/ und als ſie auf dem Bühel angelanget/ dieſelbe umgeben. Sie riſſen ihr das Kind aus ihren Armen: ſie beraubten ſie ihrer Kleidern/ und ſchnitten ihren Leib mit Meſſern alſo blutig/ daß derſelbe eine pure Wunden ware. Ein Frantzos/ welcher gegenwärtig war/ haltet es für Wunder/ daß ſie auf dieſe erſte Zerfleiſchung nicht todt dahin gefallen ſeye: als ſie ihn erblickt hatte/ nennte ſie denſelben mit Nahmen/ und ſagte zu ihm in Irokiſcher Sprach überlaut: **Nun ſehet ihr mein Verhängnuß** / daß ich nur noch etliche Augenblicke zu leben habe; wofür ich aber GOtt dancke/ den Tod hingegen/ ſo grauſam als er auch ſeyn mag/ keines Weeges förchte. Meine Sünden verdienen ein mehrers; betet GOtt/ er wolle mir ſolche verzeyhen/ annebſt aber die Gnade ertheilen/ für ſeinen Nahmen ſtarckmüthig zu leiden. Jedermann entſetzte ſich ab einem ihm ſelbſt in ſolcher Qual ſo gegenwärtigem Verſtand.

Man führte ſie nach dieſem blutigen Empfang in das Dorff in eine Hütten/ allwo eine gewiſſe Frantzöſin von Montreal gleichfalls gefangen ſaſſe und Margarethæ alle erdenckliche Marter ſtandhafftig zu übertragen/ mächtig zuſprache: wofür ſie ſich nicht allein bedanckt/ ſondern auch bezeuget hat/ ſie ſterbe deſto lieber um GOttes willen/ je inbrünſtiger ſie ihn ſeit ihrer Tauffe um die Gnad dergleichen zu leiden gebeten hätte: Sie verzeihe von Hertzen ihren Lands-Leuten und Bluts-Verwanden/ für welche ſie den Vatter aller Barmhertzigkeit bete/ ihnen ſolche Miſſethat nachzuſehen und ſie mittelſt des Glaubens ſeelig zu machen. Wer nun hiebey erwegen will/ daß alle drey Blut-Zeugen für ihre Peiniger gebetten haben/ wird zweiffels-ohne erkennen/ daß auf der Miſſion zum Waſſer-Fall die Chriſtliche Liebe tief eingewurtzt habe.

Beyde gefangene Frauen unterhielten einander annoch mit geiſtlichen Geſprächen/ von ewigen Wahrheiten/ und von dem zukünfftigen Leben/ als eine Rotte wilder Iroker Margaretham abgeholet und auf den Platz/ da ſie ſolte gebrennt werden/ geführet haben. Sie ward alldort an einen Pfahl gebunden/ und mit einer unbeſchreiblichen Grauſamkeit am gantzen Leib gebrennt/ ohne das geringſte Zeichen einer ſchmertzhafften Empfindlichkeit von ſich zu geben/ ſondern ſie rieffe die Nahmen JEſus/ Maria und Joſeph an mit inſtändiger Bitte/ ſie in gegenwärtiger Marter ſo lang zu ſtärcken/ bis daß ihr Brand-Opffer wurde vollbracht ſeyn. Sie begehrte zwar anfangs einen Trunck Waſſers: da ſie ſich aber beſſer beſonnen/ hat ſie es bereuet und befohlen/ ihr ſolches fürhin abzuſprechen/ wann ſie es auch verlangen ſolte. **Mein Heyland/** ſprach ſie/ **hat an dem Creutz für mich den bitterſten Durſt ausgeſtanden: warum ſolte ich ihm dann zu Lieb nicht was gleiches übertragen?** Die Iroker peinigten ſie von Mittag an/ bis zu Sonnen Untergang/ da dieſe Blut-Hunde endlich ihres ſo langwierigen Lebens überdrüßig worden/ ſie vor Nachts von dem Pflock loßgebunden/ ihr das Haar ſamt der Haut abgeſchunden/ das Haupt mit glüendem Aſchen bedeckt/ und ſie zum Lauff üblicher maſſen gezwungen haben: weſſen ſie ſich geweigert und an ſtatt deſſen nieder gekniet/ ihre Augen und Hände gen Himmel erhoben/ und ihre Seel GOtt empfohlen hat. Die Barbarn gaben ihr mit Stecken etliche Streiche auf ihr Haupt/ unter welchen ſie in ihrem Gebett unzerſtreuet fortfuhre. Endlich ſchrye einer mit heller Stimme: **So/ kan denn dieſe Chriſten-Hündin nicht ſterben?** er nahme hierüber ein

funcken-neues flammändiſches Meſſer / und ſteckte ihr daſſelbe in den untern Bauch / welches aber zu jedermanns Verwunderung nicht eingienge / ſondern zu Stucken zerſprange / welche dem Thäter zu ſeinen Füſſen gefallen ſeynd. Ein anderer riſſe den Pfahl aus / an welchem ſie ware angehafft geweſen / und gabe ihr mit demſelben einen gewaltigen Streich an ihr Haupt; weil ſie aber dannoch einige Zeichen eines übrigen Lebens von ſich mercken lieſſe / warffen ſie ihren Leib auf einen eilends angezündeten Hauffen von dürrem Holtz / in welchem derſelbe bald iſt verzehret worden.

Ihr Söhnlein / ſo nur ein Jahr alt ware / iſt drey Tage ſpäter mit dem Marter-Crantz gecrönt worden. Als nemlich nächtlicher Weil auf ein tödtliches Winſeln dieſes Kindes die Wilden / wie auch die gefangene Frantzöſin von Montreal bey dem Haus / von welchem die klägliche Kinder-Stimm ausgienge / ſich häuffig verſammlet und allda nicht allein ein angezündetes Feuer / ſondern auch das unſchuldige Knäblein / ſo gleich ſolte hinein geworffen werden / angetroffen haben. Die ſonſt unbarmliche Iroker hatten mit dem armen Kind ein groſſes Mitleiden / welches gewaltig zunahme / als daſſelbe ſeine Händlein gen Himmel erhoben / anmuthig hinauf gelächelt / ſeine Mutter zum drittenmal angeruffen / und ſich / als wolte es dieſelbe gleich umhalſen / angeſtellt hat. Die Frantzöſin zweiffelte bey alſo beſchaffenen Umſtänden gar nicht / daß nicht die gottſelige Mutter ihrem liebſten Kind ſichtbarlich erſchienen / und daſſelbe zu ſich in das Reich GOttes eingeladen hatte. Dem ſeye / wie ihm wolle; das Kind ward nicht verbrennt / weil einer dern vornehmſten Innwohnern des Dorffs / ſo in groſſem Anſehen ſtunde / daſſelbe dem Böſewicht / welcher es in das Feuer ſchmeiſſen wolte / mit Gewalt zwar entzogen / aber aus keinem andern Abſehen / als damit er ſolches auf eine faſt eben ſo unmenſchliche Weiſe erwürgete; dann er ergriffe das Knäblein bey beyden Füſſen / ſchwunge es in die Höhe / und zerſchmetterte deſſen Haupt mit ſolchem Gewalt an einem Stein / daß es den Augenblick geſtorben iſt.

Ich kan nicht umgehen Euer Ehrwürden noch von einem andern neubekehrten jungen Geſellen zu berichten / welcher ein gebohrner Agnier war / Nahmens Stephanus Haonhuantſiontauet. Dieſer ward von ſeinen Lands-Leuten gefangen und in ſein Vatterland nach Agnié zuruck gebracht. Gleichwie er aber eine groſſe Freundſchafft hatte / alſo ward er zum Tod nicht verurtheilt / ſondern ſeinen Verwandten geſchenckt / welche ihn auf alle erdenckliche Weiſe von dem Chriſtenthum abwendig zu machen / und nach ihrer Art zu leben / das iſt / der Trunckenheit und der Unzucht ſich gäntzlich zu ergeben bereden wolten: aber vergebens; dann an ſtatt ihnen zu folgen / verharrete er nicht allein bey ſeiner Unſchuld / ſondern lage ihnen auch Tag und Nacht in denen Ohren / ſie ſolten doch von ihrer laſterhafften Blindheit abſtehen / ſich von dannen ſamt ihm nach dem Waſſer-Fall begeben / und den wahren Glauben annehmen. Obſchon er nun ihre verſtockte Hertzen nicht erweichen konte / ſo brachte er doch die Sache ſo weit / daß ſie ihm heimlich durch- und nach Sanct-Xaverii zu übergehen / auf ſeine Bitte deſto williger erlaubt haben / je unerträglicher ihnen ſeine Abmahnungen vorkamen. Aber kaum hatte er die Flucht ergriffen / als ſolche in dem Dorff iſt verkundſchafftet und dermaſſen übel iſt aufgenommen worden / daß drey volltrunckene Jünglinge ſich unverzüglich aufgemacht / dem frommen Flüchtling nachgejagt und ihn bald eingeholet haben. Die eintzige Urſach ſeines Ubergangs zu dem Waſſer-Fall ware die Verſicherung ſeiner Seeligkeit / damit er nemlich durch ſo viel Anfechtungen / Aergernuſſen und Gelegenheiten von denen Heyden nicht etwan mögte verführet und zu einem ſchändlichen Abfall bewogen werden.

So bald die drey rauſchige Purſche den gottesförchtigen Stephan erreicht hatten / huben ſie ihre Beilen in die Höhe / und befahlen ihm / wann er nicht auf der Stelle ſterben wolte / mit ihnen nach Agnié ohne Widerrede zuruck zu kehren; denen er hingegen geantwortet / ſein Leben ſtunde zwar dermalen in ihren Händen / welches er aber tauſendmal lieber dargeben / als ſeinen Glauben und Gewiſſen in ihrem Dorff in Gefahr ſetzen wolte: dann er wäre allerdings entſchloſſen auf der Miſſion des H. Xaverii bey dem Waſſer-Fall zu leben und zu ſterben.

Da er nun merckte / daß die drey beſoffene Geſellen ihn alſo gleich zu tödten ſich rüſten / bate er dieſelben ihm einen Augenblick Zeit zu ſchencken / damit er zu guter letzte ſein Gebett noch einmal verrichten mögte. Als ſie ihm ſolches zugeſtanden / lieſſe er ſich auf ſeine Knie nieder / vereinigte ſich mit GOtt / und ſagte ihm Danck für die ſo ſchätzbare Gnade / daß er in dem wahren Glauben ſterben konte. Er bate letztlich für ſeine Bluts-Freunde und für ſeine drey Mörder / welche ihm zu gleicher Zeit mit ihren Beilen den Kopff zerſpalten haben. Dieſe Geſchicht erzehle ich alſo / wie ſie mir von etlichen Agniern iſt erzehlt worden / welche nach der Zeit ſich zu dem Waſſer-Fall gezogen / und allda häußlich nieder gelaſſen haben.

Zum Beſchluß muß ich noch melden / daß hierſelbſt eine heilige Wittib in ihrer Jugend das Zeitliche geſegnet habe / dero gottloſer Mann ſich nicht allein der Füllerey und Geilheit völlig ergeben / ſondern auch den wahren Glauben verlaſſen hatte. Nachdem nun derſelbe zu Agnié von denen Wilden war erſchlagen worden / ſtarbe auch bald darauf ſeine fromme Wittwe Nahmens Joanna Guaſtahra von Onneyu gebürtig ſamt ihren 2. Söhnlein / derer einer vier der andere ſechs Jahr alt ware: dann ſie hat ihr dieſe Gnad von GOtt ausgebeten /

beten/ daß ihre Kinder ſie nicht überleben mögten/ damit ſie nicht etwann nach ihrem Todt verführt und verdammet wurden. Das eine verſchiede zugleich mit ſeiner Mutter/ das andere aber acht Tage ſpäter. Sie war eine Geſpielin und getreue Nachfolgerin der gottſeligen Catharinæ Tegahkuita. Sie hatte alle erſinnliche Mittel angewendet ihren Mann auf den rechten Weeg zuruck zu bringen/ aber vergebens; dann er hatte ſein Hertz verhärtet und ſeinen Sinn verkehrt/ damit er denen fleiſchlichen Lüſten deſto ruhiger abwarten und ohne Hindernuß zu Grund gehen mögte. Ich verbleibe

Euer Ehrwürden

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto
Cholenec, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Brief
aus Mogor, Malabariâ, Carnate, Bengala u. Oſt-Indien.

Numerus 141.
Brief
R. P. Gvidonis Tachard, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.
An
R. P. du Trevou, beſagter Societät Prieſtern und Ihro Königl. Hoheit des Hertzogs von Orleans Beicht-Vattern.

Geſchrieben zu *Schandernagor* in dem Königreich *Bengala* an dem Fluß *Ganges* den 15. Jenner 1711.

Innhalt:

Pater Tachard gehet in ſeinen alten Tägen von Pondiſchery als Miſſionarius nach Bengala. Nutzen des Frantzöſiſchen Seminarii Soc. JEſu zu Pondiſchery. Madras, Sanct-Thomas und deſſen zwey heilige Berge werden beſchrieben. Wunderwerck, ſo mit dem Brunn und beyden Creutzen dieſes Apoſtels allda geſchehen. Von denen uralten Chriſten des H. Thomæ. Von denen abgöttiſchen Städten Ganſcham, Barampur und Schagrenat. Theuere Wallfahrten nach dieſem letzten Ort und deſſen Abgott. Der Brief lautet alſo:

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Obſchon meine vielfältige Reiſen mich auf denen Apoſtoliſchen Miſſionen mit meinen Mit-Brüdern zu arbeiten verhindert haben; jetzt aber ſo wohl die immerwährende Kranckheiten/ als auch mein ſechzig-jähriges Alter mir ſolches wichtige Amt verbieten/ zumalen/ da ich neue Sprachen zu erlernen nicht mehr im Stande bin; ſo hab ich dannoch letztverwichenes Jahr Pondiſchery, weil ich die Malabariſche allda übliche Sprache ziemlich verſtehe/ mit Schmertzen verlaſſen/ und mich nach Bengala (allwo ich die Land-Sprache erſt erlernen muß) verfüget.

Ich gienge alſo zu Pondiſchery mit unſerm Bruder Moricet auf einem kleinen Schiff unter Segel/ deſſen Hauptmann ſamt denen zwey Steuermännern von ihm die Feldmeſſerey und See-Kunſt erlernet hatten; dann gleichwie die Indianiſche Jugend aus Gelegenheit des Müßiggangs/ wie auch wegen Mangel einer ordentlichen Zucht von denen Sclaven von ihrer erſten Kindheit an die abſcheulichſten Laſter erlernet: alſo haben wir/ um ſolchem Ubel vorzubiegen zu gemeldetem Pondiſchery öffentliche Schulen geſtifftet/ in welchen wir die Jüngling lehren leſen/ ſchreiben/ zeichnen/ reiſſen/ rechnen/ Feldmeſſen und auf dem Meer fahren: was aber vornehmere Kinder ſeynd/ die begeben ſich nebſt dem auf die Lateiniſche Sprache/ auf die Philoſophie und Theologie. Ich habe ſelbſt die Zeit hindurch/ als ich mich zu Pondiſchery aufhielte/ mehr als dreyßig dergleichen Koſtgänger gekennt/ deren zwey aus Europa (der eine von Paris/ der andere von Londen) fünff aus Africa von dem Eiland Maſcarin: einer aus America, die übrige aber aus Pegu, Bengala, Madras, Sanct Thomas, Pondiſchery, Portonovo, Surate und von Iſpahan der Haupt-Stadt in Perſien waren. GOtt hat unſere Mühe geſeegnet/ indem viel aus dieſen Jünglingen zu Land und Waſſer/ abſonderlich in Dienſten der Königlichen Compagnie, ihr Glück gemacht: andere hingegen ſeynd zu Prieſtern geweyhet/ oder in geiſtliche Ordens-Stände aufgenommen worden.

Den 9. Septembris 1710. giengen wir zu Schiff/ und langten den 11. dito bey Madras an; allwo Herr Laurentius einem reichen Engliſchen Kauffmann etliche Geld-Kiſten zugeſteckt hat; dann obſchon wir in Europa und auf dem Meer mit Engelland in Krieg ſtehen/ ſo leben wir dannoch auf dem veſten Land in Indien mit dieſer Nation in beſter Verſtändnuß. Der Engliſche Commendant von Madras hat mich nicht allein höflichſt empfangen/ ſondern auch zwingen wollen mit ihm das Mittag-Mahl einzunehmen.

Von Madras reiſete ich nach Sanct-Thomas, ſo nur zwey Meil davon abliegt. Mein gröſter Troſt ware/ den berühmten Biſchoff dieſes Orts Herrn Laynez zu grüſſen/ welcher ſich ab meiner Beſuchung ungemein erfreuet/ und folgenden Tag mich zu Gaſt geladen hat; ſeine Taffel beſtehet

ſtehet in Milch/ Kräutern und Erden-Gewächs. Das Kleid allein ausgenommen/ welches doch zimlich ſchlecht iſt/ führt er ſich noch in allen Sachen auf wie ein armer Miſſionarius aus unſerer Geſellſchafft/ ohne eintzigen Pracht oder Hoffart.

Eben dieſen Tag laſe ich Meß in einer an die Domb-Kirchen allhier anſtoſſenden Capelle/ allwo der H. Apoſtel Thomas einige Zeit ſoll gewohnet haben/ und noch unterſchiedliche von ihm hinterbliebene Heiligthümer verehret werden/ unter andern auch die eiſerne Spitze derjenigen Lantzen/ mit welcher er iſt erſtochen worden: wie auch etwas von ſeinen Gebeinen und Kleidern. Was ſonſt hier ſehens-würdig iſt/ hatte ich etliche Monat vorhero/ als ich mich ein halbes Jahr lang daſelbſt auffhielte/ mit aller Gemächlichkeit unterſucht. Die meiſten Denckmähle trifft man auf dem groſſen und kleinen Berg an/ ſo zwey gute Stunden von Sanct-Thomas entfernet ſeynd.

Der kleinere Berg iſt ein groſſer auf drey Seiten gäher und nur von der Sud-Weſtlichen Seiten erſteiglicher Felſen. Dieſer iſt mit zwo Kirchen verſehen. Die Mutter-GOttes-Kirch/ ſo gegen Norden oder gegen Madras ſchauet/ liegt mitten auf demſelben. Unter dem Hoch-Altar iſt eine vierzehen Schuhe breite und fünffzehen Schuhe tieffe Höle/ von welcher man für gewiß ausgiebt/ daß der Indianiſche Ertz-Apoſtel der H. Thomas, um dem Gebett deſto ruhiger abzuwarten/ ſich öffters in derſelben verborgen habe. Sie hat einen ſchmalen und ſchweren Eingang; inmaſſen man durch einen Felſen-Riß mühesam ſich muß hinein dringen. Weder der Eingang noch die Höle ſelbſt ſeynd im geringſten geziert; weil die Indianiſche Chriſten aus Ehr-Forcht gegen dieſen groſſen Boten Chriſti den Ort alſo/ wie er ihn hinterlaſſen hat/ bis auf dieſe Stunde ſtehen laſſen: doch hat ein Miſſionarius aus unſerer Geſellſchafft ein Altar in dieſer Grotten gebauet/ welche gegen Suden ein zimlich dunckeles Fenſter von dritthalb Schuhe hat; durch dieſes Fenſter/ wie die Indianer von ihren Vor-Eltern beſtändig gehört haben/ ſoll höchſtgedachter H. Thomas, da ihn ein Brachmann mit der Lantzen allda durchſtochen hatte/ ſich aus deſſen Händen errettet/ und nach dem nur eine halbe Stunde von dannen gegen Sud-Oſten gelegenen groſſen Berg/um hierſelbſt an ſeiner Wunden zu ſterben/ gezogen haben. Doch wollen andere vielmehr behaupten/ daß beſagter Apoſtel auf dem groſſen Berg eben damals den tödtlichen Lantzen-Stich empfangen habe/ als er vor dem Creutz/ ſo er ſelbſt in den Felſen eingeſchnitten hatte/ ſein Gebett verrichtete.

Von der Kirchen unſerer lieben Frauen ſteigt man auf den Güpffel des Berges/ welchen unſere Patres Miſſionarii mit gröſter Mühe (weil alles von Stein war) eben geſchroten/ und mit einem kleinen Gebäu geziert/ gegen Suden aber zu Ehren der Aufferſtehung Chriſti ein Kirche gebauet haben. In dieſem GOttes-Haus findet man ein in den harten Felſen eingeſtemmtes Creutz nur eines Schuh hoch/ welches in eine ob dem Hoch-Altar/ (ſo gleichergeſtalten in den Felſen/ doch beſſer unten eingehauet iſt) zuruck weichende Tieffe ſich gleichſam verbirgt. Jetzterwehntes Creutz des kleinern Bergs gleichet (die Gröſſe allein ausgenommen) allerdings dem Creutz des gröſſern Berges/nicht allein der Geſtalt nach/ ſondern auch wegen denen Wunder-Zeichen/ ſo zu gewiſſen Zeiten ſich an beyden zugleich äuſſern/ wie P. Sylveſter de Suſa ein Miſſionarius unſerer Geſellſchafft/ ſo ſeit vielen Jahren den kleinen Berg bewohnet/ mich aus eigenem Augenſchein verſichert hat.

In der Kirchen der Auferſtehung ſihet man auf der Seiten nebſt dem Altar gegen Suden ein in den Felſichten Fuß-Boden verſencktes groſſes Loch/ welches bis fünff Schuhe lang/ anderthalb Schuhe breit/ und ſchier ſechs Schuhe tieff iſt/ auch insgemein der Brunn des H. Thomæ benahmet wird: dann es iſt in dieſer Gegend von Indien ein zimlich bewährter Wahn/ daß dieſer Apoſtel aus Mitleiden gegen ſeine durſtige von allen Seiten häuffig zuſammen geloffene Zuhörer auf dem Güpffel des kleinern Berges niedergeknyet/ und mit ſeinem Stab auf den Felſen geſchlagen habe/ aus welchem alsbald ein gewaltiger Brunn mit klarem Waſſer/ ſo alle Kranckheiten heilete/ hervorgequellet ſeye.

Es giebt noch Leute/ welche für eine gewiſſe Wahrheit bezeugen/ daß ſie erſt vor 50. Jahren dieſes Loch ſamt ſeiner Waſſer-Quell alſo/ wie ich es allhier beſchrieben/ geſehen haben/ mit fernerer Verſicherung/ daß/ nachdem etliche Ketzeriſche Weiber/ um (wie ſie ſagten) das Volck von dem Aberglauben abzuſchröcken/ Unflat in daſſelbe hinein geworffen haben/ das Waſſer abgeſtanden ſey/ welches ſich aber nachmals von neuem eingeſtellet hat/ und noch heutiges Tages zu Troſt aller derjenigen/ ſo davon trincken/ hervor quillt; inmaſſen ſo wol die Miſſionarii als andere Chriſtglaubige mich verſichert haben/ daß ſolches manche breſthaffte Perſonen/ nicht ohne Wunder urplötzlich geſund mache.

Der kleine Berg iſt erſt im Jahr 1551. mit denen Staffeln/ Stiegen/ Gottshäuſern und andern Gebäuen/ mit welchen er heut pranget/ geziert worden. Die Mutter-GOttes-Kirche ward zum erſten aufgeführet und denen Portugeſiſchen Jeſuitern geſchencket/ welche folgends die kleine Einſiedlerey auf deſſen Spitz ſamt der Auferſtehungs-Kirch gebauet und dem Berg die gegenwärtige Geſtalt gegeben haben: allwo alles/ was man anſchauet/ den Menſchen zur Andacht/ zur Heiligkeit/ zur Forcht und Liebe GOttes hefftig antreibt.

Von dem kleinen kommt man endlich auf den groſſen Berg/ welcher von jenem nur eine halbe Stunde entfernet/ und meines Erachtens drey bis viermal ſo wol höher als breiter iſt/ dann der kleine. Erſt vor fünffzig Jahren lagen noch beyde wüſt und öde/ bis endlich vor beyläuffig 4. Jahren zwey Häuſer bey dem Antritt des kleinern Berges ſeynd gebauet worden. Hingegen ſeynd alle Zugänge des gröſſern Berges dermalen

mit

mit ſchönen Wohnungen beſetzt/ welche denen Malabarn/ denen Portugeſen/ denen Armenern und meiſtens denen Engelländern zugehören. Als ich letztverwichenes Jahr mich zwey Monat lang auf dem kleinen Berg aufgehalten habe/ vergienge kein Tag/ da ich nicht einige Perſonen geſehen habe auf den groſſen Berg wallfahrten/ einige zwar zu Pferdt/ andere aber in Wägen oder Palankin-Sänfften; ja man hat mich verſichert/ daß/ nachdem die Schiff von Madras nach Europam jährlich abgeſertiget ſeynd/ faſt die Helffte dern vornehmſten Innwohnern dieſer berühmten Stadt ſich auf dieſen anmuthigen Berg verfüge/ und etliche Monat alldort ihre Zeit vertreibe.

Auf der Spitz dieſes Berges ſtehet eine der allerſeeligſten GOttes-Gebärerin geweyhete Kirche/ welche ohne eintzige Wider-Rede das berühmteſte und das bewährteſte Denckmahl iſt/ ſo von denen Indiſchen Chriſten/ zumalen von denenjenigen/ die man Chriſten des H. Thomas nennt/ häuffig beſuchet wird; inmaſſen dieſe letztere/ ſo meiſtens das Malabariſche Gebürge bewohnen/ von mehr als zwey hundert Meilen dahin wallfahrten. Sie haben ihren beſondern Ertz-Biſchoff/ welcher von dem König in Portugall benennet wird. Dieſe Stelle wird heut vertretten von Herrn Joanne Ribeiro einem alten Miſſionario in Malabarien aus unſerer Geſellſchafft welcher nicht allein die Land- ſondern auch die Syriſche Sprach (dero ſich die Gelehrten bedienen) meiſterlich verſtehet. Die Liturgie oder das Meß-Buch dern Caſſanarn oder Malabariſchen Prieſtern iſt in dieſer letztern beſchrieben; Sie ſtehen denen in gedachtem Gebürg hin und her zerſtreueten Pfarr-Kirchen und Chriſtgläubigen Thomaſern vor/ derer bis hundert tauſend gezählt werden/ und etliche von der Römiſchen Kirchen annoch abgetrennt ſeynd/ mit welcher die übrigen vor ungefähr hundert und zehen Jahren durch Don Alexium de Menezes Biſchoffen zu Goa und Viſitatorem Apoſtolicum ſeynd vereiniget worden in dem Concilio zu Diamper, deſſen Geſchichten nachmals zu Lisbona ſeynd gedruckt worden. Diamper iſt ein Volckreicher Marckt-Fleck in Malabarien.

Das von dem H. Apoſtel Thoma mit eigenen Händen in den Felſen eingeſtemmte Creutz ſtehet ob dem Hoch-Altar der alten Kirchen/ welche von denen ſo wol Catholiſchen als abtrünnigen Armenern inzwiſchen ſehr iſt geziert worden/ uñ die **Kirchen unſerer lieben Frauen vom Berg** genannt wird. So bald die Portugeſiſche und Armeniſche Schiffe/ von dem Meer aus/ dieſes GOttes-Haus erblicken/ brennen ſie die Stücke loß. Gedachtes Creutz iſt zwey Schuhe hoch/ und eben ſo breit; dann alle vier Arm deſſelben ſeynd einander in der Länge und Geſtalt gantz gleich: ein jeder iſt etwan einen Zoll hoch von dem Felſen erhoben/ und vier Zoll breit. Alle vier Ende dieſes Creutzes ſeynd nicht mit Pfauen (wie P. Kircherus ſchreibt) ſondern mit ausgehauenen Tauben ausgeſchweifft. Alle Indianiſche Chriſten/ wie auch die abgöttiſche Heyden glauben veſtiglich/ daß der H. Thomas einer dern zwölff Botten JEſu Chriſti dieſes Creutz ſelbſt ausgeſtemmt/ vor demſelben öffters gebeten/ und letztlich allda ſeinen Geiſt aufgeben habe/ nachdem er von einem Brachmann mit einem Spehr war durchrennet worden. Ich wolte keinem rathen/ in derſelbigen Gegend ſolcher Wahrheit zu widerſprechen oder dieſe Geſchichten in Zweiffel zu ziehen.

Es kan auch niemand läugnen/ daß nicht in gemeldetem GOttes-Haus immerdar groſſe Wunderwercke geſchehen/ gleichwie ſolches allerhand Lob-Tafeln/ Danck-Zeichen und andere Denckmähle vielfältig bezeugen. Acht Tag vor Weyhnacht/ da die Portugeſen das Feſt Mariä-Erwartung hochfeyerlich begehen/ ereignet ſich zuweilen ein Zeichen/ welches die Proteſtanten eben ſo wol als die Catholiſchen (geſtaltſam beyde Theile an erwehntem Tag ſich alldort in gröſter Menge einſtellen) aus eigener Erfahrnuß bekennen müſſen. Ein Miſſionarius, welcher daſſelbe ſamt 400. Perſonen/ ſo aus allerhand Völckern/ Sprachen und Ländern verſammlet waren/ zweymal mit Augen geſehen/ hat mir davon jetztfolgende Nachricht ertheilt.

Vor ungefähr ſieben oder acht Jahren an dem Feſt Mariä-Erwartung/ da die Kirche mit Leuten angefüllt ware/ erhube ſich unter währender Predig gähling ein Geſchrey/ und rieffe jederman: **Wunderwerck**! **Wunderwerck**! weil nemlich offtgenanntes in den Felſen eingehauete Creutz/ welches ſonſt **grau-ſchwartz** ausſiehet/ ſeine Farbe urplötzlich geändert/ und erſtlich zwar röthlicht/ darnach braun/ letztlich aber Schneeweiß und hellgläntzend worden iſt. Bald hierauf ward es mit einem dicken Wölcklein bedeckt/ welches von Zeit zu Zeit ſich wieder verzuge/ daß jedermann das Wunder ſehen konte. Kurtz hernach ward das Creutz naß/ und triebe einen ſo trifftigen Schweiß von ſich/ daß deſſen Gewäſſer bis auf das Altar hinab gefloſſen iſt: ſolches wird nun von denen Chriſten in Tüchlein aufgefangen und ſorgfältig bewahret; darum ſtiege der Miſſionarius auf das Altar/ nahme ſieben oder acht ſaubere Schnupfftüchlein zu ſich/ wuſche mit denſelben das Creutz ab/ und gabe ſie denen Eigenthümern wieder zuruck. Wobey aber zu mercken iſt/ daß dieſes Creutz in einen gantzen/ vollen/ rauhen und harten Felſen eingeſchnitten ſeye; wie auch/ daß/ indem **das Creutz** die Farb ſo unterſchiedlich verändert/ und häuffiges Waſſer ausgegoſſen hat/ der übrige Felſen ſeine natürliche Farb behalten/ und nicht im geringſten geſchwitzt habe; dann es ware ein heller und wegen entzündetem Sonnenſchein über die maſſen heiß-trockner Tag. Die Engelländer aus Argwohn eines Aberglaubens oder künſtlichen Betrugs unterſuchten das Creutz; ſie betrachteten den Felſen hinten und vornen/ ja an allen Enden; ſie beſtiegen ſo gar die Kirchen/ aus Hoffuung/ eine heimliche Röhr oder einen Riß anzutreffen/ durch welchen das Waſſer in das Creutz ihres Geduncken müſte geleitet ſeyn worden: nachdem ſie aber nichts dergleichen gefunden/ haben ſie zwar das Wunderwerck erkennt/ doch ohne ſich zu dem wahren Glauben zu

bekehren. Der P. Rector von Sanct-Thomas ſchickte/ ſo bald das Creutz des groſſen Berges zu ſchwitzen nachgelaſſen hatte/ einen Miſſionarium unſerer Geſellſchafft auf den kleinen Berg / um zu ſehen/ was allda vorbey gehe: Dieſer Prieſter hat mir theuer bezeuget/ daß er das kleinere daſelbſt ebenfalls in einen harten Felſen eingeſchnittene Creutz gleicher geſtalten gantz naß und unter demſelben alles befeuchtet befunden habe. Solches Wunder hatte ſich vorhin lange Jahre nicht mercken laſſen; ſo offt es ſich aber äuſſert/ bedeutet daſſelbe eine der Portugeſiſchen Nation bevorſtehende Drangſal; gleichwie voriger Zeiten jedesmal iſt beobachtet worden. Daß aber/ wie einige haben glauben wollen/ der H. Apoſtel Thomas dermalen auf ſeinen Tag allda erſcheine / hat keinen Grund.

Den 13. Sept. 1710. gienge ich nach Madras zuruck/ die nächſt-gefolgte Nacht aber zu Schiff. Madras liegt unter dem 13. Grad/ 13. Minuten der Norder-Breite.

Den 21. dito erblickten wir das Gebürg von Ganſcham unter dem 13. Grad / 30. Minuten. Weil es in der Zeit ſchon ſchon zimlich ſpat/ das Schiff übel verſehen/ die Schiffer wenig erfahren/ das Wetter über die maſſen ungeſtümm/und alles zum Untergang angeſehen ware; haben wir die Maſtung ſamt denen beſten Segeln und gröſten Anckern verlohren / nicht ohne immerwährende Gefahr eines erbärmlichen Schiffbruchs. Dieſe und andere noch hinzu geſtoſſene Verdrießlichkeiten währten bis den 1. Octobris, da uns Herr Symond ein vornehmer Engliſcher Handelsmann von dem Meer mit zwey Schifflein abholen/ und zu ſich nach Ganſcham hat führen laſſen. Er hat uns mit ſolcher Liebe und Freygebigkeit empfangen/ daß ich es nicht gnug rühmen kan; dann er zwange mich ſein eigenes Zimmer ſo lang zu beziehen/ bis er ein Magazin, welches er uns nachmals eingeraumet hat/ wurde ausgelährt haben.

Ganſcham iſt zwiſchen Madras und Bengala die berühmteſte und volckreicheſte Handels-Stadt. Alles iſt allda im Uberfluß/ und der Hafen liegt ſehr bequem. Es werden daſelbſt viel Schiffe um einen geringen Preiß gebaut: acht- und neuntzig ſtunden damals vor Ancker/ und achtzehen auf dem Staffel. Die Ausländer könten allhier ein ſchönes Gewerb treiben/ wann der Argwohn und die Eyferſucht dern Heyden ſolches zulieſſe; dann/ wiewol ſie einiger maſſen unter der Mogoliſchen Botmäßigkeit ſtehen/ ſo genieſſen ſie doch ſo groſſe Freyheiten/ daß ſie weder die Mogoler/ noch viel weniger die Europæer laſſen auffkommen. Als vor zwey oder drey Jahren Herr Symond ſein Haus mit einer Ringsmauer aus gebackenen Steinen umfangen wolte / ward ihm ſolches ſcharff verbotten / unter dem Vorwand: **Wir kennen** (ſprachen die Jnwohner) **die Kunſtgriffe dern** Europæern / **welche/ wann wir ihnen ſteinerne Häuſer erlauben ſolten/ bald Veſtungen aufbauen wurden.** Darum ſeynd in der gantzen Stadt keine ſteinerne Gebäu anzutreffen/ auſſer einer Pagod und des Commendanten Wohnung. Die übrige ſeynd aus einer fetten Erden aufgeführet/ doch in- und auswendig mit Kalch überſtrichen / oben aber mit Stroh und Binſen bedeckt: dernwegen ſolche Dächer mit groſſer Ungelegenheit alle zwey Jahr müſſen erneuert werden. Die Stadt liegt unter dem 19. Grad/ 30. Minuten Norder-Breite. Sie ſtunde vorher viel näher an dem Meer/ bis vor 12. Jahren ſie ſamt denen Jnwohnern von denen Wellen iſt ertränckt und fortgeſchwemmet worden.

Jn der gantzen Stadt/ ſo vornehm als ſie auch iſt/ findet man nur einen Götzen-Tempel/ welcher bereits vor 20. Jahren angefangen und noch nicht iſt vollendet worden. Der hinein gewidmete Abgott Nahmens Coppal behilfft ſich mittler weil in einem nah-gelegenen Haus/ allwo ihm ſeine Pfaffen und Devadaſchi, das iſt/ ſeine Tempel-Huren aufwarten: dieſe letztere müſſen vor ihm mit klingenden Glöcklein in Händen tantzen/ entweders in dem Tempel/ wann ihm geopffert/ oder auf denen Gaſſen/ wann der Götz öffentlich herum geführt wird.

Dieſer Heydniſche Herr-Gott iſt erſt dreyßig Jahr alt/ weil ihn nemlich ein fremder Kauffmann nicht ehender dahin zu Marck gebracht hat. Die gantze Gottheit beſtehet in einer Bild-Säulen/ welche zwar die Geſtalt eines Menſchen vorſtellt/ aber ſo Maß-loß geſchnitzt iſt/ daß ſie nur anderthalb Schuhe in der Höhe und vier Hände hat/ derer zwo gen Himmel erhoben ſeynd/ mit denen zwey andern aber hält er eine Schwegel-Pfeiffen. Ein Götzen-Pfaff/ ſo das Bild bey dem Kauffmann erblickt hatte/ gabe vor/ dieſer GOtt wäre ihm erſchienen mit dem Bedeuten/ daß er auf eben die Weiſe wolte zu Ganſcham angebeten werden/ wie der Abgott Schagrenat in der Stadt dieſes Nahmens verehret wurde. Des Brachmanns Traum oder Einbildung ward für eine göttliche Offenbahrung angenommen / mithin die Bildnuß gekaufft/ und ihr zu Ehren einen prächtigen Tempel zu bauen verlobt. Der Heydniſche Stadt-Oberſt hat das Gelübd deſto williger gut geheiſſen/ je reicher ſolches ihm den Beutel geſpickt hat; inmaſſen er mehr als zweymal mehr Geld von denen Unterthanen ſoll erpreſſet haben/ als auf den Tempel aufgangen iſt.

Meines Geduncken/ weil von einigem Chriſtenthum ſo wol hier/ als zu Barampus und in dieſer gantzen Gegend nicht das geringſte Zeichen anzutreffen iſt/ muß dieſen Völckern das Evangelium niemals ſeyn verkündet worden/ obſchon ſie allem Anſehen nach leichtlich zu bekehren wären; geſtaltſam ſie/ als ich ihnen durch einen Dollmetſchen das wahre Geſatz verkündigte/ mich mit frölicher Begierde angehört haben. Sie ſeynd ohne dem lehrnſam/ beweglich/ wolgeſittet/ und haben jeglicher nur ein Weib. Nichts gehet da ab als Miſſionarii, oder/ beſſer zu ſagen/es fehlet blos allein an Mitteln dergleichen Apoſtel/ die wir endlich noch leichtlich auftreiben würden / zu erhalten.

Nichts deſto weniger muß ich geſtehen/ daß die abſcheuliche Geilheit/ welcher die von Ganſcham

mehr dann alle andere Indianer ergeben ſeynd/ ihre Bekehrung wurde ſchwer machen: aber eben dieſer erbärmliche Zuſtand muß Apoſtoliſche Männer anreitzen / ſolches hölliſche Feuer durch das Waſſer des Heils auszulöſchen.

Vier Meilen von Ganſcham liegt die Stadt Barampus ſamt ihrer Veſtung / welche auf zwey Felſen ſtehet/ und mit einer ſo ſtarcken Mauer/ als der Marmol immer ſeyn kan/ umfangen iſt. Ich hätte ſie gern betrachtet/ wann denen Europæern der Zutritt von denen Mogolen/ aus Sorg/ ſie mögten ſich derſelbigen bemächtigen/ nicht verbotten wäre. Die Lufft iſt in dieſer Gegend ſehr geſund/ der Boden über die maſſen fruchtbar/ das Viehe aber fett und ſtarck.

Zu Ganſcham hab ich einen recht ſeltſamen Aberglauben beobachtet; als nemlich ein Brachman mit zwo Frauen zu einem groſſen Ameis-Hauffen auf eine Anhöhe gienge/ über denſelben etliche Sprüche oder Gebetter herunter gebrummelt/ und demnach ein Geſchirr voll Waſſer darüber ausgoſſen hat. Nachdem er ſich zuruck gezogen hatte/ traten beyde Frauen mit groſſer Andacht herbey/ und warffen auf eben dieſen Hauffen gekochten Reis/ Oel/ Milch/ Butter und die Menge Blumen. Die Urſach ſolches Opffers ware ein alldort befindliches Neſt von Hauben-Schlangen/ welcher Biß den Menſchen gar behend tödtet/ wann nicht ein gewiſſes Indianiſches Gegen-Gifft darwider gebrauchet wird. Die einfältigen Weiber glauben veſtiglich/ daß durch dergleichen Natter-Opffer ihre Männer und Kinder vor dem Schlangen-Biß bewahrt werden.

Da ich von Ganſcham wolte abſtoſſen/ ward ich zu einem francken Armenier beruffen/ welcher zwar der Römiſchen Kirchen abhold ware/ und dannoch an Orten/ wo er keinen Prieſter ſeines Irrthums haben konte/ bey denen Catholiſchen die Heiligen Sacramenten zu empfangen pflegte. Dergleichen Armenier giebt es ſehr viel/ welche auf beyden Achſeln tragen/ das iſt/ dem Griechiſchen oder Neſtoriſchen Irrthum beyſtimmen/ und dannoch es im Fall der Noth mit denen Catholiſchen halten. Darum hab ich dieſen Krancken nicht ehender von ſeinen Sünden loßſprechen/ noch mit dem Göttlichen Fronleichnam verſehen wollen / bis er alle Irrthumer abgeſchworen und den wahren allgemeinen Glauben angenommen hatte; welches viel Mühe und Zeit gekoſtet hat. Er ſtarb bald hernach heilig. Wer weiß/ ob nicht GOtt uns wider unſern Willen durch ungeſtümme Winde nach Ganſcham getrieben hat/ damit ich ihm dieſe Seel daſelbſt gewinnen mögte?

Den 25. Novembris huben wir Ancker und erblickten den andern Tag in aller Fruhe den in gantz Indien berühmteſten Götzen-Tempel von Schagrenat, welcher ſehr prächtig und hoch gebaut/ auch mit einer weitläuffigen Rings-Mauer umfangen iſt. Eine unbeſchreibliche Menge Pilgramen kommen dahin wallfahrten / betten und opfferen/ daß kein Wunder/ wann in ſolchem Götzen-Haus ein faſt unſäglicher Schatz von Gold/ Perlein und Edelgeſtein zu ſehen iſt. Nicht allein der Abgott / ſondern auch der Tempel und die Stadt heiſſen mit einem Nahmen Schagrenat. Die Stadt ſamt dem Land erkennt für ihren Ober-Herrn einen Heydniſchen Raſcha, dieſer aber den Groß-Mogol, doch ohne ihm zu zinſen; dann ſeine gantze Lehens-Pflicht ſtehet in dem/ daß er bey Antritt ſeiner Regierung perſönlich den Nabab oder Mogoriſchen Land-Pfleger von Catek beſuche; weil er ihm aber nichts gutes zutrauet/ verfügt er ſich niemals ohne ſtarckes Geleit zu ihm. Ubrigens ſtehen die Heyden von Schagrenat ſo wol wider die Mogoriſche Mahometaner/ als auch wider die Europæer/ abſonderlich wider die Frantzoſen auf ſo ſtrenger Hut/ daß allda kein Menſch/ er bekenne ſich dann zur Abgötterey/ weder eingelaſſen noch gelitten wird. Man will wiſſen/ daß vor ungefähr 30. Jahren ein Frantzos wie ein Heydniſcher Büſſer verkleidet/ ſich über Nacht in dem Tempel verſteckt und dem Abgott das eine Auge/ welches in einem unſchätzbaren Rubin beſtunde / ausgeriſſen und geſtohlen habe.

Der Urſprung des Tempels iſt lächerlich und ſehr alt; dann als vor Zeiten ein erſchröckliches Ungewitter einen groſſen Baum / ſo inwendig roth ware/ in dieſer Gegend auf das Land getrieben hatte/ faßten die Inwohner auf dern Brachmännern Rath den Schluß/ einen Götzen daraus zu machen; weil nemlich/ da der Zimmermann ſeine Holtzhacken anſchluge/ viel rothes Waſſer/ wie Blut/ heraus gefloſſen ware: welches in ſich ſelbſt gar nicht zu bewundern/ ſondern der Natur ſehr ähnlich iſt/ daß ein von den Würmern inwendig hin und wieder ausgefreſſener Baum Waſſer ſauffe/ dieſem ſeine Farbe mittheile/ und wann er mit der Axt gehauet wird/ gantze Bächlein des alſo gefärbten Naſſens ausgieſſe. Gleichwie nun dieſer Balcken durchaus roth geweſen/ alſo hat auch ſein eingeſchlucktes Waſſer nicht anderſt als blutfärbig ſeyn können.

Aus ſolchem Baum iſt die Bild-Säulen des Abgotts Schagrenat geſchnitzt worden/ doch alſo/ daß die gantze Statuen nur aus einem Stuck beſtehet/ mithin/ weil die Indianer nichts anſtucken/ ſehr ungeſchlacht heraus kommt; inmaſſen ſie vielmehr einen Affen als Menſchen vorſtellt. Um dieſer Urſach willen iſt es bey denen Indianern eine Bild-Säulen/ entweders aus mehrern Stucken zuſammen zu leimen/ oder ſie nicht mit allen Gliedern aus einem Block zu ſchneiden eben ſo viel/ als einen Abgott ſtümpeln. Weswegen ſie/ wann wir ihnen die Bruſt-Bilder unſerer Heiligen weiſen / uns offt vorwerffen/ daß wir zwar dieſelbe einſeits verehren / anderſeits aber ihnen nicht ohne grobe Gottloſigkeit Arm und Bein abſchlagen.

Der Zinß/ ſo man von denen Pilgrammen/ welche dahin wallfahrten/ einnimmt/ iſt faſt das gröſte Einkommen des Raſcha oder Land-Fürſtens. Bey dem erſten Eintritt in die Stadt muß ihm ein jeder Fremdling drey Rupien, dem Obriſt-Brachmann aber bey dem Eingang des Tempels einen Rupie erlegen. Von ſolcher Gab iſt kein Menſch/ auch nicht einmal der ärmeſte

Bettler ausgenommen: die Reichen hingegen müſſen an ſtatt dieſes Zolls groſſe Stuck Geldes bezahlen: es iſt unlängſt ein reicher Kauffmann von Balaſſor über acht tauſend Rupien abzuſtatten gezwungen worden.

Es iſt kaum auszuſprechen/ wie häuffig die Indiſche Heyden diß- und jenſeits des Gangis auch von 300. Meilen weit dahin reiſen. Etliche aus ihnen ermeſſen einen ſo langen Weeg nicht zu Fuß/ ſondern ſtürtzen ſich bis Schagrenat; indem dieſelbe/ ſo bald ſie aus dem Haus kommen/ ſich mit dem gantzen Leib nach der Länge niederwerffen/ folgends ihre Füſſe ſetzen/ wo vorhin der Kopff gelegen/ und abermal auf das Angeſicht fallen; hiemit aber ſo lange anhalten/ bis ſie endlich zu Schagrenat, bisweilen nach etlichen Jahren/ anlangen. Andere gehen zwar zu Fuß/ ſchleppen aber eiſerne Ketten von groſſem Gewicht nach ſich. Einige tragen auf ihren Schultern ſchwere Kefig von Eiſen/ in welchen ihr Kopff eingeſperrt iſt.

Euer Ehrwürden werden von ſich ſelbſt ermeſſen/ daß aus dergleichen Heydniſchen Büſſern tapffere Chriſten werden könten/ und daß unſere Miſſionarios in Betrachtung ſolcher Pilgrammen das ſtrenge Leben/ welches ſie führen/ leicht ankomme. Die Heyden von Oriſcha und Scherſchelim haben das Wort Schagrenat ewig in dem Mund/ mit welchem ſie auch ihre Verſprechen und Eydſchwüre bekräfftigen.

Den 8. Decembris 1710. langten wir bey der in unzählig vielen Sand-Bäncken beſtehenden Mundung des Gangis an/ dergeſtalt/ daß man den Eingang nicht leichtlich treffen kan. Darum haben wir von dem Mund dieſes mächtigen Fluſſes nicht weniger als zehen Täge bis Schandernagor zugebracht. Es iſt faſt nicht zu beſchreiben/ wie viel Schiffe bey beſagtem Einfluß des Stroms zu Grund gehen; allein die geitzige Hoffnung eines groſſen Gewinns verachtet alle Gefahren; angeſehen Bengala in gantz Indien das reicheſte und fruchtbareſte Königreich iſt/ wohin alle Völcker nichts als paares Geld bringen/ und gegen ſolches Waaren fortführen. Die Engelländer allein haben dieſes Jahr über ſechs Millionen Reichs-Thaler dahin gebracht. Ich befehle mich in das H. Meß-Opffer und verbleibe

Euer Ehrwürden

Bengala den 18. Jenner 1711.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

Guido Tachard, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 142.

Brief

Patris de Bourzes, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An die

Frau Gräfin von Soudé.

Geſchrieben auf der Miſſion von *Madurâ* den 21. Sept. 1713.

Innhalt:

Aeuſſerſte Noth dern Indianern von Madurâ. Von ihrem Geitz und Art reich zu werden. Von dem Vorzug eines Geſchlechts vor dem andern. Ihr Abſcheuen ab denen Pranki oder Europæern. Ihre Aemter und Regierungs-Art. Das Geſchäfft ihrer Weibern. Nahrung dieſer Indianern. Erd-Gewächs, Bäum und Früchten, ſo allda wachſen. Kleidung dern Miſſionarien und anderer Indianern von Madura. Umgang dern Miſſionarien mit dieſen Völckern. Der Brief lautet alſo:

Hoch- und Wolgebohrne Gräfin! Gnädige Frau!

P. C.

Euer Gräflichen Gnaden ungeſchränckte Gütigkeit will ſich mit denen vielfältigen Brieffen/ welche dieſelbige meiner Wenigkeit von Zeit zu Zeit nach Indien zu überſchicken ſich würdigen/ nicht begnügen/ ſondern ſie begleiten ſolche auch mit freygebigen Geſchencken/ aus keinem andern Abſehen/ als/ damit dero Eyfer durch dergleichen mir übermachte Mittel die Bekehrung dieſer abgöttiſchen Heyden/ denen ich das Evangelium predige/ beſtmöglichſt befördere/ weil nemlich Euer Gräflichen Gnaden inbrünſtige Begierde dem Nechſten zu helffen/ ſich ſo gar über das weite Meer bis in dieſe ſo fern entlegene Oſt-Indiſche Länder ausbreitet: noch mit gegenwärtigem Alter zufrieden/ ſondern auch künfftiger Zeiten/ wann nemlich dieſelbe zu einem beſſern Leben werden übergangen ſeyn/ durch Stifftung reicher Allmoſen zu beharrlicher Hülff dieſer Miſſionen gedacht iſt. So viel erſprießliche Wolthaten kan weder ich noch meine neubekehrte Chriſten nach deroſelben Werth ſattſam preiſen/ oder mit hinlänglicher Danckbarkeit erkennen/ viel weniger auf dieſer Welt abdienen. GOtt allein/ deſſen Ehr Euer Gnaden hiedurch befördern/ (indem ſie die Zahl dernjenigen/ ſo ihn anbetten/ vermehren) wird hierinfalls unſer Unvermögen erſetzen/ und deroſelben Gutthaten weit beſſer zu belohnen wiſſen/ als wir ſolche zu rühmen und zu erkennen fähig ſeynd.

Nun will ich die von Euer Gräflichen Gnaden mir vorgetragene Fragen gantz kürtzlich beantworten/ unter welchen die erſte von mir forſchet/ ob auch in Indien die Leute in hohe und niedere Stând unterſchieden ſeyn? worauf ich ſage/ daß gleichwie es an allen Orten der Welt hohe Berge und niedere Thäler/ groſſe Flüſſe und kleine Bächlein giebt/ alſo auch nicht weniger in Indien/ als in allen andern Ländern/ man reiche und arme/ adeliche und gemeine Perſonen antreffe. Dern Armen zwar giebt es eine ſo unzähliche Menge/ daß dererſelben/ ſeit vier oder fünff Jahren/ unendlich viel vor Hunger geſtorben ſeynd: andere haben aus Noth ihre eigene Kinder/ ja ſich ſelbſt um der Nahrung willen verkauffen müſſen. Man findet hier Leute/ welche den gantzen Tag hindurch ſo ſtreng arbeiten/ daß ihnen das Blut unter den Näglen mögte heraus ſpringen/ uñ dannoch

noch mit all-dieſer Bemühung kaum ſo viel gewinnen/ daß ſie ſamt Weib und Kind denſelben Tag ihr Leben mögen durchbringen: mancher Wittfrauen Hab und Gut beſtehet lediglich in einem Spinnrad/ mit welchem ſie ſich kümmerlich erhalten: ſehr viel ſo wol Manns- als Weibs-Perſonen haben kümmerlich ein oder den andern Lumpen/ mit welchem ſie ihre Blöſe bedecken/und offtmal an ſtatt des Bettgewands nicht einmal eine aus Baſt oder Palmen gewürckte Decken/ auf welcher ſie bey der Nacht liegen könten: Die Bauren-Häuſer in Europa ſeynd rechte Herrn-Palläſte/wann man ſie mit denen elenden Hütten/ in welchen ſich unſere armſeelige Indianer verſchlieffen/ vergleichen ſolte/ welcher letztern gantzer Hausrath nichts als 3. oder 4. Erdene Hafner-Geſchirr in ſich begreifft. Manche aus unſern Chriſten/ die weit entlegen ſeynd/ können das gantze Jahr aus Abgang behöriger Reiſe-Zehrung nicht in die Kirche kommen.

Nichts deſtoweniger findet man in Indien auch reiche Leute/ welche nemlich durch den Feld-Bau/ durch die Handelſchafft oder durch erträgliche Aemter zu groſſen Mitteln gelangt ſeynd. Allein der arme Bauersmann kan ſich des gäntzlichen Untergans ſchwerlich erretten; allermaſſen in dem Gewerb der Wucher und Betrug die Obhand behält: die Verwaltung dern Aemtern aber iſt eine wahrhaffte Dieberey. Der Diebſtahl iſt hier der kürtzeſte Weeg zum Reichthum; dann ich glaube nicht/ daß ein Land in der Welt ſeye / wo die kleine Diebſtähle ſo ſcharff geſtrafft/ die groſſe hingegen ſo leichtlich nachgeſehen werden. So iſt auch vorhin bekannt/ daß hier Lands ein gantzes Geſchlecht oder Völckerſchafft ſeye/ welche aus Morden und Rauben ein Handwerck macht/ und die **Straſſen-Räuber-Zunfft** genamt wird. Der Bauer muß bey der Nacht wol achtung geben/ damit ihm ſeine Kinder nicht geſtohlen werden. Um ſolchem Ubel abzuhelffen ſeynd auf dern Unterthanen Unkoſten in allen Gemeinden zu einer Hut gewiſſe Schildwachten ausgeſtellt worden. Allein das Mittel war viel ärger als das Ubel ſelbſt; weil eben dieſe Nachtwächter ſich auf den Raub verlegt haben.

Die Könige und Potentaten verſammlen zwar mit Gewaltthätigkeit / Zwang und Schlägen groſſe Schätze/ aber ohne ſolcher zu genieſſen; dann ſie vergraben dieſelbe mit Fleiß/ damit nemlich der Erden/ was mit harter Arbeit aus derſelben iſt heraus gezogen worden/ wieder erſtattet werde. Sonſt würde man in dieſen Ländern die Menge Gold ſehen. Auf ſolche Weiſe hat ehedeſſen der König von Tanſchaor viel tauſendmal tauſend Goldſtücke unter die Erden verborgen: man ſagt/ daß bey dieſer Gruben/ oder beſſer zu ſagen/ bey der Grabſtatt des Geitzes beſtändig vier bis 5. Lampen brennen/ mit dem Zuſatz/ daß vornehme Herrn / wenn ſie ihr Gold alſo verhüllen/ dem Teuffel (damit er daſſelbe bewahre/noch in fremde Hände kommen laſſe) ſo gar Menſchen ſchlachten. Weſſen unerachtet ihrer viel dergleichen Schätze aufſuchen/ und den Teuffel auf ihre Seiten zu bringen ihm junge Knaben oder ſchwangere Weiber aufopfferen. Bisweilen gehet es ihnen wol von ſtatten/ aber vielmahl werden dieſe Schatzgräber durch die Geſpenſter/ſo ihnen erſcheinen/ abgeſchröckt; oder durch unſichtbare Schläge/ ſo ſie allda empfangen/ mit Gewalt hinweg gejagt. Etliche ſeynd auf der Stelle vor Schröcken urplötzlich geſtorben.

Die Geſpenſter belangend kan ich nicht zweifeln/ daß ſie bey dererley Begebenheiten erſcheinen/ nachdem einer aus meinen Neubekehrten (ein Menſch von eben ſo geſunder Vernunfft als aufrichtigem Gemüth) mich verſichert hat/ daß er noch als ein Heyde in ſeiner Jugend dergleichen teuffliſchem Unternehmen ſelbſt beygewohnet und die hölliſchen Geiſter in entſetzlicher Geſtalt geſehen/ anbey aber beobachtet habe/ daß/ ſo offt die Gräber einen Streich in die Erden thun wolten/ der Karſt und die Grampe nicht in den Boden/ ſondern auf ihre eigene Füſſe und Schienbein durch heimlichen Gewalt gefahren ſeye; wodurch ſie von ihrem Vorhaben abzuſtehen wären gezwungen worden: daß er letztlich ſelbſt ihm ſeine Hände mit rother Zauber-Farbe angeſtrichen/ und demnach/ als er durch die Finger hinab ſchauete/ durch die Erden die in der Tieffe vergrabene Geſchirr / worinnen die Schätze liegen/ geſehen habe.

Reich zu ſeyn/ iſt für den gemeinen Mann allhier ein ſolches Laſter/ daß kein andere Ubelthat ſo unmenſchlich abgeſtrafft wird. Wird einer des Reichthums wegen bey denen Obrigkeiten angegeben / ſo wird er ohne alle Gnade ſo lange gefoltert/ bis er zeigt/ wo ſein Geld eingeſcharrt ſeye: auf dieſe Weiſe ſeynd zwey meiner Neubekehrten an den Bettelſtab gebracht/ der eine aber auf der Reckbanck dergeſtalt zerrüttet worden/ daß er lange Zeit lahm geblieben iſt. Darum führen ſich die Reiche in allen Sachen gantz ſchlecht auf/ und betteln offt von denjenigen/ welchen ſie vielmehr etwas ſchencken ſolten. Ich ſage nichts von gewiſſen Tage-Dieben/ welche in Buß-Kleidern in dem Land herum wandern/ und durch den äuſſerlichen Schein eines ſtrengen Lebens von dem Volck reiche Allmoſen auswürcken. So gar die Brachmänner/ welche allen andern an Reichthum und Adel weit vorgehen/ ſchämen ſich des Bettlens nicht. Als unlängſt einer aus ihrem Geſchlecht einen Schilling empfangen / der Land-Vogt aber/ der ſelbſt ein Brachmann iſt/ ſolches vernommen hatte / plagte dieſer hohe Beamte den armen Edelmann ſo lang/ bis er ihm etwann ein paar Pfennig davon geſchenckt / und das Allmoſen mit ihm getheilet hat.

So gern als nun die Indianer ſich arm anſtellen / ſo ungern laſſen ſie ihnen von ihrem Adel und Vorrecht das geringſte benehmen; ſintemal jede Caſt ihre abſonderliche Geſätze/ Gebräuche und Gerechtſame hat/ welche der König ſelbſt nicht verändern/noch ſich einem höhern Geſchlecht einverleiben kan: der heutige König/ welcher von einer ſehr mittelmäßigen Caſt herſtammt/ hat den Gewalt nicht ſich höher zu beadlen. Es ſtehen würcklich zwey gemeine Männer aus zwey verächtlichen Geſchlechtern des Vorzugs wegen in

einem ſchweren Rechts-Handel. Etliche Caſten werden dermaſſen gering geſchätzt/ daß wann jemand/ der aus ſolchen herſtammt/ einem andern/ der von höherem Geſchlecht iſt/ veſt ſolte in das Angeſicht ſchauen/ dieſer berechtet wäre jenen auf der Stelle zu erſtechen. Nichts iſt bey denen Indianern ärger verachtet als ein Europæer/ darum dörffen wir uns für dergleichen nicht ausgeben. Es hat unlängſt ſich einer bey mir in der Beicht als von einer ſchweren Sünd angeklagt/ daß er einen andern Pranki oder Europæer geſcholten habe.

Jetzt diene ich auf die andere Frage und antworte/ daß wie in Europa, alſo auch in Indien die Leute unterſchiedliche Aemter und Verrichtungen haben: etliche dienen bey Hof/ andere bauen das Feld; dieſe warten der Handelſchafft/ jene aber denen Künſten und Handwercken ab/ und alſo weiters. Man findet da weder Rechtsgelehrte/ noch Advocaten/ noch Rentmeiſter und Cameraliſten; inmaſſen die Land-Vögte ſelbſt nicht allein alle Händel richten und ſchlichten/ ſondern auch des Land-Fürſtens Einkommen verſorgen/ und die Armée commandiren.

Die Gerechtigkeit wird ohne Getös oder Umſchweiff kurtz um verwaltet. Die meiſten Strittigkeiten werden auf denen Dörffern von denen Aelteſten und Vornehmſten des Volcks als Austrägen oder Schiedmännern in Güte verglichen. Rechten aber die ſtreitbare Partheyen vor dem Land-Vogt und deſſen Gerichts-Beyſitzern/ ſo werden insgemein beyde Theile ſtarck in den Beutel geſtrafft; wer da mehr ſpendiret/ der hat gröſſers Recht; geben beyde gleich viel/ ſo wird auch die Waag der Gerechtigkeit innen ſtehen.

Die Krieges-Leute werden theils in jeglichem Land von denen Land-Vögten nach Nothdurfft geworben/ theils auch von dem König zuweilen Heerweis dahin geſchickt/ aber gemeiniglich um keiner andern Urſach willen/ als entweders den Tribut einzutreiben/ oder einen vornehmen Herrn abzuſtraffen. Da wird nun deſſen Veſtung belagert und mit zimlich ſparſam geladenen Stücken beſchoſſen/ mithin beyderſeits wenig Blut vergoſſen; weil ihre Kriege nicht auf Blut/ ſondern auf Gut angeſehen ſeynd: derowegen kaufft ſich der Belagerte los/ giebt dem Belagerer ein gutes Stuck Geld/ und erſetzt ihm die Unköſten/ welche er von ſeinen Unterhanen wieder ausmärckelen darff. Dergleichen kleine Potentaten ſeynd Herren für ſich ſelbſt/ und zwar Erbliche Fürſten ihrer Länder/ doch mit Vorbehalt des Tributs/ welchen ſie dem König erlegen müſſen; da hingegen die Landvögte und ihre Anwäld oder zugegebene Ober-Einſeher nach Belieben des Königs alle Augenblick können ab- und eingeſetzt werden: allein ſie tummeln ſich ſo hurtig herum/ daß/ wann ein Land-Vogt auch nur vier Tag bey ſolchem Amt bleibt/ er aus arm/ als er ware/ alſobald reich wird. Um der Urſachen willen werden ſie offt zur Verantwortung gezogen oder gar auf die Folter geleget/ damit ſie wieder heraus brechen/ was ſie ſo geitzig hinein geſchluckt haben/ demnach aber zum öfftern wieder in ihre vorige Ehrenſtellen eingeſetzt; dann wer in Indien reich iſt/ der kan mit Geld ſich unſchuldig machen/ und alles/ was er verlangt/ erhalten.

Die Steuren und der Tribut werden gleich einem Boden-Zinß auf die Grundſtück und liegende Güter geſchlagen; aber es ſeynd dern Mauten/ Zöllen/ Aufſchlagen und anderer dergleichen Gaben ſo viel/ daß offt der gemeine Mann ſolche auf keinerley Weiſe erſchwingen kan/ mithin gezwungen wird/ denen Einnehmern die zeitige Frucht auf dem Feld an ſtatt der Bezahlung zu überlaſſen.

Kein Weib darff ihren Mann weder dutzen/ noch ſeinen Nahmen ausſprechen/ ſondern ſie muß ſich gegen ihn groſſer Ehrerbietigkeit und Umſchweiffen befleiſſen. Hingegen pflegt der Mann das Weib zu dutzen/ dieſelbe manchmal zu brüglen und mit harten Worten zu ſtraffen. Das Weib darff niemals mit dem Mann eſſen/ ſondern bedient denſelben/ wie ein Dienſt-Magd: darum wird ſie von ihren eigenen Kindern verachtet/ verſpottet und bisweilen auch mit Schlägen entunehret. Die Schwieger-Mutter vermehrt der Schnur Elend theils mit dem/ daß ſie alle Haus-Arbeit auf ſie ſchiebt/ theils durch die ſtoltze Art derſelben zu gebieten. Nichts deſtoweniger haben die Weiber ihre Männer hinwiederum zu trutzen eine Liſt erdacht; dann/ macht er es ihnen gar zu grob/ ſo laſſen ſie ihn mit denen Kindern allein im Stich/ und gehen zu ihren Eltern. Fordert ſie der Mann/ welcher ohne Haushälterin nicht leben kan/ zuruck/ ſo muß er manchen Gang umſonſt thun/ und ſie ſamt ihrer Freundſchafft lang bitten/ ehe ſie ſich endlich entſchließt wieder mit ihm zu hauſen. So bald beyderſeits Freunde ſie mit einander ausgeſöhnet/ geben des Weibes Eltern oder Verwandte dem Mann eine ehrliche Mahlzeit/ und laſſen ſie mit einander heimgehen.

Der Weibern eigenthumliche Arbeit iſt Holtz und Waſſer holen/ Reis ſtoſſen/ kochen/ Haus und Hof ſauber halten/ Oel auspreſſen und dergleichen mehr. Das Oel wird aus der Frucht eines Baums gemacht/ den etliche unſerer Baum-Verſtändigen Palma Chriſti oder **JEſus-Palm** nennen. Die Zeit/ ſo ein Weib nach Verrichtung ihrer Haus-Geſchäfften erübriget/ vertreibt ſie mit ſpinnen/ doch iſt das Spinn-Rädlein nicht allen und jeglichen Geſchlechtern erlaubt. Mit der Nadel wiſſen ſie gar nicht umzuſpringen. In etlichen Geſchlechtern thun die Weiber nichts als Körb und Zeinen flechten/ weil ihnen andere Arbeiten/ wie Reis ſtoſſen verbotten ſeynd: anderen iſt Waſſer zu holen unterſagt/ in welchem Fall entweders der Mann ſelbſt ſolches zutragen oder deswegen eine Magd halten muß. Dergleichen Unterſchieden und Abſätzen ſeynd ſo viel/ daß/ wann ich alle wolte anführen/ ich dieſer Sendſchrifft kein Ende finden wurde; wird alſo genug ſeyn/ wann ich erzehle/ was insgemein beobachtet wird/ als da iſt die Gewonheit/ daß die Weiber weder leſen noch ſchreiben lernen; dann ſolche Sorge und Mühe überläßt man denen geiſtlichen Leibeignen oder Tempel-Mägden/ damit ſie des

Teuffels-Lob und die unreinen Lieder / von welchen ihre Götzen-Häuſer erſchallen / ſingen mögen.

Auf die dritte Frag / ſo die Nahrung dieſer Völckern betrifft / diene ich Euer Gräflichen Gnaden mit dieſer Antwort. Das Waſſer iſt ihr gewöhnlicher Trunck; dann obſchon man auch allhier ſolche Getränck / von welchen man ſich kan voll trincken / verfertiget; ſo bedienen ſich doch deſſen nur die verächtlichſte Leute und der liederliche Pöbel; ehrliche Perſonen hingegen haben dergleichen Unmäßigkeit in Abſcheuen. Unter dieſen Geträncken iſt das Vornehmſte der Palmen-Safft / welchen ſie von denen Aeſten dieſes Baums mittelſt eines Einſchnitts und angehenckten Geſchirres auffaſſen. So wird gleichermaſſen mit einer gewiſſen Rinden und mit ungeläutertem Palm-Zucker ein geiſtreicher Brandtwein gebrennt / welcher gleich dem Europæiſchen ſich läßt anzünden. Wir Miſſionarii enthalten uns Auferbaulichkeit wegen alles deſſen / und ſeynd gar froh / wann wir nur ein gutes Waſſer finden / welches in dem gantzen Land Marava nicht aufzutreiben / ſondern ſehr ungeſund iſt: den Wein / welchen wir zu dem H. Meß-Opffer brauchen / laſſen wir aus Europa über Meer kommen / aber wir verbergen ihn mit groſſem Fleiß / damit er denen Heyden zu unſerer Schand nicht in die Händ komme / gleichwie es öffters und zwar erſt vor einigen Jahren in einer aus meinen Kirchen / da ich abweſend war / ſich zugetragen hat: dann / als ſolche geplündert wurde / fande ein unglaubiger Soldat in derſelben eine Flaſchen halb mit Wein angefüllt / und nahme ſie mit nicht geringerer Freud zu ſich / als wann er einen groſſen Schatz entdeckt hätte; inmaſſen er der gäntzlichen Meynung ware / es ſeye dieſes eine bewährte Gold-Tinctur / mit welcher Anſtrich er ihm ſo viel Gold / als er wünſchte / würde machen können; ſintemal die Heyden in Betrachtung / daß wir Fremdling ohne einiges Einkommen dannoch groſſe Ausgaben beſtreiten / in dem Wahn ſtehen / daß wir das Geheimnuß die geringere Metall in Gold zu verwandlen / gewißlich beſitzen. Er hube alſo die Flaſchen ſamt dem Riemen / an welchem ſie gefaßt ware / auf; henckte ſie an ſeinen Arm; ſtiege wieder zu Pferd / und zoge frolockend davon: Allein die Freud ward bald zerſchlagen; dann als er nahe an einem Felſen muſte vorbey reiten / ſtreiffte er mit dem Arm ſo hart an demſelben an / daß der Rieme zerriſſen / die Flaſchen aber ſamt ſeiner eitlen Hoffnung in Trümmer zerſprungen / mithin die vermeynte Gold-Tinctur in die Erd geſchloſſen iſt.

Der Reis iſt die allgemeine und gewöhnliche Nahrung dieſer Ländern; wolhabende Leute kochen ihn entweders mit einer kurtzen Suppen / oder mit Fleiſch- und Fiſch-Brühe / oder mit gehackten Kräutern / oder mit kleinen Bohnen / ſo unſern wälſchen Garten-Bohnen faſt gleich ſehen. Doch wird diß alles auf gut Indianiſch / das iſt / abgeſchmack und liederlich zubereitet. Man ißt ſonſt den Reis hier auch mit Milch / oder wirfft einen Brocken friſchen Butters hinein. Arme Leute hingegen und der gemeine Mann kocht ihn mit Kräutern oder mit Molcken / oder nur mit ein wenig Saltz; den übrigen Geſchmack gibt ihm anſtatt deß Gewürtzes der Hunger. Doch gibt es in Indien nicht aller Orten Reis: in der Gegend / wo ich mich würcklich befinde / leben die Leute von Hirs / deſſen man wol fünfferley Gattungen zehlet / derer aber keine in Europa bekant iſt. Er wird gekocht wie der Reis / oder zu einem Brey gemacht. Auf etlichen Bergen wächſet ſchönes Getreid / deſſen aber niemand / als die Europæer und die Türcken / genieſſet / welche letztere aus demſelben kein Brod / ſondern eine gewiſſe Art von Wafflen (ſo anderswo hole Hippen genant werden) backen: die Europæer hingegen machen rechtes Brodt und Zwibacken daraus. Wir Miſſionarii haben nicht einmal ſo viel übrige Zeit / daß wir auf das Brodt-Gebäck dencken könten; wir dörffen ohne dem Aergernuß halben von Palmen-Safft / den man an ſtatt des Sauer-Teigs braucht / nichts genieſſen: um eben dieſer Urſach willen eſſen wir den Salat ohne Eßig / wiewol deſſen eine gar kräfftige Art aus obgenanntem Saffte zubereitet wird / wann er nemlich in einem wohlverſchloſſenem Geſchirr viertzig Täg an der Sonnen ſtehet. Wir halten uns hierinnen an die Lehr des H. Apoſtels Pauli / da er ſagt: wann das Fleiſch meinen Bruder ärgert / ſo will ich in Ewigkeit keines eſſen.

Der vierdten Frag ein Genügen zu leiſten / bekenne ich / daß allhier dern Früchten nicht gar zu viel ſeynd. Als ich hieher gereiſet / glaubte ich in ein Land zu kommen / wo es die Menge Pomerantzen abſetzen würde; nun hab ich dergleichen / ſo lang ich hier bin / keine die recht zeitig geweſen wäre / weder geſehen noch genoſſen. Man läßt das Obs hier insgemein nicht zeitig werden / ſondern brockt es zeitlich ab / und macht daſſelbige in Peckel oder Saltz-Brühe ein / um ſolches mit dem Reis zu genieſſen / und durch dieſe ſäuere Säure deſſen abgeſchmacken Schlamm zu verbeſſeren.

Die gemeineſte Früchten ſeynd die Baranen oder Indiſche Feigen / welche ſo wol der Farbe als Geſtalt nach von denen unſrigen ſehr unterſchieden ſeynd. Man trifft / abſonderlich gegen dem Gebürg / auch Manglen, in etlichen Orten aber Aten und Gojaven, wie nicht weniger zimlich tragbare Wildreben an; allein die Vögel laſſen die Trauben nicht zur Zeitigung gelangen. Von Europæiſchen Baum-Früchten hab ich hier auſſer etlichen ſauren Zitronen kein eintzige geſehen.

Was hergegen die Erd-Früchten betrifft / findet man allhier nebſt unterſchiedlichen Gattungen Kürbis auch Murcken oder Cucumeren und mancherley eßbare Kräuter. Man ſiehet zwar keinen Sauerampffen / wol aber Tamarinden / ſo deſſen Stelle vertritt; Zwiebel wachſen in dem Land; allein Rabbis-Kraut / Köhl / Ruben und Salat werden unter die ausländiſche Kräuter gerechnet / obſchon ſie allhier / wann ſie angeſäet werden / wol gerathen. Doch pflantzen wir nichts dergleichen / weil wir nicht Zeit haben / und das Geld / ſo

wir

wir einem Gärtner bezahlen müßten/ lieber auf einen Catechiſten verwenden; dann ohne eigenthumlichen Gartner/ welcher dieſe vor Hitz gleichſam brennende Erde immer begieſſe/ kan das Kräuterwerck nicht auffkommen.

Es giebt allhier weder Eichen/ noch Tannen/ noch Feichten/ noch Ulmen/ noch Nußbaum. Es iſt auch zwiſchen denen Europæiſchen und Indianiſchen Bäumen ein gröſſerer Unterſchied als zwiſchen denen Europæern und Indianern ſelbſt. Eben diß äuſſert ſich mit denen Blumen/ doch die Tuberoſen/ Sonnenblumen/ Jaſmin und Oleander ausgenommen: alle übrige Indiſche Blumen/ welche man um die Götzen damit zu zieren/ hier fleißig pflantzet/ ſeynd in Europa gantz unbekannt.

Nun komme ich zu den Thieren. Man findet auf dem Gebürg Elephanten/ Tiger/ Wölffe/ Affen/ Hirſchen/ wilde Schwein und Haſen oder Königlein; dann ich habe ſie nur von fern geſehen / folgends nicht wol unterſcheiden können. Vornehme Herren ergötzen ſich zwar bisweilen mit der Jagt/ doch bey weitem mit keiner ſo ausgelaſſenen Begierde/ als der Europæiſche Adel. Die Vogelbeitz iſt hier was ſeltſames.

Einige Fürſten halten zame Elephanten und Pferde. Die Land-Pferde ſeyn klein und wohlfeil. Die Reuterey bey denen Krieges-Heeren iſt mit ausländiſchen Pferden verſehen/ derer eines gemeiniglich ſechshundert Thaler koſtet. Allein die Land-Lufft iſt ihnen meines Erachtens nicht anſtändig; weil kaum ein Tag vergehet/ wo man ihnen nicht einige Artzeney- oder Hülff-Mittel brauchen muß. Ehe man ihnen wartet/ und ſo offt ſie nur ein wenig unter Weegs raſten / muß man den gantzen Leib mit der Hand ſtreichen/ ihre Senn-Adern und alle Fleiſch-Mäuslein mit denen Fingern durchgreiffen/ und einen Fuß nach dem andern auffheben. Wird ſolches unterlaſſen/ ſo ſchnurffen ihre Sennen ein/ und das Pferd wird unbrauchbar. Gleichwie aber hier zu Land weder Wieſen noch Heu/ noch Haber zu finden ſeynd/ alſo füttert man dieſelbe mit grünem Gras/ welches zu gewiſſen Jahrs-Zeiten und vieler Orten ſchwer zu bekomen iſt. An ſtatt des Habers giebt man ihnen eine abſonderliche Art gekochter Linſen.

Die Ochſen ſeynd allhier ſehr nutzbar; eines jeden Indianers Vermögen wird nach der Zahl ſeines Rind-Viehes ermeſſen. Sie werden ſo wol in den Pflug/ als in die ſchwere Wägen und Kärren eingeſpannt. Die meiſte haben hinter dem Hals einen groſſen Buckel. Man ſpannt ihrer zwey nebſt einander ein/ legt ihnen nach der Queer eine Stange auf den Nacken/ und bindet ſolche mit Stricken veſt an den Hals; an dieſer Joch-Stange hangt die Teixel ſamt dem Wagen oder Pflug. Ihre Pflüg haben keine Räder und iſt das Pflug-Eiſen ſo ſchmal/ daß es die Erde/ in welche der Hirs geſäet wird/ nur ein wenig aufſchürfft. Der Reis braucht weit gröſſere Mühe und Arbeit/ deſſen Aecker liegen allezeit bey einem Teich/ ſo man eigends grabet und das Regen-Waſſer in ſelben einfangt/ mit welchem die Reis-Saat gewäſſert wird. Faſt jede Völckerſchafft hat einen ſolchen Teich. Die Karren und Caleſch ſeynd nicht viel beſſer als die Pflüg; doch glaub ich nicht/ daß ich ſechs dergleichen ſeit meiner Gegenwart in Indien geſehen habe. Hingegen gibt es deſto mehr Prangwägen/ ſo zimlich wol gemacht ſeynd mit ſehr kleinen Rädern/ welche da nicht/ wie in Europa, in Naben/ Speichen und Felgen/ ſondern blos allein in einer Scheiben beſtehen/ ſo aus dicken in einander geſchobenen Brettern ausgeſchnitten iſt. Dieſe hat weder Nab noch Büchſen/ ſondern nur ein Loch in der Mitte; iſt auch mit keinen Schienen beſchlagen. Der Wagen an ſich ſelbſt oder deſſen Sitz iſt ſehr hoch mit Schreiner- und Bildhauer-Arbeit/ wie auch mit abſcheulichen geſchnitzten Figuren gantz überzogen. Sie dienen zu nichts anders/ als ihre Götzen/ ſo ſie hinein ſetzen / in öffentlichen Umgängen feyerlich in denen Gaſſen herum zu führen. Von Gutſchen weiß man allhier gar nichts/ dann vornehme Herrn laſſen ſich in Palanquinen / ſo eine Art von Senfften iſt/ herum tragen / doch nicht alle/ ſondern welche deſſen von dem Lands-Fürſten Erlaubnuß haben.

Man trifft auch in Madure eine groſſe Zahl Büffeln an / ſo man gleich denen Ochſen in den Pflug einſpannt: beyde haben ſo groſſe Freyheit/ daß/ wer einen Ochſen/ Kuhe oder Büffel umbringt/ das Leben verwürckt. Es ſeynd noch nicht zwey Jahr / als 2. oder 3. Perſonen um ſolches Viehe-Mords willen ſeynd hingerichtet worden: ich weiß nicht/ ob/ wann ſie einen Menſchen erwürgt hätten / man ſo ſtreng mit ihnen wurde verfahren ſeyn. Es kan zwar ſeyn / daß gleichwie ehedeſſen in einer Frantzöſiſchen Inſul in America ein Rindvieh zu ſchlachten/ damit derſelben Zahl immer anwachſete/ bey Lebens-Straff iſt verbotten worden/ alſo auch eben dergleichen Urſach die Indianer zu dergleichen gar ſcharffem Geſatz bewogen habe/ weil eines theils dieſes Zug-Viehe hier höchſtnöthig / anderſeits aber wegen Kranckheiten und Seuchen dem Abgang ſehr unterworffen iſt/ wider welche Zuſtände das Sengen das gemeineſte und bewährte Mittel iſt. Die Indianer haben ab dem Rindfleiſch ein nicht geringeres Abſcheuhen/ als die Europæer ab dem Roßfleiſch: nur die verächtlichſte Leute verzehren die Ochſen und Kühe/ ſo von ſich ſelbſt umſtehen.

Hingegen achten ſie die Fledermäuſe/ Ratzen/ Eidexen und gewiſſe Weiſe Ameiſen/ als niedliche Leckerbißlein. Sonſt eſſen ſie insgemein Geis- Hammel- und Hüner-Fleiſch. Es giebt hier Hennen/ derer Haut und Bein gantz ſchwartz ſeynd/ und die dannoch ein ſehr gutes Fleiſch haben. Keinen Indianiſchen oder Wälſchen Hahn hab ich noch nicht geſehen/ ſie werden zweiffels-ohne aus Weſt- und nicht aus Oſt-Indien nach Europa ſeyn überbracht worden.

Die Indianer eſſen auch gerne Fiſch/ doch nicht ehender/ bis ſie halb faul und an der Sonne gedörrt ſeynd/ vielleicht darum/ damit ſie ihrem ſchlammigen Reis einen andern und zwar nachdrücklichen Geſchmack geben.

Es fehlet in Indien an Eſeln eben ſo wenig als in Europa, und werden ſie allhier zu gleicher

Arbeit/

Arbeit/ wie allda/ gebraucht. Wir haben in dieſen Ländern ein Geſchlecht / welches ſich rühmet von einem Eſel herzuſtammen. Euer Gräfliche Gnaden werden vielleicht gedencken/ dieſe wäre einer dern verächtlichſten Caſten: auf keine Weis/ dann der König ſelbſt iſt aus dieſer Zunfft / welcher gleichwie alle/ ſo zu dieſem Stamm gehören/ ſich dern Eſeln fleißig annehmen/ damit ſie nemlich nicht überladen oder übermüthig geſtupfft und geſchlagen werden. Solte ſich aber einer dergleichen Frevels an dieſem lieben Thier unterſtehen/ würde er gewißlich vor Gericht gefordert und mit harter Buß angeſehen werden. Es iſt zwar erlaubt / ihm einen Sack auf den Rucken zu legen/ doch ohne Zulag: wäre einer aber ſo keck/ daß er ihm etwas mehrers ſolte auffbürden/ ſo wird der nechſt-beſte Cavarrawaduger (alſo werden die Eſels-verwandte Indianer genannt) mit ihm grobe Händel anfangen/ weil er nemlich ſeinen edlen Bluts-Freund den Eſel wider Recht beſchweret/ welcher bey dieſen ſeinen Stamm-Brüdern mehr gilt/ als ein Menſch; dann zu Zeiten eines ſtarcken Regenwetters wird ein dergleichen Eſels-Vetter den Eſel unter die Schupffen bringen/ deſſen Herrn aber oder einen andern ehrlichen Mann unter dem freyen Himmel ſtehen laſſen.

Letztlich ſiehet man allhier auch Hunde/ aber einer ſehr gräßlichen Geſtalt/ desgleichen auch Haus- und Wild-Katzen und mancherley Ratzen/ wider welche die Indianer nicht weniger/ als die Europæer wider die Königlein Jagten anſtellen: eine gewiſſe Art ſiehet dem Scheer oder Maulwurff gleich / der mit denen Schlangen einen ewigen Krieg führen ſoll/ und von denen Portugeſen Biſem-Ratz genannt wird. Noch eine andere Gattung wühlet unter der Erden/ aber gemeiniglich nur in denen Häuſern. Man redet auch von Biſem-Katzen/ von welchen ich keine ausbündige Nachricht hab. Unter denen wilden Hunden iſt eine Gattung/ die füglicher zu denen Füchſen könte gerechnet werden: die Portugeſen nennen ſie Adiba, die Indianer hingegen Nari, was man von ſolchen Hund-Füchſen will vorgeben/ als heuleten ſie nur zu gewiſſer Zeit von 6. zu 6. Stunden/ iſt ein Gedicht; dann ich hab ſie auf meinen vielfältigen Reiſen bey der Nacht alle Augenblick bellen gehört.

Schlangen ſeynd da herum unendlich viel. Einige ſeynd ſo giftig/ daß/ wer von ihnen gebiſſen wird/ nach acht Schritten aufs höchſt urplötzlich todt hinfällt / weswegen ſie **achtſchrittige Schlangen** benahmt werden. Die **Hauben-Schlange** (auf Portugeſiſch Cobra de Capelo) hat dieſen Namen von dannen bekommen / daß/ wann ſie anfänget zu raſen / ſie ſich mit dem Leib aufrichtet/ mit dem Schweiff hingegen auf der Erden liegt/ mithin einen Winckelhacken macht/ den Hals aber vor Grimm dergeſtalt auffblaſet/ daß ſolcher einer geiſtlichen Kappen nicht ungleich ſihet/ auf welcher ſich drey ſchwartze Strieme zeigen/ und nach der Indianer Wahn dieſem Ungeziefer eine ſo ſchöne Geſtalt beylegen/ daß ſie dieſelbe nicht allein die gute oder ſchöne Schlange heiſſen/ ſondern ihr auch göttliche Ehr erweiſen.

Gewiſſe grüne Käfer leuchten bey der Nacht/ wie kleine Sterne/ welches/ wann ihrer viel in der Finſtere mit einander fliegen/ anmuthig zu ſehen iſt. Unter denen Ameiſen iſt die weiße auf Indiſch Carreian die ſchädlichſte/ und dern Eichhörnlein/ Eidexen und gewiſſer Vögeln/ liebſte Speis: um ſich nun wider ſo viel und gewaltige Feind in Sicherheit zu ſtellen/ bauet ſie ihr einen Hauffen oder vielmehr einen ſtarcken Thurn von Erden in Manns-Höhe / und gräbt aus der Tieffe zu ſolchem End feuchtes Koth/ mit welchem ſie wie mit Malter ihr Gebäu vom Fundament aus immer höher/ auch ſo veſt aufführt/ daß ein ſtarcker und immerwährender Regen allein dieſen hohen Gupff beſchädigen kan. Die Felder ſeynd voll mit dergleichen Ameis-Hauffen/ welche die Bauren nicht niederreiſſen/ ſondern ſtehen laſſen / vielleicht darum/ weil ſie gar zu veſt ſeynd/ oder/ wann einer vertilgt wird/ das Ungeziefer gleich einen andern aufrichtet. Dieſe Ameiß-Thürn ſeynd inwendig voller Wohnungen oder krummen Gängen / ſo von unten auf in die Höhe ſteigen/ aus welchen die Ameiſen zu gewiſſen Stunden auslauffen/ das Gras mit ihren Schnautz-Schähren eilends entzwey ſchneiden / und in ihre Herberg bringen.

Ein andere Art von Ameiſen/ ſo kleiner als die vorige iſt/ verbaut ſich meiſtens in denen Häuſern/ und macht gleich denen Immen oder Bienen in ihrem Neſt ein Roos/ Roſt oder Krös mit vielen Zeltlein / in welchen ſie ihre Junge ausbrütet; von dannen ſteigen ſie durch ihre eigends hierzu verfertigte Rinnen oder Schnecken auf die Dächer. Solche Rinnen aber bauen ſie von Grund auf aus Koth-Malter an die Häuſer. Auf dem Dach hauſen ſie gar übel/ dann ſie zerbeißen und freſſen die Palm-Blätter/ Binſen und Stroh (mit welchen die Indiſche Wohnungen bedeckt ſeynd) dermaſſen verderblich / daß dergleichen Gebäu bey dem erſten Sturmwind einfallen. Sie zernagen auch alles dürre Holtz. Ein ſo kleines Thierlein hat mich gezwungen ein gewiſſe Kirchen zu verlaſſen/ dero Dach ſie jede ſechs Monat alſo zernaget hatten/ daß meine Neubekehrte/ ſo darinnen übernachtet/ nicht allein zur Regens-Zeit gantz naß worden/ ſondern auch ihre Decken und Kleider in der Frühe von dem Ungeziefer durchfreſſen waren. Wir haben hier auch Bienen / aber die Indianer nehmen ihnen die Mühe nicht/ denenſelben Stöck oder Körb zu ſetzen/ und haben dannoch weder an Wachs noch an Hönig einigen Mangel/ welches ſie in denen Stöcken/ ſo die Bienen auf dem Gebürg bauen/ finden und ausſchneiden.

Euer Gräfliche Gnaden verlangen auch berichtet zu werden/ wie die Miſſionarii und andere Indianer hier Landes gekleidet ſeyen. Allein hievon belieben dieſelbige in denen hierüber ausgangenen Kupfferſtichen nachzuſchlagen/ welche dergleichen Aufzug gantz kurtz vor Augen ſtellen. Wir Miſſionarii kleiden uns in rothgelber Leinwand von Baumwoll: wir tragen einen langen Staab in der einen/ und einen kupffernen Waſſer-Krug in der andern Hand/ damit wir in dieſem heiſſen

Land/ allwo man unter Weegs ſelten trinckbares Waſſer findet/ vor Durſt nicht verſchmachten. Unſer Geſchühe iſt ein höltzerne Solen/ ſo nicht mit Riemen an den Fuß angebunden/ ſondern mittelſt eines Höltzleins/ welches ein kleiner Riem an das Brett hefftet/ von denen zwey gröſſern Fuß-Zähen getragen wird. Dergleichen Solen (aber von Silber) haben auch groſſe Fürſten und Herrn/ ja der König ſelbſt. Auf groſſen Reiſen aber gehen wir baarfus/ da wir dann ſo wol von dem heiſſen Boden,/ als Kis und Sand ſehr geplagt werden. Die gemeine Leut tragen lederne Bund-Schuhe/ welche ſie aber ausziehen/ ſo offt ſie mit vornehmen Leuten umgehen. Obſchon nun nach der Indianer Einbildung der Bund-Schuhe ein verächtliche Tracht iſt/ ſo finden ſich dannoch viel Brachmänner/ welche dergleichen zu tragen kein Bedencken haben. Der gemeine Mann wickelt an ſtatt der Kleidung den Leib in ein Stuck Baumwollener Leinwand ein/ groſſe Herren aber kleiden ſich zimlich ehrbar; dann ihr Unter-Kleid iſt ein langer weiſſer Rock von feineſter und durchſichtiger Leinwand/ ſo bis an die Ferſen herab gehet/ die Hoſen aber/ welche ſamt denen Steigreif-Strümpffen wie bey denen Hungarn nur aus einem Stück beſtehen/ ſeynd von ſaubern rothem Zeug. Ihr Geſchühe/ wann ſie nicht ſilberne Solen tragen/ zumalen da ſie reiten/ ſeynd Scarpetlein oder Pantoffel aus rothem mit Gold geſtücktem Leder/ deſſen Hinter-Quartier ſie unter die Ferſen ſchieben: ſie tragen Ohren-Gehenck von Gold und Perlein: ihre Gürtel ſeynd ſeidene Gold-geſtickte Schärpffen: an dem Hals entweders eine guldene Kette oder eine Art guldener Roſen-Kräntzen. Das Frauenzimmer kleidet ſich (die Haupt-Zierde ausgenommen) faſt wie die Männer. Die Kleider-Mody wird niemals verändert/ wie in Europa, ſondern bleibt ewig auf dem alten Fuß.

Damit ich endlich die letzte Frag Euer Gräflichen Gnaden verbeſcheide/ finden wir nicht für rathſam/ weder ewig in dem Land herum zu wandern/ noch uns gar zu lang auf einem Ort aufzuhalten; damit eines theils die weit entlegene Chriſten dem Gottesdienſt können beywohnen; andern theils aber diejenige/ ſo unſer nöthig haben/ uns zu finden wiſſen/ dann jeder Miſſionarius hat einen weitläufftigen Landſtrich und verſchiedene Kirchen zu verſehen/ denen bey ſeiner Abweſenheit die Catechiſten vorſtehen/ welche er unterhalten/ und jeglichen das Jahr dreyßig bis viertzig Gulden bezahlen muß. Je mehr dergleichen Catechiſten ein Prieſter halten kan/ deſto gröſſere Zahl Heyden wird er zu dem Glauben bekehren. Wir ziehen alſo zu gewiſſen Zeiten von einer Kirch zu der andern/ damit wir die Gläubigen mit denen HH. Sacramenten verſehen/ und die Neubekehrte tauffen mögen. Bey jeder Kirche haben wir ein kleine Bauren-Hütten/ bisweilen auch ein Gärtlein/ in welche wir pflegen einzukehren. Unter Weeges nehmen wir unſer Nacht-Lager entweders bey denen Chriſten/ ſo wir allda antreffen: oder bey Heyden/ wann doch jemand aus ihnen uns will aufnehmen: oder in denen Madamen; alſo nennen die Indianer ihre öffentliche aber lähre Herbergen/ welche allen Fremden jederzeit offen ſtehen/ und den Abgang dern Wirthshäuſern/ von welchen man hier nichts weiß/ einiger maſſen erſetzen. In etlichen dergleichen Madamen reicht man denen Brachmännern Speiß und Tranck; in andern aber nichts als Canſch oder Waſſer/ in welchem der Reis iſt geſotten worden: in andern letztlich an ſtatt deſſen einen Trunck von Milch-Molcken. Doch findet man allda insgemein nichts/ als Holtz und Waſſer: das übrige muß ihm ein jeder ſelbſt ſchaffen. Woraus Euer Gräfliche Gnaden unſchwer ſchlieſſen können/ daß man in dieſen Ländern auf der Reiſe ſchlecht bedienet werde; allein dieſer Abgang faſt aller nöthigen Sachen plagt uns nicht ſo empfindlich als die unerträgliche Hitz; inmaſſen wir ſelten reiſen/ da nicht die Uberhaut des Angeſichts ſich abſcheelete/ welches wir ſo hoch nicht achten/ in Hoffnung/ daß bald eine neue nachwachſen werde.

Die Tauff betreffend/ iſt niemand befugt Heydniſche Kinder ohne ihrer Eltern Erlaubnuß und vorläuffiger Verſicherung/ daß ſolche Chriſtlich werden erzogen werden/ zu tauffen/ deſſen unerachtet wird jährlich eine groſſe Zahl dergleichen unmündiger Indianern/ kurtz vor ihrem Hinſcheiden/ in dem Todt-Bett durch das H. Waſſer der Wiedergeburt von dem ewigen Todt ohne Wiſſen und Willen ihrer Eltern/ durch die Catechiſten und andere Chriſten/ welche in der Weis und Art zu tauffen vollkommentlich unterrichtet ſeynd/ unter dem Vorwand einer Leibs-Artzney errettet. Chriſtliche Eltern aber ſeynd ſelbſt ſorgfältig/ damit ihre neugebohrne Kinder ohne dieſes höchſtnothwendige Sacrament nicht ſterben.

Hiemit hab ich meines Erachtens alle von Euer Gräflichen Gnaden mir vorgetragene Fragen beantwortet/ wobey aber zu mercken/ daß dieſer Bericht nicht von allen Indianiſchen Landſchafften/ ſondern nur von der gegen dem Comoriniſchen Vorgebürg gelegenen Gegend/ allwo ich mich dermal befinde/ ſoll verſtanden werden; weil/ gleichwie in Franckreich und aller Orten/ alſo auch in Indien jedes Land ſeine beſondere Gebräuche und Eigenſchafften hat; dann in Malabarien/ welches von Madure nur durch ſein Gebürg unterſchieden iſt/ gibt es ſchon andere Gebräuch/ Früchten und dergleichen Sachen mehr/ welche hier nicht anzutreffen ſeynd; wann dort Sommer iſt/ haben wir allhier in Madure Winter; und hingegen/ wann bey ihnen Winter iſt/ haben wir Sommer. Doch iſt zu wiſſen/ daß in Indien nicht der Sonnen-Lauff/ ſondern das lang anhaltende Regenwetter den Winter von dem Sommer entſcheide. Dieſe Anmerckungen ſeynd deſto beſſer zu beobachten/ je leichter ſonſt unſere Briefe/ ſo aus unterſchiedlichen Indianiſchen Ländern nach Europam überſchickt werden/ in Verdacht kommen mögten/ als widerſpräche einer dem andern. Ubrigens ſchätze ich es mir für eine Ehr/ daß ich mit tieffer Ehr-

Ehrerbietigkeit und vollkommener Danckbarkeit bin und erſterbe

Euer Gräflichen Gnaden

In der Landſchafft Madure den 21. Sept. 1713.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

De Bourzes, der Geſellſchafft JEſU Miſſionarius.

Numerus 143.

Brief

R. P. Petri Martin, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An

Patrem Villette, beſagter Societät JEſu Prieſtern.

Geſchrieben zu *Varugapati* **auf der Miſſion zu Madurâ den 10. Decembr, 1713.**

Innhalt:

Hungersnoth und Waſſergüſſe in dem Land Marava. Reis-Wachs und Waſſer-Teich. Wucher dern Indianern. Schwere Kranckheiten und neue Kirch Patris Martin. Ankunfft des Biſchoffs von S. Thomas in Madura. Der alte Fürſt von Marava ſtirbt, deſſen Leich wird ſamt ſeinen 40. lebendigen Weibern verbrennt. Der neue Fürſt verfolgt die Chriſten. Pater Martin wird in den Kercker geworffen, ſeine Catechiſten gegeiſſelt und gefoltert: die neue Kirche aber zerſtöret, und er des Landes verwieſen. Er wird von des Fürſten Bruder gnädig empfangen und bauet in deſſen Gebiet eine Kirch. Straff dern Verfolgern und Segen dern Beſchützern. Der Brief Patris Martin lautet alſo:

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

IN meinem letztern Brief hab ich **Euer Ehrwürden** den Zuſtand meiner Miſſion kund gemacht/ auf welcher ich beyläuffig über zwantzig tauſend Chriſten Sorg trage/ annebſt über ein Million Heyden/ ſo ich bekehren ſolte/ vor meiner habe. Nun aber will ich dieſelbe berichten/ was ſich mittler weile bis in den Heumonat 1712. allhier zugetragen habe.

Anno 1709. hatten wir ein erbärmliche Trückne/ woraus ein verderbliche Teurung/ Hungers-Noth und Sterben erfolget iſt; dann ein entſetzliches Ungewitter mit Sturmwinden/ Platzregen und Wolckenbrüchen vermiſcht/ hat nicht allein die Waſſer-Teiche zerriſſen/ das Land überſchwemmet/ die Felder mit Sand überdeckt/ ja gantze Wälder ſamt denen ſtärckeſten Tamarinthen-Bäumen Wurtz-aus zu Boden geworffen/ ſondern auch gantze Flecke/ Dörffer und Kirchen verwüſtet/ viel tauſend Menſchen elendiglich ertränckt/ und das Land Marava abſcheulich zugerichtet.

Die Teich betreffend iſt zu wiſſen/ daß weil der Reis von ſeiner Saat an bis zur Ernde mit der Wurtzen muß unter Waſſer ſtehen/ die Indianer nicht allein alles Regenwaſſer bis auf den letzten Tropffen in groſſe Weyher auffangen/ ſondern auch Schiffreiche Wäſſer mittelſt unendlich vieler Gräben in eine Menge groſſer Teichen dergeſtalt häuffig verleiten/ daß offtmal der gantze Strom hiedurch erſchöpfft und ausgetrücknet wird. Das Gewäſſer wird aus denen Weyhern/ derer etliche ein Viertelſtund/ einige ein/ zwey bis drey Stund weit ſeynd/ durch die Menge kleiner Gräben auf die Reis-Felder geleitet/ welche ohne dergleichen Näſſe alſo bald ausdorren.

Die zwo beſte Gattungen des Indiſchen Reis werden Schamba und Piſchanam genannt/ die erſtere wird in ſieben/ die letztere aber in neun Monaten zeitig. Es gibt noch andere aber weit ſchlechtere Arten Reis/ welcher einige in drey/ andere in fünff Monaten ſchnittfertig werden. Die unzählig-viel Fiſch/ ſo in dergleichen Teichen herumſchwimmen/ werden verkaufft/ das hieraus gelöſete Geld aber zu ihrer Verbeſſerung/ wie auch zur Beveſtigung des Damms verwendet.

Wann nun der Reis wol gerathet/ ſo kan ich um einen Schilling acht Markal oder Mäßlein kauffen/ welche einem Mann auf vierzehen Tag zu ſeiner Nahrung klecken: Fällt hingegen ein Mißwachs ein/ ſo koſtet ein Markal offtmalen vier Schilling/ gleichwie aber der gemeine Mann mit dem Geld nicht aufkommen kan/ als iſt er gezwungen/ einen gewiſſen Vorrath auf die Borg zu nehmen/ und nach der Ernde/ weil der Wucher unter dieſen Heyden auf das höchſte getrieben wird/ denſelben acht- bis fünffzehenfach dem Heydniſchen Bürgen/ und zwar in einer beſſern Gattung zu erſetzen; dann die Chriſten/ ſo offt ſie etwas auslehen/ dörffen nicht mehr annehmen/ als ſie ausgeben oder geborgt haben/ ohne einigen Zins/ Wucher oder Intereſſe: worab ſich die Heyden ungemein erbauen/ und das Chriſtliche Geſatz zwar loben/ und dannoch daſſelbe weder bekennen noch halten wollen. Wann nichts deſtoweniger ein Chriſt ſich unterſtehen ſolte etwas über die ausgeborgte Maß zu fordern/ würden ihm die Unglaubige einen ſcharffen Verweiß geben/ daß er ſein Geſatz und Gewiſſen ſo ſchlecht beobachte/ oder denſelben gar bey dem Miſſionario verklagen; denen ich aber pflege zu antworten: **Ihr habt recht/** ſag ich ihnen/ **dieſen Frevel an meinen Jüngern zu verdammen/ wiewol ſie den Wucher niemals ſo hoch ſteigern als ihr: allein werdet ihr deswegen in der Höll weniger/ als ſie/ brennen/ weil ihr euch ſelbſt bethöret/ der Landsbrauch erlaube euch ſolche Ungerechtigkeiten zu üben? Verdammt ihr euch nicht ſelbſt/ indem ihr das wahre Geſatz/ ſo ich verkünde/ wiſſet/ erkennet/ gutheiſſet/ und dannoch nicht umfahet? Seyd ihr nicht doppelte Götzendiener/ da ihr nemlich eure Abgötter anbetet/ und euerem Geldgeitzigen Wucher zugleich wie einem GOtt dienet? Kan euere Abgötterey ſolchen Geitz rechtfertigen? wann ſie aber denſelben billiget/ ſo iſt ja eben dieſe Gutheiſſung ein gewiſſer Beweißthum/ daß euer Glaub die Menſchen verführe und verdamme.**

Nichts hat mich mehr geärgert/ als der Abfall eines Neubekehrten/ welcher dem Chriſtenthum abgeſagt hat/ nicht in dem Abſehen denen Götzen zu dienen/ ſondern ſeinem Wucher abzuwarten. Hingegen hat einen andern Chriſten/ welcher gewuchert hatte/ ſein eigene Mutter zu mir geführet und in meiner Gegenwart gezwungen heilig zu verſprechen/ daß er künfftighin ſich ſolches ungerechten Gewinns enthalten/ noch mehr/ als er geliehen wird haben/ zuruck fordern werde. An dem erſtern iſt der Spruch des H. Apoſtels Pauli wahr worden/ da er an Timotheum alſo ſchreibt: **Der Geitz iſt die Wurtzen alles Ubels/ daß etliche/ die ſich durch denſelben haben verblenden laſſen/ ſo gar vom Glauben abgefallen und irrgangen ſeynd.**

Das gantze Jahr 1710. hindurch hat GOtt meine Gedult auf unterſchiedliche Weiſe geprüffet. Die allgemeine Bedrängnuß/ das ungeſunde Waſſer/ die ſtrenge Arbeit meiner Miſſion, die angeſteckte Lufft/ in welcher meine Hütten an einem Maraſt/ allwo ſich die Büffel alle Nacht badeten/ haben meine Geſundheit ſehr geſchwächet. Zudem dörffte wegen der Menge Raubern kein Menſch in meine Haupt-Kirchen kommen. Die übrige vier Kirchen/ ſo ich in gewiſſer Ferne/ je eine bey nahe eine Tag-Reis weit von der andern gebaut hatte/ warden alle entweders von dem Gewäſſer hinweg geſchleppet/ oder durch das groſſe Ungewitter zerſtöhret.

Ich wolte in Mitten der Landſchafft Marava ein anders Gotteshaus bauen in einem groſſen Flecken Ponnelicotey genannt/ deſſen Inwohner insgeſamt eben ſo wol/ als ihr Edelmann/ welchem der Ort zugehört/ dem Chriſtlichen Glauben beypflichten: wozu er mir ſechs groſſe höltzerne Säulen/ die zimlich ſchön ausgearbeitet waren/ geſchenckt hat.

Faſt alle Oerter in dem Land Marava werden als Lehen von gewiſſen Edelleuten beſeſſen/ mit der Pflicht/ hierfür eine gemeſſene Zahl Krieges-Leute zu Dienſten des Lands-Fürſtens zu unterhalten; ſolche Soldaten ſeynd gemeiniglich ihre Blutsverwandte/ gute Freunde oder leibeigene Knechte/ welche auf den erſten Befehl ſich dergeſtalt häuffig auf dem beſtimmten Sammelplatz einſtellen/ daß gedachter Fürſt in weniger als acht Tagen 30. bis 40. tauſend Mann in das Feld ſtellen kan/ hiemit aber ſeinen Nachbarn ein ſolchen Schröcken einjagt/ daß ſie ſich an ihn nicht gern wagen. Er hat ſo gar das Joch des Königs von Madurâ, dem er vorhin zinsbar ware/ abgeworffen: vergebens hat ſich dieſer mit dem Königlein von Tanſchahur wider ihn verbunden; geſtaltſam der berühmte Brachmann Naraſcha-Pajan des Königs von Madurâ gebietender Kriegs-Obriſt/ als er mit einem zahlreichen Heer im Jahr 1702. in Marava eingefallen war/ auf das Haupt geſchlagen worden/ und ſelbſt todt geblieben iſt. Eben alſo ergienge es auch An. 1709. dem Klein-König von Tanſchahur, da er nach erlittener Niederlag um Fried zu beten iſt gezwungen worden.

Das ungeſunde Lager meiner neuen in Mitten des Gebiets von Marava aufgeführten Kirchen und Wohnung hätte mich bald das Leben gekoſtet; dann erſtlich ſeynd mir zwey gefährliche Geſchwär aufgeſchoſſen/ an welchen der Artzt/ ſo ein Indianiſcher Chriſt war/ viertzig Tag geheilet/ und mich dieſe gantze Zeit zu liegen benöthiget hat. Kaum ware ſolche Cur vorbey/ als mir die Bein gähling aufgeſchwollen ſeynd/ und ein Wurm Nurapu-Schilendi benahmet mir bey dem Knochen des einen Fuß gewachſen iſt. Er iſt ſo dünn als die kleineſte Seiten einer Geigen/ und bisweilen über zwey Ellenbogen lang. Sein Urſprung kommt her von verdorbenem Waſſer/ welches ich hatte trincken müſſen. Er liegt zwiſchen Haut und Fleiſch/ und beißt anfangs unleidentlich/ bis er endlich an dem Ort/ wo er will ausbrechen/ ein rothes Bläterlein aufſtoſſet/ und ein ſo wintziges Löchlein macht/ daß ein Nadelſpitz darin kaum Platz hätte; durch dieſe Oeffnung ſchleicht er allgemach hinaus/ da man ihn dann alle Tag ein wenig ziehen/ und um einen Dacht von Leinwand aufwinden muß. Die Indianer glauben/ er lebe: obſchon an ihm keine Bewegung verſpürt hab. Er bricht gemeiniglich ab/ ehe er völlig heraus kommt: der zuruck gebliebene Theil verurſacht groſſe Geſchwulſt ſamt einer ſcharffen Matery/ welche/ weil ſie keinen Ausgang findet/ mit unerträglichem Schmertzen anfangt aufzugieren und zu toben. Dieſe Kranckheit währet meiſtens zwey bis drey Monat. Man will verſicheren/ daß/ wann man den breſthafften Theil ſolte aufſchneiden/ der Sieche entweders ſterben oder ſein Lebtag krumm und lahm bleiben wurde.

Solche Unpäßlichkeiten überfielen mich zu End der Faſten/ als der Zulauff dern Neubekehrten/ die Oeſterliche Beicht und die Umſtände einer ſo heiligen Zeit meiner Geſundheit zu pflegen mir auf keine Weiſe erlaubten. Doch muſte ich auf den H. Oſtertag mich legen/ nachdem ich mit harter Mühe Meß geleſen/ Beicht gehört/ communicirt und 216. Kinder/ ſo die Mütter mir auf ihren Armen zutrugen/ getaufft hatte. Von der Zeit an hab ich das Bett bis auf Chriſti Himmelfahrt gehütet/ da ich abermal das H. Meß-Opffer verrichtet/ hiernechſt aber aus dringender Noth eine Reiſe von zwölff Tägen vorgenommen hab/ welche an ſtatt mich völlig aufzureiben/ mir die völlige Geſundheit erſtattet hat. Wie hülff-loß/ wie verlaſſen und elend ein Krancker in Indien ſeye/ iſt unnöthig allhier zu melden.

In eben dieſem Jahr 1710. ſtarb der regierende Fürſt von Marava, da er ſchon das achtzigſte Jahr überlebt hatte. Sein Leichnam ward auf einem in einer groſſen Gruben aus koſtbarn Holtz aufgerichtetem Scheiter-Hauffen verbrennt: ſeine viertzig hinterlaſſene Frauen und Kebsweiber muſten nach ihm lebendig in das Feuer ſpringen: die Vornemſte unter denſelben/ nachdem ſie dreymal um das Feuer herum getantzt und dem Erb-Printzen den Dolchen ſeines abgelegten Herrn Vatters überreichet hatte/ brach in dieſe Wort aus: **Diß iſt der Ausgang menſchlicher Glückſeeligkeit.** Ich

mer-

mercke wol/ daß ich mich ſelbſt in den Abgrund der Höllen ſtürtze. Sie ſchauere hiernechſt den Scheiterhauffen mit herben Augen an und ſprange/ nachdem ſie ihre Abgötter angeruffen hatte/ mitten in die Flamm hinein.

Das übrige Frauenzimmer folgte/ je eine nach der andern/ ſolchem Beyſpiel/ die meiſten zwar dem Schein nach unerſchrocken/ etliche aber vor Angſt gantz erblaſſet. Doch muſte der Feuerſprung gewagt ſeyn. Eine/ ſo gar keine Luſt hatte zu brennen/ ergriffe einen Indiſchen Soldaten/ ſo ein Chriſt war/ mit hefftiger Bitt/ er mögte ſie von dem Brand erretten/ welcher hierab ſich dermaſſen entſetzte/ daß er ſie von ſich mit Gewalt hinweg in das Feuer geſtoſſen/ und/ weil ihn aus Aengſtigkeit ein hitziges Fieber ſamt einem Wahnwitz angefallen/ noch dieſelbe Nacht ſeinen Geiſt aufgeben/ in dieſer Sach aber wider dern Chriſten Gebott gehandelt hat/ als welchen bey dergleichen Mord-Spieln zu erſcheinen von uns ſcharff verboten iſt.

So frech als dieſe Schein-Heldinnen ſich in die Flamm geſtürtzt/ ſo erbärmlich haben ſie nach gefühlter Feuer-Quaal nicht allein geheulet/ ſondern auch ſich über einander geworffen/ und davon zu lauffen bemühet. Dernwegen warff man groſſe Stuck Brennholtz auf dieſelbe/ wodurch ſie zuruck geſchlagen/ und deſto ehender zu Aſchen worden ſeynd. Welchemnach die Brachmänner herzu getretten ſeynd/ und tauſenderley lächerliche Ceremonien über den glüenden Aſchen-Hauffen verrichtet haben. Eben dergleichen Aberglauben hatten ſie anfangs vor dem Brand angeſtellt. Den folgenden Tag aber klaubten ſie die mit Aſchen vermengte Bein zuſammen/ wickelten ſie in koſtbare Zeug ein/ brachten dieſelben auf die Inſul Rameſuran (ſo etliche Europæer Ramanancor nennen) und warffen ſie alldort in das Meer. Letztlich ward die Brand-Grub wieder zuſammen gezogen/ und ein Tempel darüber gebauet/ in ſolchem aber dem Fürſten und ſeinen Weibern zu Ehren täglich geopffert/ als welche insgeſamt von der Zeit an in die Zahl dern Göttern waren verſetzt worden.

Dieſer Brauch/ die lebendige Weiber ſamt der Leich ihres Manns zu verbrennen/ gehet in dem Südlichen Theil von Oſt-Indien unter dem Fürſtlichen Adel ſehr im Schwung. Iſt eine aber ſchwanger/ ſo wird ſolcher der Brandt nicht geſchenckt/ ſondern bis nach der Geburt nur verſchoben: Gleichwie die Königliche Mutter des heut regierenden Königs von Triſcherapaly erfahren hat. Hingegen hat ihre Schwieger-Mutter unter dem Vorwand/ ſie müſte den jungen König auferziehen/ ſich deſſen entſchuldiget und auf dieſe Ehr verzichtet. Wobey zu mercken/ daß obſchon man das verwittibte Frauenzimmer hiezu nicht zwinget/ ſie dannoch der Flamm nicht entgehen dörffen/ damit ſie ihrer Freundſchafft oder Verwandten durch ſolche Zaghafftigkeit keinen Schandfleck anhencken/ welche ihnen dernwegen hefftig zuſprechen/ und/ wann ſie eine Angſt an denenſelben vermercken/ ihnen einen gewiſſen Trunck reichen/ von welchem ſie toll werden/ und alſo unſinnig in das Feuer ſpringen.

Von ſolchem grauſamen Gebrauch ſeynd nicht allein die Weiber geringern Stands/ ſondern auch die Brachmänninnen befreyet. Es betrifft dieſe Marter hauptſächlich den hohen Adel oder das Fürſtliche Raſcha-Geſchlecht/ welches von denen alten Indianiſchen Käyſern herſprieſſen ſoll. Doch giebt es bisweilen auch andere Weiber/ welche ſich ſelbſt auf ſolche Weiſe aus Eitelkeit verbrennen/ damit ſie nemlich von denen Brachmännern gelobet/ vergöttert/ und nach ihrem Tod mit einem Tempel beehrt werden.

So bald ich den Hintritt des alten Fürſtens vernommen hatte/ beſchickte und beſchenckte ich deſſen Nachfolger durch meine Catechiſten und etliche Chriſtliche Hauptleute. Er nahme dieſe Höflichkeit ſo gnädig auf/ daß er mir mittelſt eines Freyheit-Briefs nicht allein erlaubt in dem Hertz ſeines Gebiets Kirchen zu bauen/ ſondern auch ſeinen Unterthanen von Ponnelicotey befohlen hat mir den verlangten Platz einzuraumen/ und den benöthigten Zeug zu verſchaffen. Ich bauete dem zu Folg An. 1711. ein zimliche groſſe Kirchen/ welche an Schönheit alle in Madura übertroffen hat. Ein heydniſcher Hauptmann/ deſſen gantze Haushaltung ſich zum Chriſtenthum bekennte/ hat durch ſeine Kriegsleute und Knecht köſtliches Holtz ſchlagen und zuführen laſſen. Das Gotteshaus ward in 6. Monaten fertig.

Unter währendem Bau muſte ich nach Ahur verreiſen/ um allda Herrn Frantz Laynez Biſchoffen zu St. Thomas zu empfangen/ welcher nach Madura kommen ware/ um die neubekehrten Chriſten zu firmen. Dieſer H. Prälat/ welcher ſelbſt über zwantzig Jahr als Miſſionarius unſerer Geſellſchafft in dem Reich Madurâ gearbeitet hatte/ führte annoch ein ſo ſtrenges Leben als vorhin/ da er nur Prieſter geweſen ware. Kein Biſchoff hat ſich vorhin in Madurâ dörffen blicken laſſen/ damit/ weil ſie die Sprach und Gebräuche des Landes nicht verſtunden/ dieſelbe nicht für Pranki oder Europæer angeſehen/ hiedurch aber die Chriſtenheit in gröſte Gefahr geſetzt wurde. Darum hat er ſich in der Kleidung und allem übrigen aufgeführt/ wie ein Miſſionarius, zum Zeichen aber ſeiner Biſchöflichen Würde nichts/ als einen Ring an der Hand/ und ein Creutzlein auf der Bruſt getragen. Da nun die Neubekehrte/ ſo er ehemalen getaufft hatte/ in gröſter Zahl zu ihrem lieben Vatter von allen Enden ſich verſammleten/ hat er ſie nach Haus verwieſen mit dem Verſprechen ſie von Kirchſpiel zu Kirchſpiel heimzuſuchen/ damit nemlich die heydniſche Fürſten ab einer gar zu groſſen Verſammlung kein böſen Argwohn faſſeten. Er reiſete demnach von einer Völckerſchafft zu der andern; er firmete täglich ein faſt unzähliche Menge Chriſtgläubiger Seelen; alle übrige Zeit brachte er zu mit Beichthören oder mit Reichung des H. Altar-Sacraments. Unſer vier Miſſionarii hatten uns zu ihm verfüget/ auf daß wir die Leut unterrichteten/ wie ſie ein ſo heiliges Sacrament mit Nutzen empfangen ſolten. Die drey Monat/ als wir bey ihm ver-

verblieben/ hatten wir täglich eben ſo viel zu arbeiten/ als ſonſt an dem Oſter-Sonntag.

Wir haben uns zu Ahur länger als anderwärtig aufgehalten: allwo ich mir in dem kleinen Haus-Garten ein Laub-Hütlein gebaut hatte/ damit ich in ſelbem die Indianer deſto bequemlicher unterweiſen und Beicht hören mögte. Ich fande mich allda etliche Stund vor Tag ein und kame dannoch öffters zu ſpat/ weil gedachter Biſchoff den Platz ſchon eingenommen hatte/ und mir in dieſem gottſeeligen Werck vorkommen ware. Die in Indien ſo ſehr verachtete Parias und arme Leut hatten bey ihm gleichſam vor andern den Vorzug/ welchen er ſo groſſe Allmoſen austheilte/ daß er dernwegen zimliche Schulden gemacht hat. Der Fürſt ſelbſt hat ihn ſonderbarlich geehrt und allda heimgeſucht; dann obſchon er ein Heyde iſt/ ſo kan er dannoch die Miſſionarios ſo wol leiden/ daß er ſie nicht allein ſchützet/ ſondern auch/ ſo offt ein groſſes Feſt einfällt/ vier Männer von ſeiner Hofſtatt nach Ahur ſchickt/ auf daß die Heyden/ welche der Fürwitz dahin ziehet/ denen Prieſtern nichts in Weeg legen.

Der Biſchoff ware im Begriff ſich nach Marava zu verfügen/ als er wichtiger Geſchäfften wegen urplötzlich nach der Küſten von Coromandel zu reiſen/ und allda alle Frantzöſiſche/ Engliſche/ Holländiſche/ Däniſche/ Portugeſiſche/ auch zum Theil die Mogoliſche und Heydniſche Städt zu beſuchen/ iſt gezwungen worden. Er kame von dannen nach Madras auf ein kleine Zeit zuruck und gienge abermal zu Schiff/ in dem Abſehen/ alle Kirchen/ ſo in denen Königreichen Arrakam und Bengalâ bis zu dem Reich Thibet ligen/ zu viſitiren/ woraus erhellet/ daß ſein Biſtum das gröſte in der gantzen Welt ſeye.

Als ich von hochgemeldetem Herrn Biſchoff auf meine Miſſion zuruck kommen ware/ fande ich die neue Kirche ſchier fertig und hielte auf Mariä Himmelfahrt in derſelben zum erſtenmal bey groſſem Zulauff den Gottesdienſt. Allein der hieraus geſchöpffte Troſt ward bald zerſtöhrt; dann der neue Fürſt von Marava, ſo der Abgötterey hefftig ergeben ware/ lieſſe unterſchiedliche von ſeinem Vorfahrer verwahrloſete Götzen-Tempel erneueren. Die Brachmänner/ ſo ihn gäntzlich eingenommen hatten/ ſtellten ihm vor/ es wäre ein vergebene Sach/ ihre zerfallene Tempel wieder herzuſtellen/ wann er nicht die Kirche des Chriſten-GOttes niederriſſe/ wegen welcher die Götzen-Häuſer verlaſſen wurden. Wozu noch ein anderer Zufall kame/ als nemlich ein vornehmer Hof-Herr/ ſo ein Chriſt ware/ auf des Fürſtens Befehl ein zimliche Summam Geldes mit einem gar zu ſchwachen Geleit zu dem Kriegesheer führte/ und in einem Wald von denen Straſſen-Raubern nicht allein ausgeplündert/ ſondern auch ſo erbärmlich verwundet wurde/ daß er gantz blutig zuruck gebracht worden/ und/ nachdem ich eilends dahin kommen war/ und ihn kaum Beicht gehört hatte/ bald verſchieden iſt.

Da gienge das Verleumden an; dann die Brachmänner und andere Feinde des H. Evangelii machten dem Furſten weis/ ich hätte mit meiner Chriſtlichen Zauberey zwar dieſen groſſen Staatsmann wider alles Unglück bewahren wollen/ aber eben hierdurch/ weil dergleichen Aberglauben nichts helffen/ ſondern nur ſchaden könten/ denſelben ins Verderben geſtürtzt: **Ach!** ſagten ſie/ **hätte man uns erlaubt ihn mit unſerm Gebett und Landsbräuchlichen Opffern zu ſegnen/ ſo wurde der Hof dieſe Grund-Säulen unſerer Glückſeeligkeit nicht verlohren haben.**

Der Fürſt/ welchen ſolcher Todtfall bitterlich ſchmertzte/ hat ſich auf dieſen erſten Vortrag gleich ergeben/ und ernſtlich befohlen/ man ſolte ſich meiner und meiner Catechiſten in aller Frühe des andern Tages verſichern/ die neugebaute Kirchen aber verbrennen: hiernächſt mich in die Gefängnuß führen/ und meine Catechiſten nicht allein geiſſeln ſondern auch foltern: doch verbote er ſeinen Leuten mich zu ſchlagen oder ſich anderſt an meinem Leib zu vergreiffen; weil er mir nemlich ſeinen Schutz durch ſchrifftliche Urkund verſprochen hatte.

Wiewohl nun dieſer Befehl an einem Samſtag Nachmittag um 4. Uhr gantz heimlich ergangen war: ſo hat ſolchen dannoch der Sohn eines vornehmen Chriſtens/ welcher der Fürſtlichen Reſidentz-Stadt Commendant und zugleich des Landes Obriſt-Rentmeiſter war/ in den Fürſtlichen Vorzimmern vernommen/ und ſeinem Vatter hinterbracht/ welcher ohne Zeit-Verluſt durch einen reitenden Boten mich deſſen ſo ſchnell warnete/ daß ich bereits vor Mitternacht/ obſchon ich acht Meil von Hof entfernet ware/ von dem böſen Anſchlag Nachricht hatte. Ich war damals beſchäfftiget ein Menge Leut/ ſo aus Andacht ſich bey mir verſammelt hatten/ Beicht zu hören.

Jedermann rathete mir/ ich ſolte die Flucht nehmen; allein ich wolte denen Brachmännern keine Urſach geben ab meiner Zaghafftigkeit zu frolocken/ anerwogen/ ich in der Gefangenſchafft mich wider ihre Läſterungen leichter/ als wann ich abweſend wäre/ wurde können verantworten. Doch ſchickte ich meine Chriſten nach Haus/ und lieſſe den Kirchen-Geſchmuck in Sicherheit bringen. Ich befahl demnach meinen Catechiſten ſich der Gefahr und Qual zeitlich zu entziehen/ welches ſie auf keine Weiſe verſtehen/ ſondern lieber alle erdenckliche Peinen und den Tod ſelbſt um Chriſti willen übertragen/ als von mir abweichen wolten/ weil ich ein eintzige ſchlechte Feld-Capell zuruck behalten hatte/ laſe ich vor Tages Meß/ unter welcher meine zwey Catechiſten ſamt noch zwey andern Chriſten/ ſo ihrem Beyſpiel folgen wolten/ nach abgeſtatteter Beicht das göttliche Abendmahl empfangen haben. Wir bereiteten uns insgeſamt zu der bevorſtehenden Trangſal/ und/ wann es GOtt alſo belieben wurde/ zu dem letzten Todes-Kampff.

Als nun der andere Tag angebrochen/ und ſich niemand/ der uns gefangen nähme/ erſchienen iſt/ kamen meine verloffene Chriſten zuruck/ und beichteten mir ihre Sünden: nachdem ich ſie mit dem H. Fronleichnam verſehen hatte/ lieſſe ich 25. Neugläubige/ ſo um die H. Tauffe angehalten/ zu

mir kommen; ſprache ihnen zu/ und übergabe ſie zu fernerer Unterweiſung meinen Catechiſten. Wir fiengen insgeſamt an zu zweiffeln/ ob der von Hof eingeloffene Bericht nicht falſch wäre. Ich nahme derowegen mein Brevier in die Hand/ und wolte meine Tag-Zeiten beten. Aber kaum hatte ich angefangen/ als ein Brachmann/ ein Haupt-mann und eine Rott Kriegesleute auf dem Kirch-Hof vor unſer erſchienen ſeynd/ und mir bedeutet haben/ ſie hätten Befehl mich nach Hof zum Fürſten zu führen/ welcher mit mir etwas zu reden hätte. Hierüber wurden etliche Soldaten beordert meine Hütten auszurauben; ich gienge mit und bemächtigte mich meiner Feld-Capell/ mit Bedrohung/ ich wurde ſie verfluchen/ dafern ſie ſich erkühnen ſolten/ dieſelbe nur zu berühren. Sie lieſſen ſich zwar abſchröcken/ doch muſte ich ihnen ein Stuck nach dem andern vorweiſen/ um zu ſehen/ ob in dem Korb keine Koſtbarkeiten verborgen wären: als ſie weder in dieſem/ noch in dem Haus/ noch in der Kirchen etwas ſchätzbares angetroffen haben/ erſtaunten dieſelben hefftig/ weil ſie den Fürſten beredet hatten/ man wurde bey mir groſſe Schätze finden/ mit welchen er die Seinigen vermehren konte. Ihre gantze Beut beſtunde in ein wenig Reis und ſchlechten Hausgeräth. Ich verfügte mich demnach in die Kirch/ fiele auf das Angeſicht und verrichtete eine Zeitlang ungehindert mein Gebett. Ich vermahnete folgends meine Chriſten bey dem wahren Glauben veſt zu verharren/ und ſagte zu denen Neugläubigen/ ſie ſolten/ falls mich GOtt der Marter-Cron würdig achten wurde/ nach meinem Tod nach Ahur zu demſelben Miſſionario gehen/ welcher ihnen die H. Tauff ertheilen wurde.

Ich überlieſſe mich hiemit der Kriegesſchaar/ welche mich ohne eintzigen Unglimpff mit gröſter Ehrerbietigkeit ſamt meinen Catechiſten nicht/ wie ſie geſagt hatten/ nach der Fürſtlichen Hofſtatt/ ſondern in einen andern nur eine Meil von meiner Kirch entlegenen Ort fortgeführet haben/ mit dem Bedeuten/ ſie hätten Befehl mich allda in den Kercker einzuſperren: Solche Zeitung freuete mich um deſto mehr/ weil in eben dieſem Ort der glorwürdige Blutzeug V. P. Joannes de Britto vor ſeiner Marter gefänglich iſt verwahret worden. Allein meine Hoffnung hatte mich bald betrogen/ als mich die Kriegesleute in einen groſſen allda aus Stein gemauerten Götzen-Tempel gefangen ſetzen wolten: deſſen ich mich auf alle Weiſe geweigert/ und dieſelbe mich vielmehr auf der Stelle in Stück zu zerhauen gebeten hab/ mit angehängter Bedrohung/ daß/ wann ſie mich mit Gewalt hinein verſchlieſſen ſolten/ ich alle ihre darin befindliche Götzen in Trümmer zerſchlagen wurde. Darum verſperrten ſie mich in einen nechſt-gelegenen ſehr ſumpffigen heimlichen Ort/ der mit einem Stroh-Dach/ und mit einer groſſen Schantz verſehen ware: Gleich hierauf wurden meinen Catechiſten Fuß-Eiſen angeleget und zweyhundert Mann zu unſerer Wacht beſtellt/ damit nicht etwann die Chriſten ſich zuſammen rotteten/ und uns aus der Gefängnuß heraus riſſen. Vergebens gab ich denen Soldaten einen Verweiß/ daß ſie vielmehr meinen Catechiſten als mir/ der es beſſer verdient hätte/ die Band anſchlugen; dann ſie gaben mir zur Antwort/ es wäre ihnen verboten Hand an mich anzulegen.

Den andern Tag wurden meine zwey Catechiſten aus der Gefängnuß auf öffentlichen Platz geführet/ allda nackend ausgezogen/ und mit knöpffichten Tamarinten-Ruthen am gantzen Leib erbärmlich gegeiſſelt/ nachdem man ihnen vorher ihren Abfall von dem Götzendienſt zu dem Chriſtenthum mit groben Worten vorgerucket hatte. Sie haben ſolche Quaal und Schand mit frölicher Standhafftigkeit überſtanden/ ohne ſich zu beklagen; doch ſprachen ſie die Nahmen **JEſus und Maria** aus; dann je mehr ihnen die Heyden zuſchryen/ ſie ſolten vielmehr den Abgott Schivan anruffen/ deſto lauter wiederholeten ſie jetztgedachte heilige Nahmen. Die Wut dern Verfolgern war mit dem noch nicht begnügt/ ſondern um durch die Folter von ihnen/ wo meine Schätz verborgen lägen/ zu erforſchen/ wurden ihnen zwiſchen die Finger beyder Händen rauhe höltzerne Spähn geſteckt/ die Finger aber ſamt denen Höltzlein zuſammen gebunden/ die alſo geknüpfte Händ unter die Fußſolen dern Catechiſten geleget/ welche man zwange/ dieſelbe mit eigenen Füſſen zu tretten; ja die Kriegesleute ſetzten ihre Füß auf dern Catechiſten Füß/ und ſtampfften dieſelben aus allen Kräfften: damit ſie den Schmertzen deſto beſſer empfinden mögten. Ich hörte die Stimm beyder Dienern GOttes bis in den Kercker/ in welchem man mich zuruck gelaſſen hatte. Es iſt leicht zu erachten/ wie inbrünſtig ich GOtt um ihre Standhafftigkeit werde gebeten haben.

Da ſie nach erlittener Pein wieder in die Schantz ſeynd gebracht worden/ lieffe ich ihnen entgegen/ fiele auf meine Knie/ küſſete ihre Füß/ ſtunde wieder auf/ umhalſete ſie mit naſſen Augen/ wünſchte ihnen Glück zu einem ſo herrlichen Sig: ich küſſete ferner mit Andacht die Wunden ihres mit Ruthen bis aufs Blut zerfleiſchten Leibes/ welches ich ehrerbietig abgetrucknet/ ihre zerquetſchete Händ aber auf mein Haupt geleget/ mithin GOtt gebeten hab/ durch ihre Verdienſten mir meine Sünden zu verzeyhen/ und denen blinden Heyden die Augen gnädig zu eröffnen: welche ſolches mein Verfahren unterſchiedlich ausgedeutet haben. Etliche ſprachen: **Sehet! wie er ihnen liebkoſet zur Dancksagung/ daß ſie ſeinen Reichthum nicht verrathen haben.** Derowegen hielte ich an das Volck eine zimlich weitläufftige Rede/ des Inhalts/ daß/ wann ich dem Reichthum nachſtreben mögte/ ich ſolchen gewißlich nicht in ihrem armen Land ſuchen/ noch/ wann ich anderwärtig Schätz geſammelt hätte/ ich dieſe in ihrem Gebiet verbergen würde: **Ich hab/ ſagte ich/ freylich einen groſſen ja unendlichen Schatz/ den ich aber niemand verberge/ ſondern öffentlich ausruffe und verkündige nemlich das Himmelreich/ welches ich ohne Folter und Gefängnuß euch freywillig offenbare und hertzlich anerbiete: ja ich bin bereit euch deſſelben auch mit Vergieſſung**

mei-

meines Bluts theilhafftig zu machen. Gehet hin/ ſagt euerem Fürſten/ ich habe den Schaz entdeckt/ er ſoll ſich deſſen bewerben/ in Betrachtung/ daß aller übrige Reichthum in Vergleichung dieſes Kleinods den Nahmen eines Schätzes nicht verdiene. Die meiſten begriffen meinen Endzweck/ und begunnen diejenigen zu läſtern/ welche den Fürſten aus Neid und Geitz zu ſolcher Grauſamkeit bewogen hatten.

Es ware bereits Mittag-Zeit/ und hatten wir ſchon 24. Stund nichts geeſſen. Die Fürſtliche Bediente giengen gantz ſchamroth davon/ der Brachmann aber/ ſo die Wacht commandirte/ ließ uns Reis und Gemüs darreichen: er gab auch einem Chriſten Erlaubnuß aus der Gefängnuß zu gehen/ damit er uns mit Waſſer und Holtz verſehen mögte. Er überſchriebe zugleich dem Fürſten alles/ was mit uns bisher ware vorbey gangen/ mit angehängter Frag/ was nun weiter zu thun wäre? Der Fürſt/ welcher wuſte/ daß ich an hohen Feſten meine Kirchen öffters prächtig ausgeziert hätte/ wolte nicht glauben/ daß man bey mir ſo wenig gefunden hätte/ ſondern argwohnete vielmehr/ ich müſte von ſeinem Vorhaben vor der Gefangen-nehmung Lufft bekommen und den Kirchen-Schatz geflüchtet haben. Er lieſſe dernhalben dem Brachmann ſchreiben/ er ſolle meine Catechiſten von neuem peinigen und ſie mit Zangen zwicken/ die Kirchen aber verbrennen und durch ausgeſchickte Kriegesleute alle Catechiſten/ ſo viel man immer ertappen könte/ einziehen laſſen/ auf daß ſie auf eben ſolche Weiſe gequälet würden/ bis der verborgene Reichthum wurde entdeckt ſeyn: **Man muß/** fügte er hinzu/ **dieſe Landläuffer/ durch welche er mein Volck von dem alten Götzendienſt abwendig macht/ ohne Mitleiden peinigen.** Er gebote auch mich enger einzuſperren doch ohne Hand an mich anzulegen; dann er wuſte/ wie entſetzlich ſein Vorfahrer wegen der an dem ſeeligen Mann Joanne de Britto verübten Grauſamkeit von GOtt ſey gezüchtiget worden.

Dieſer Beſcheid ward uns durch den Hauptmann von der Wacht vorgeleſen/ weil ſolches zu verrichten der Brachmann nicht im Stand ware: angeſehen ein hitziges Fieber ihn urplötzlich überfallen hatte/ welches er ſelbſt als ein Straff GOttes wegen ſeiner an denen Catechiſten vollzogener Grauſamkeit anſahe/ und aus ängſtiger Furcht mich bate ihn heimzuſuchen. Er lage in einem Winckel der Schantz/ bate mich ſehnlich um Verzeihung ſeines Verfahrens/ ſchube die Schuld auf des Fürſten Geitz und fragte mich um Rath. Ich meiner Seits beſtätigte denſelben in ſeiner Meynung/ daß die Kranckheit eine Würckung göttlicher Rache ſeye/ welche ſich noch gewaltiger über ihn ausgieſſen wurde/ wann er den ungerechten neuen Befehl des Fürſtens an denen unſchuldigen Catechiſten vollziehen lieſſe: er ſolle lieber denſelben auf zwey Tag verſchieben/ da der Fürſtliche Obriſt-Statthalter von der Armée zuruck kommen/ und wie der Sach zu thun wäre/ entſcheiden wurde.

So bald dieſer in der Nähe angelangt ware/ lieſſe ich ihn beten/ er wolle mich zu ſich fordern und mein Anliegen vernehmen. Er ſchickte mir zwey ſeiner vornehmſten Beamten/ die mir ſeinetwegen bedeuten muſten/ er dörffte zwar mich ſelbſt aus Sorg Fürſtlicher Ungnad nicht vor ſich laden/ doch erlaube er meinen zwey Catechiſten vor ihm zu erſcheinen/ welchen er die Eiſen in der Gefängnuß hat abſchlagen laſſen. Da ſie nun ihm ſeynd vorgeſtellt worden/ bezeugte er ihnen ſeinen Unwillen/ daß man ſo grauſamlich mit ihnen verfahren wäre: doch gab er ihnen einen Verweiß/ daß ſie einem fremden Geſatz/ ſo von einem hergeloffenen Ausländer geprediget wird/ anhiengen: Nichts deſtoweniger wolte er ſich mit ihnen/ weil ſie ſeine Gegenſätze zernichteten/ in keinen längern Wort-Streit einlaſſen/ ſondern ſprach ſie von ihrer Gefangenſchafft frey; nachdem ein gewiſſer Hauptmann/ ſo ebenfalls ein Chriſt ware/ für ſie Bürgſchafft geleiſtet hatte.

Eben dieſer Statthalter lieſſe mir bedeuten/ er wurde den Brand meiner Kirchen verhinderen/ wann ich ihm nur etliche tauſend Thaler/ welche ich von einer ſo zahlreichen Menge meiner Schäflein ohne Mühe eintreiben könte/ verſprechen wurde. Weil ich aber ſeine Sprach gar nicht verſtehen wolte/ ſondern mich eines theils auf das ſchrifftliche Wort des Fürſtens/ anderſeits hingegen auf meine Begierde zur Marter-Cron bezuge/ ſchrye er auf: **Ach! was wird endlich der Fürſt mit dem Schedel dieſes Fremdlings anheben? Er will mit allem Gewalt Geld haben; verſpricht man ihm aber nichts/ ſo kan ich für nichts gut ſtehen.** Er ſetzte hiernechſt ſeine Reis nach der Reſidentz-Stadt fort/ und erlaubte meinen Catechiſten ihre Freundſchafft heimzuſuchen; beyde wurden von ihren ebenfalls Chriſtlichen Müttern/ ſo noch am Leben waren/ auferbaulichſt empfangen; den ältern Nahmens Xaverius Muttu umhalſete ſeine Mutter mit ausgelaſſener Freud/ und redete ihn mit folgenden Worten an: **Nun erkenne ich dich für meinen Sohn; ach mich glückſeelige Mutter/ die Chriſto dem HErrn einen ſo tapffern Bekenner zur Welt gebohren hat! aber/ mein Sohn! es iſt eine geringe Sach um einen guten Anfang/ wann du nicht bis in den Tod ſtandhafft beharreſt. GOtt wird dich nicht verlaſſen/ wann nur du von ihm nicht abweicheſt ꝛc.**

Auf faſt gleiche Weiſe ward der andere Catechiſt (Sattianadan genannt) von ſeiner Mutter bewillkommet: er war verehlichet/ und hatte ein beyläuffig dreyjähriges ſehr liebreiches Söhnlein/ welches die Großmutter in die Arm nahm/ und ihrem Sohn dem Catechiſten an den Hals henckte: **Nun/ mein Kind/** (ſprach ſie) **umfahe deinen Vatter/ der um Chriſti JEſu willen gelitten hat; man hat uns zwar das wenige/ ſo wir hatten/ genommen/ aber der Glaub wird alles erſetzen.**

Beyde Catechiſten verdienten beſter maſſen ſolches Lob wegen ihrem heiligen Wandel und zwar inbrünſtigem/ doch beſcheidenem Eyfer: ſie

ver-

verfügten ſich beyde nach Hof/ um allda das Anliegen der Chriſtenheit zu beſorgen. Allein der geitzige Fürſt/ nachdem man ihm die in meiner Kirch und Wohnung geſtohlene ſehr ſchlechte Beut zugeſtellet hatte/ ſchämete ſich ſeiner ſelbſt dergeſtalt/ daß er um ſeine Schand unter dem Mantel eines Götzen-Eyfers zu bedecken theuer bezeuget hat/ er wolte fürhin ein ſolches Geſatz/ von welchem die Götter verachtet wurden/ in ſeinem Land nicht länger gedulten: und befahle alle Catechiſten/ um ſie mit Schärffe abzuſtraffen/ fleißig aufzuſuchen/ meine Kirchen aber in Brand zu ſtecken/ welches auch ohne Anſtand durch eine Schaar Kriegesleute iſt bewercket worden.

Wie ſehr die Verheergung dieſes GOttes-Haus/ ſo nur zwey Monat in vollkommenem Stand iſt gedultet worden/ mich betrübet habe/ iſt unſchwer zu ermeſſen: doch ängſtigte mich noch mehr die wohlgegründete Sorg einer neuen und allgemeinen Verfolgung; weil zwey Hof-Juncker ſich dem Fürſten anerboten hatten/ ihm zwantzig tauſend Thaler zu erlegen/ wann er ihnen alle in ſeinem Staat befindliche Chriſten auszuplünderen erlauben wurde. Die Sach wäre gewiß vor ſich gangen/ wann nicht der Obriſt-Statthalter dem Fürſten vorgeſtellt hätte/ es wäre ſeinem Staat vielmehr nachtheilig als nutzlich wegen zwantzig tauſend Thaler eben ſo viel Unterthanen des Lands zu verweiſen; weil hierdurch ſein Volck und Kriegesheer um ein groſſes geſchwächt/ ſeine Feinde aber wurden geſtärckt werden/ angeſehen/ unter ſeinen untergebenen Chriſten viel tapffere Kriegeshäupter und Soldaten gezehlet wurden/ welche/ dafern ſie zu denen Feinden übergehen ſolten/ ihn gar um Land und Leut bringen dörfften.

Der Fürſt ſtunde zwar von ſeinem erſten Beginnen ab/ doch hoffte er ein ſo gewaltiges Stuck Gelds durch mein Mittel von ſeinen Chriſtlichen Unterthanen zu erpreſſen. Als er nun mir ſolchen Anſchlag zugemuthet hatte/ lieſſe ich ihm ſagen/ es käme einem Fremdling/ als ich wäre/ nicht zu/ ſeine Unterthanen mit einer Tax zu beſchweren: ich wolte und könte mich keines Gewalts über die Güter meiner Glaubens-Jüngern anmaſſen/ noch geſtatten/ daß dieſelbe meine Freyheit oder mein Leben auch nur mit einem Heller erkauffen: ſondern/ wann ich doch die Mittel hätte/ ich vielmehr die Gnad um des Evangelii willen in dem engen Kercker/ in welchen er mich verſperrt hätte/ zu ſterben/ mit groſſem Geld bezahlen wolte.

Ein ſo unerſchrockene Antwort hat ſo viel gewürckt/ daß kein Menſch mehr für mich ſprechen dörffte/ und ſein leiblicher Herr Bruder/ ſo ihm an Macht und Land faſt gewachſen iſt/ mit mehrern Briefen/ die er auf Vorbitt einiger Chriſtlichen Krieges-Officiers ihm meinetwegen geſchrieben hatte/ nichts auswürcken konte. Eben ſo wenig hat ein Geſandter/ den er deſſenthalben an ihn abfertigte/ erhalten.

Nachdem ich nun über zwey Monat in dieſem feuchten Loch geſeſſen/ und ein gefährlicher Fluß auf meine Augen gefallen war/ ward ich zwar meiner Gefängnuß entlaſſen/ aber zugleich bey Lebens-Straff das Land zu raumen vermahnet/ welches letztere ich nicht ehender verſtehen wolte/ bis ein vornehmer Herr von Hof/ ſo mein guter Freund war/ mich durch einen Brief hiezu beredet hat/ mit der Verſicherung/ daß ich die Chriſtenheit in Marava vor einer Verfolgung bewahren/ er aber/ nachdem des Fürſten Zorn wurde erkühlet ſeyn/ ſich dahin beſtreben wurde/ daß ich nach zwey Monat ſolte zuruck beruffen werden.

Die Straff GOttes bliebe dem Fürſten nicht lang aus; dann zwey ſeiner Printzen/ deren einer nach ihm regieren ſolte/ ſtarben ein Monat nach meiner Gefängnuß. Er ſchriebe ſelbſt dieſes doppelte Ubel ſeiner mir erwieſenen Unbarmhertzigkeit zu/ mit dem Vorſatz mich wieder in das Land zu ruffen/ und die zerſtörte Kirch von neuem aufzubauen. Allein mit der Zeit vergaſſe er ſo wol ſeiner Söhnen als ſeines Verſprechens.

Der Fürſt Waruganadadevan ſein Herr Bruder/ deſſen oben Meldung geſchehen/ viel höflicher als er/ ſchiene jederzeit denen Chriſten wol geneigt zu ſeyn: er hat ſein beſonderes Land ohne weder ſeinem Bruder noch jemand andern unterthänig zu ſeyn. Als ich denſelben in ſeinem veſten Schloß und Hoffſitz zu Aradangi heimſuchte/ hat er mich über die maſſen gnädig empfangen und gezwungen nebſt ſeiner niederzuſitzen. Er entſchuldigte ſich wegen der Grauſamkeit ſeines Bruders/ und lieſſe ſich mit mir in ein Geſpräch von dem Chriſtenthum ein/ deſſen Glaubens-Articul/ abſonderlich den vom jüngſten Gericht ſamt denen zehen Geboten GOttes ich ihm ausgelegt hab. Dieſer holdſeelige Fürſt ergriffe mein Brevier/ ſo ich in Händen hatte/ und als er es durchblättert/ auch die Zierde unſers Drucks bewundert hatte/ muſte ich ihm die Buchdrucker-Kunſt mit mehrern erklären. Er betrachtete mit ungemeiner Aufmerckſamkeit einen Kupfferſtich/ ſo die allerſeeligſte Jungfrau Mariam vorſtellte/ und ſprach öffters Diva-Mada! welches ſo viel als **Mutter GOttes** bedeutet. Demnach zeigte er mein Brevier ſeinen Hof-Junckern/ und ſagte: **Allhier ſehet ihr den gantzen Schatz dieſes** Sanias **beyſammen: wie hat wol ein ſo ſchlechtes Ding den Geitz meines Bruders können entzünden?** Da wande er ſich zu mir und ſprach: **mein Bruder mag in ſeinem Land thun/ was er will: was mich betrifft/ ſo erlaube ich dir in meinem Gebiet zu wohnen/ und in demſelben eine Kirch zu bauen; doch ſolte dieſe nicht weit von hier ſtehen/ damit ich ſie deſto nachdrücklicher beſchützen möge.** Er wolte mir zum Urlaub nach dern Indianiſchen Fürſten Gebrauch ein Stuck ſehr feines Zeuges ſchencken: Allein ich bate demüthigſt/ ſeine Fürſtliche Hochheit mögten an ſtatt deſſen mir zu einer weit gröſſern Gnad die Hand geben/ zum Zeichen/ daß ſie die Chriſten unter dero Schutz nehmen; inmaſſen der Handſchlag bey dieſen Völckern alle Verſprechen zuverläßig bekräfftiget. **Gar gern**/ ſagte der Fürſt/ und reichete mir ſeine Hand/ mit

Verſicherung ſeiner Freundſchafft und des verlangten Schutzes. Die drey Täg/ als ich mich bey dieſem Hof aufgehalten hab/ ſchickte er mir täglich in ſeinen eigenen ſilbernen Schüſſeln zu meiner Nahrung Reis/ Milch/ allerhand Erd-Gewächs und Früchten/ welches er gewißlich würde unterlaſſen haben/ wann er mich für einen Europæer angeſehen hätte.

Ich erhielte von ihm noch ein andere Gnad/ daß ich die mir erlaubte neue Kirch nicht nahe bey ſeiner Burg/ ſondern auf denen Gräntzen nahe an dem Gebiet ſeines Bruders aufführen dörffte/ welches er nicht allein verwilliget/ ſondern auch ſeinen Unterthanen mir allen Bau-Zeug zu lieffern auferleget hat. Er hat von der Zeit an ſein Fürſtliches Wort ſo redlich gehalten/ und ſo wol die Miſſionarios als die Chriſten ſo ſtandhafftig beſchützt/ daß ihn hievon weder ſein Herr Bruder noch die Brachmänner abſchröcken konten; inmaſſen dieſe ihm vorgetragen hatten/ die Land-Götter würden/ dafern er die Kirch nicht ſchleiffen lieſſe/ zwey oder drey in ſelbiger Nachbarſchafft ſtehende Tempel verlaſſen: **Das müſſen/ verſetzte er / wol blöde und feige Götter ſeyn/ welche / indem ſie in veſten aus Werckſtücken/ Steinen und Ziegeln erbaueten Tempeln wohnen / einen GOtt förchten / der ſich in einer ſchlechten von Leim aufgeführten Hütten aufhält. Ich verlange ſie zwar durch die Herberg / welche ich dem frembden Lehrer vergönne / nicht zu vertreiben; ſeynd aber dieſelbe dernwegen mißvergnügt/ ſo mögen ſie ihr Glück weiters ſuchen. Wann ſie auch davon ziehen / werden dannoch gnug dergleichen in dem Land übrig bleiben.**

GOtt hat ſein an uns geübtes gute Werck nicht unbelohnt gelaſſen. Nachdem er bereits 25. Jahr in der Ehe gelebt/ und aus ſo vielen Weibern kein Kind gezeuget hatte/ ward zu Ende des erſten Jahrs/ als er mich unter ſeinen Schutz genommen/ ihm eine Printzeſſin gebohren/ welche er niemand als dem Chriſten-GOtt danckbarlich zuſchreibt; dann dieſer hat/ wie die Heyden ſelbſt reden / unſerm Verfolger ſeine Kinder getödtet/ unſerm Beſchützer hingegen ſolche beſchehrt: darum hat er ſich verlobt/ dafern ihm ein Printz gebohren wurde/ aus Stein dem wahren GOtt ein Chriſtliche Kirch zu bauen / welche an Pracht alle Götzen-Tempel des Lands Marava übertreffen ſolle. GOtt wolle ihn ſeiner Bitt gewähren und zu dem wahren Glauben bekehren. Ich verharre

Euer Ehrwürden

Varugapati in der Landſchafft Madura den 10. Dec. 1713.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

Petrus Martin, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 144.

Brief
R. P. Joannis Venantii Bouchet, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An den

Hochwürdigſten Hrn. Hrn. Huet, Biſchoffen zu Avranches oder zu Abrintz in Franckreich.

Geſchrieben in Oſt-Indien. Das Datum gehet ab.

Innhalt:

Wie der Irrthum von dem Seelen-Wandel Metemphychoſi genannt aufkommen ſeye? die uralte Ketzer ſteckten in dieſem Wahn. Wer ſolchen der erſte erdacht habe? Mit was Grund-Urſachen die Pythagoriſten und Indianer denſelben erweiſen? Von der Erinnerung und Vergeſſung des vorigen Lebens. Die Heyden wollen den Seelen-Wandel mit mancherley Gleichnuſſen behaupten. Von der Indianiſchen Verzuckung einiger Seelen. Die Pythagoriſten und Platoniſten kommen mit denen Indianern in vielen Irrthümern übereins. Beweißthümer/ mit welchen die Jeſuiter in Indien den Seelen-Wandel als ein alberes Gedicht widerlegen. Der Brief Patris Bouchet an den Biſchoff zu Abrintz lautet alſo:

Hochwürdigſt-Hoch-Edelgebohrner gnädiger Herr!

Als ich vor etlichen Jahren mich unſerer Miſſionen wegen in Europâ aufhielte/ haben verſchiedene Perſonen mir zu verſtehen gegeben// daß ſie ſehr begierig wären / zu wiſſen/ wie weit die Indianer mit Pythagora und mit Plato in der Lehr von dem Seelen-Wandel übereins kommen? Gleichwie nun **Euer Biſchöffliche Gnaden** mit mir hierüber zu ſprechen ſich ſelbſt gewürdiget/ und meinen vorigen in einer andern Sach an dieſelben erlaſſenen Brief gnädig aufgenommen haben; alſo hoff ich/ gegenwärtiges Sendſchreiben werde ebenfalls bey deroſelben einen Platz finden/ in welchem ich von dieſer Sach eine deſto ausführlichere Nachricht ertheilen kan/ je mehrere Bücher dern Indianiſchen Lehrern ich hievon geleſen und je öffters ich mit ihren Brachmännern hierüber mich unterhalten habe.

Ich hab in Durchblätterung ihrer Büchern mit Verwunderung erſehen/ daß in denen alten in Europa bekannten Schrifftſtellern kaum ein Irrthum anzutreffen ſeye/ welchen die Indianer nicht erfunden oder wenigſtens angenommen hätten. Dann ihrer viel glauben/ daß die Seelen von Ewigkeit her ſeyen; andere hingegen halten dieſelben für einen Abſchnitz GOttes ſelbſt. Diß kan ich verſichern/ daß ſie der Seelen Unſterblichkeit ſchier alle vertheidigen; aber eben dieſe Unſterblichkeit wollen ſie durch den **Seelen-Wandel** erweiſen; indem ſie lehren/ daß die Seelen von einem Leib in den andern übergehen. Eben dieſer Meynung ſeynd auch die Völcker von Arracan, von Pegu, von Siam, von Camboya, von Tunkin, von Cocincinâ, von China und von Japon, wel-

welche die Metempſychoſin oder den Seelen-Wandel nicht allein als eine gewiſſe Wahrheit glauben/ ſondern dieſelbe auch mit eben denen Urſachen/ derer ſich die Indianer bedienen/ hartnäckicht beſtätigen.

So geben auch unterſchiedliche Nachrichten aus Weſt-Indien/ daß beſagter Irrthum ſo gar bey einigen Völckern in Americâ von uralten Zeiten her eingeniſtet habe/ ohne zu begreiffen/ wie er dahin ſeye überbracht worden. Daß derſelbe aber in Africa und in Europa ſeye ausgeſtreuet worden/ iſt weniger zu bewundern; weil die Egyptier ihn leichtlich in gantz Africâ haben ausbreiten können. Man weiß ohne dem/ daß Pythagoras als Haupt der **Italiſchen Sect** ſolche Lehr in viel Länder/ abſonderlich in Gallien, ſo heut Franckreich genannt wird/ eingeführt/ und daß die Druiden allda dieſelbe als eine Grundveſte ihres abgöttiſchen Glaubens angeſehen haben. Der Staat ſelbſt machte ihm dieſen Wahn zu Nutzen/ inmaſſen (ſpricht Julius Cæſar de Bello Gallico libro 6.) **die Druiden ihren Kriegsleuten weis machten/ daß die Seelen nicht ſterben/ ſondern nach dem Tod von einem in den andern Leib übergehen; wodurch ihrer Meynung nach die Soldaten mit Verachtung des Todes zur Tapfferkeit gewaltig ſeynd angereitzt worden.**

Eben dieſe Lehr iſt gleich von Anfang der Chriſtenheit von denen meiſten Ketzern verfochten worden/ nemlich von denen Simonern/ von den Baſilidern/ Valentinianern/ Marcioniten/ Gnoſtiquen und Manichæern. So gar die Juden nach Zeugnuß Tertulliani und Juſtini in ſeinen Geſprächen haben ſich damit verblenden laſſen. Darum leſen wir in dem Talmud, daß die Seel Abels in den Seth/ und mit der Zeit in den Leib Moyſis übergangen ſeye. Der H. Hieronymus gibt zu verſtehen/ Herodes ſamt einigen Juden hätte geglaubt/ daß die Seel Joannis des Täuffers in Chriſtum den HErrn wäre überſetzt worden.

Was nun den Urſprung dieſes Irrthums betrifft/ ſo haben Herodotus, der H. Clemens von Alexandriâ und andere gelehrte Männer wiſſen wollen/ daß derſelbe gleich anfangs in Egypten erfunden/ von dannen aber in Europam und nach Indien/ folgends in gantz Aſien ſeye überbracht worden. Andere hingegen wollen das Gegenſpiel behaupten/ daß nemlich gedachte Lehr aus Indien/ allwo man ſie zum erſtenmal erdacht hätte/ nach Egypten kommen ſeye; dann ſo wol Plinius als Solinus beſchreiben den Weeg von Egypten nach Indien; weil bereits vor uralten Zeiten zwiſchen beyden Völckern jährlich ein ſtarckes Gewerb iſt getrieben worden. Philoſtratus vermeynet/ Pythagoras ſeye der Urheber dieſes thörichten Seelen-Wandels/ welchen die Brachmänner von ihm/ als er nach Indien reiſete/ erlernet/ und denen aus Egypten mitgetheilet hätten; doch iſt glaubwürdiger/ daß ſo wol er als Plato ſolchen von denen Egyptiern empfangen haben.

Anfänglich ware nur die Frag/ ob ein vernünfftige Seel aus dem Leib eines Menſchen in den Leib eines andern Menſchens übergehe/ auf ſolche Weiſe aber viel menſchliche Leiber nach und nach lebhafft mache? Mit der Zeit ſchritte man weiters/ abſonderlich in Indien; als die Brachmänner weit mehr und gröſſere Irrthümer/ als die Lehr-Jünger Pythagoræ und Platonis, aus ſolcher falſchen Grund-Lehr gezogen haben. Wie nahe aber die Brachmänner mit denen Platoniſten dißfalls übereins kommen/ will ich jetzt ausführlicher vorſtellen.

I. Gleichwie des Pythagoræ Jünger ihre Lehr hauptſächlich auf deſſen Anſehen gegründet haben/ ohne ihren Widerſachern ein andere Antwort zu geben/ als daß es der groſſe Lehrmeiſter alſo gelehrt hätte; auf eben ſolche Weiſe ſagen die Brachmänner/ daß Brumma der erſte unter denen drey in Indien angebetenen Abgöttern ihnen dieſe unbetrogene Lehr geoffenbaret habe; dann Brumma, ſprechen ſie/ iſt der Urheber des Wedams oder des unfehlbaren Geſatz-Buchs: Brumma iſt der wahre Abadeo, deſſen alle Wort die Warheit ſelbſt ſeynd: der da alles weiß/ alles ſchreibt und alles lehrt: von welchem alle Wiſſenſchafften denen Menſchen mitgetheilet werden.

II. Des Pythagoræ Jünger muſten einige Jahr hindurch ſtillſchweigen/ bevor ihnen zu reden oder zu fragen iſt erlaubt worden. Etliche aus ihnen/ nachdem die Zeit ihrer Unmündigkeit vergangen ware/ fragten ihn/ ob er ſich erinnere/ voriger Zeiten in andern Leibern gelebet zu haben? Er ſagte ja; dann er wäre erſtlich unter der Geſtalt des Etalides eines Sohns des Mercurii: nachmals aber in dem Euphorbo erſchienen/ und als ſolcher in der Belagerung Troja von Menelao getödtet worden: Ferner/ ſprache Pythagoras, „hab ich den Leib des Hermetimi, folgends aber „eines Fiſchers Nahmens Pyrrhus auf der Inſul „Delos beſeelet/ bis ich endlich dieſer Pythagoras „worden bin. Da ich noch Etalides ware/ hab ich „von meinem damaligen Vatter dem Mercurio „mir zur Gnad dieſe Gedächtnuß ausgebeten/ „damit ich nemlich von der Zeit an mich aller „Uberwandlungen meiner Seel erinnern mögte.„ Weil man aber denen Pythagoriſten nicht alles/ was ſie von ihrem Lehrmeiſter gelogen haben/ glauben wolte/ haben ſie dergleichen ihm angedichtete Uberwandlungen mit tauſenderley lächerlichen Mährlein zu erweiſen ſich bemühet/ gleichwie Ovidius gethan und Libro 15. Metamorphoſeon im Nahmen des Pythagoræ alſo geſungen hat:

Ipſe ego nunc memini Trojani tempore belli
Panthoïdes Euphorbus eram - - - - - -

welchen närriſchen Wahn der gelehrte Tertullianus gar ſinnreich widerleget hat.

Die alten Indianer um zu zeigen/ daß ſie ſchier noch beſſer aufſchneiden können/ als die Lateiner und Griechen/ haben nicht weniger als achtzehen Bücher Puranam genannt mit dergleichen Fabeln/ derer je eine plumper heraus kommt als die andere/ unverſchämter Weis angefüllet: welche die Brachmänner noch heutiges Tags für eben ſo viel göttliche Warheiten ausgeben. Man lieſet in ſolchen ſehr viel ſeltſame Uberwandlungen vor-

nehmer Leute ſamt ihren auch geringſten Umſtänden: wie nicht weniger ihrer Abgöttern/ welche ebenfalls dem Seelen-Wandel unterworffen seynd. Brumma ſoll unter tauſenderley Geſtalten ſich haben ſehen laſſen/ Wichnu aber unter noch mehrern: ja dieſer muß mit der Zeit unter der Geſtalt eines Pferdts nochmal auf die Welt kommen. Nicht allein Wichnu ſondern auch Rutrang ſollen einige ihrer treuen Anbetern ſo mächtig erleuchten/ daß dieſelbe ſich aller bisher mit ihnen vorgangenen Uberwandlungen erinnern.

III. Die Indianer ſo wol als die Pythagoriſten bedienen ſich allerhand ſinnreicher Gleichnuſſen/ doch mit dem Unterſchied/ daß dieſe dieſelben nicht zum Beweißthum/ ſondern nur zu deutlicher Erklärung: jene aber ſolche als unwiderlegliche Beweißthümer anführen/ welchen kein Menſch widerſprechen darff.

Die Seel/ ſagen die Brachmänner/ iſt in dem Leib/ wie der Vogel in dem Kefig: oder wie ein Burger in ſeinem Haus: oder wie ein Gefangener in dem Kercker: oder wie der Steuermann in dem Schiff. Gleichwie ein Burger ſein Haus ſo lang verbeſſert und bewahrt/ als er immer kan; wann es aber gantz baufällig wird/ ſich in ein anders ziehet; alſo ſorget auch die Seel für den Leib/ bis er endlich verdirbt und ſie in einen andern übergehet. Gleichwie ſprechen ſie ferner/ mancher aus ſeinem Haus verreiſet/ und wieder zuruck kehrt/ wann nicht mittler weile ein anderer ſich deſſelben bemächtiget; alſo giebt es zuweilen dergeſtalt vortreffliche Seelen/ welche ihren Leib verlaſſen/ und von neuem beziehen/ wann ſie nemlich nach einer Verzuckung wieder zu ſich kommen: doch wird ihnen jemalen ein böſer Streich verſetzt/ wann ein andere Seel in ihrer Abweſenheit den ledigen Leib einnimmt/ und ſich aus demſelben nicht mehr vertreiben läßt.

Man lieſet unter vielen andern Exempeln auch folgendes/ daß nemlich ein gewiſſer Fürſt eine Abgöttin gebeten habe/ ihn das Mandiram, das iſt/ dasjenige Gebett zu lehren/ Krafft weſſen die Seel auf eine Zeitlang den Leib verlaſſen/ und nach Belieben wieder beziehen kan. Die Abgöttin hat ihn zwar den Spruch/ da er gantz allein im Tempel war/ heimlich gelehrt; allein ſein Bedienter/ ſo hinter der Thür zuloſete/ gabe ſo fleißig acht/ daß er es eben ſo gut auswendig wuſte/ als ſein Herr/ ohne ſich deſſen mercken zu laſſen. So offt nun der Fürſt aus ſeinem Leib vermög dieſer Freyheit ausgefahren/ befahle er denſelben ſeinem treuen Diener bis zu ſeiner Zuruckkunfft/ dem er zwar/ daß er mit dergleichen Gnad begabet wäre/ geoffenbaret/ aber vor ſeiner das Mandiram, welches er leis und heimlich betete/ auszuſprechen ſich fleiſſigſt gehütet hat. Allein auf einen gewiſſen Tag/ da des Fürſten Seel abermal ware ſpatzieren gangen/ kame den Bedienten eine Luſt an Fürſt zu werden: als er zu ſolchem Ende das Mandiram-Gebett verrichtet hatte/ ward ſeine Seel aus ſeinem Leib alſo gleich verzuckt/ und zoge in den lähren Leib des Fürſtens hinein; womit dann dieſer ſchalckhaffte Knecht auf einmal zu einem groſſen Herrn worden iſt/ und ſeinem vorigen Leib/ auf daß des Fürſten Seel bey ihrer Ruckkehr deſſen ſich nicht bemächtigte/ den Kopff abgeſchlagen hat. Da nach einer Weile die Fürſtliche Seel wieder heimkame/ und keinen menſchlichen Leib zu ihrem Aufenthalt mehr antraffe/ nahme ſie den Leib eines Papageys an/ und fluge in dem Fürſtlichen Pallaſt gantz betrübt herum.

Schier was gleiches ſchreibt Plinius in dem 7. Buch ſeiner natürlichen Geſchichten/ daß nemlich Hermotimus ſeinen Leib/ ſo offt es ihn gelüſtete/ verlaſſen/ in fremden Ländern herum gereiſet/ alles genau ausgeſpähet und nach ſeiner Wiederkunfft wunderbarliche Ding/ die er geſehen hätte/ erzehlt habe. Allein Plutarchus iſt dißfalls einer widrigen Meynung/ da er ſchreibt/ dieſer Hermotimus, den er Hermodorum nennt/ habe ſich von ſeinem Leib niemals abgeſondert/ ſondern von einem Geiſt (oder Teuffel) welcher allezeit um ihn ware/ alles/ was ſich anderwärtig zutruge/ erlehrnet.

Der H. Auguſtinus Lib. 14. de civitate Dei Cap. 24. erzehlt/ daß Reſtitutus ein Chriſtlicher Prieſter nach ſeinem Belieben ſich dergeſtalt habe verzucken können/ daß an ihm weder Athem noch Leben vermerckt wurde: man mögte in ſolchem Stand ſeinen Leib ſchlagen und brennen/ wie man wolte/ ſo bliebe er dannoch dermaſſen unempfindlich/ daß/ als er wieder ware zu ſich kommen/ derſelbe die vom Brand überbliebene Wundmähl nicht in acht genommen/ noch gefühlet hat.

Inmaſſen aber die Indianer unter andern närriſchen Gleichnuſſen auch dieſe wollen gelten machen/ daß die Seel in dem Leib/ wie ein Gefangener in dem Kercker ſeye; folgt hieraus/ welches ſie gern zulaſſen/ daß der Aufenthalt der Seel in einem menſchlichen Leib eine Straff und Buß der begangenen Sünden ſeye/ von welcher ſie ſo gar ihre armſelige Götter nicht frey ſprechen/ ſondern viel Mährlein erzehlen/ laut welcher dieſelbe von neuem Buß würcken und in Menſchen-Geſtalt ſich hätten reinigen müſſen/ bis ſie hiedurch ihrer verlohrnen göttlichen Herrlichkeit ſich wieder beworben haben. Auf ſolche Weiſe wäre vor Zeiten einer aus ihren Göttern/ mit Nahmen Abimanien verdammt worden in einen menſchlichen Leib zu fahren/ und ein gewiſſes Laſter/ ſo er als Gott begangen hätte/ auszubüſſen/ bis er ſich ſeiner vorigen Glory wiederum würdig gemacht hätte. Wann nun/ ſagen die Brachmänner/ die Götter ſelbſt zum Creutz zu kriechen und ſich in menſchlichen Leibern von dem Unrath begangener Miſſethaten auszuläutern gezwungen ſeynd: wie vielmehr iſt nöthig/ daß diejenige Seelen/ ſo voriger Zeiten geſündiget haben/ in andern Leibern ihre Boßheit/ wie gefangene Ubelthäter ihr Verbrechen in dem Kercker/ bußfertig auslöſchen? woraus die Indiſche Lehrer andere Irrthümer hervor leiten/ daß nemlich/ wann die Leiber aus einem verächtlichen Geſchlecht herſtammen: oder wann ſie Kranckheiten und mancherley Drangſaln unterworffen ſeynd/ ſie dergleichen Züchtigungen durch vorhin begangene Sünden in andern Leibern verdient haben.

Die Platoniſche Schul-Lehrer haben ſich eben

dieſer Gleichnuß bedient: welche Plato von Pythagora und von Empedocle, Pythagoras aber von dem Orpheo entlehnet hatte: daß kein Wunder iſt/ wann etliche Weltweiſe aus der Schul Platonis, ehe ſie das Chriſtenthum angenommen/ ſolchen Irrthum ſo gar aus einigen Stellen der H. Schrifft haben beſtätigen wollen/welche nicht nach dem Buchſtaben/ ſondern nach dem Geiſt müſſen ausgelegt werden. Die heiligen Vätter führen etliche Text an/welche von denen Origeniſten falſch waren ausgedeutet worden. Alſo beklagt der H. Epiphanius, daß die Platoniſten jene Wort des 141. Pſalms: Educ de cuſtodiâ animam meam, **HErr! führe meine Seel aus der Gefängnuß** nach dem Buchſtaben verſtehen. Der H. Hieronymus aber ſtrafft ſie/ daß ſie jenen Seuffzer des H. Pauli zu den Römern am 7. Cap. 24. Vers: quis me liberabit de corpore mortis hujus? **wer wird mich von dem Leib dieſes Tods erlöſen?** gleichermaſſen in einem fleiſchlichen Verſtand nehmen. Derowegen ſoll ſich niemand verwunderen/ daß die Indianer dieſe Lehr von dem leiblichen Kercker dern Seelen dergeſtalt hefftig vertheidigen/ nachdem etliche Schein-Chriſten dieſelbe in die Kirch einzuführen ſich beſtrebet haben.

IV. Die Indianer laſſen die Seelen nicht allein von einem menſchlichen Leib in den andern/ ſondern auch von einem Menſchen in ein unvernünfftiges Thier/ ja ſo gar in Lebens-loſe Cörper überwandeln. Die Welt ſelbſt ſoll ihrem Irrthum nach ihre Geſtalt öffters veränderen / welches ſie ebenfalls unterſchiedlichen Uberwandlungen zuſchreiben. Solches aber beſſer zu verſtehen/ wollen wir zuvor ihre Meynung von der Erſchaffung der Welt mit des Pythagoræ und des Platonis Lehr vergleichen.

Beyde dieſe Weltweiſe haben aus den Büchern Moyſis (die Sitten-Lehr und die Erſchaffung der Welt betreffend) viel in ihre Bücher übertragen: weswegen auch Numenius geſagt hat/ Plato ſeye nichts anders/ als ein Griechiſch redender Moyſes: Quid eſt Plato, niſi Moſes Atticiſſans?

Dann Plato glaubte/ daß die Welt durch die Allmacht GOttes erſchaffen/ und dem Verderben unterworffen/ GOtt aber/ der allerhöchſte HErr über alle Ding und ein Vatter aller nachgeſetzten Göttern ſeye/ welcher Hülff er ſich um allen andern Sachen ihre Geſtalt und Vollkommenheit zu geben/ bedient habe. Die erſten Ketzer/ wie da war Menander ein Jünger Simonis des Zaubers/ lehrte etwas faſt gleiches/ daß nemlich die Welt durch die Engel ſeye gemacht worden: Saturninus aber hielte darfür/ daß nicht alle/ ſondern nur ſieben Engel an dieſem groſſen Werck gearbeitet hätten. Alle Ketzer dern erſten Jahrhunderten/ weil ſie mit dem Platoniſmo angeſteckt geweſen/ haben einträchtig denen Engeln zugeeignet/ was dieſer Weltweiſe von denen nachgeſetzten Göttern geſchrieben hatte. Seneca, um des Platonis Meynung auszulegen/ ſagte/ daß GOtt die ihm untergebene Götter als eben ſo viel Verweſer ſeines Reichs erſchaffen/ und ſolches durch dieſelben in vollkommenen Stand geſetzt hab. Ich könte mit vielen andern Texten des Platonis erweiſen/ daß dieſes ſeine Meynung oder Lehr geweſen ſeye.

Auf gleiche Art reden die Indianer von der Welt Erſchaffung; daß nemlich GOtt/ der von Ewigkeit her geweſen ſeye/ ehe Himmel und Erden waren/ durch ſeine **Allmacht** den Brumma, durch dieſen aber alle übrige Ding/ folgends auch den Wichnu. welcher als GOtt alle Geſchöpff in ihrem Weſen erhalten ſolte: und letztlich den Gott Rutrang, ſo der Verderber aller Dingen iſt/ erſchaffen habe. Etliche Heyden haben aus einem Irrthum die göttliche **Allmacht** zu einer Perſon gemacht/ und ſie eine Mutter aller Göttern genannt: Rutrang, ſagen ſie/ muß die Geſchöpff zerſtören/ damit Brumma dieſelbige in vollkommener Geſtalt wieder herſtelle.

V. Plato lehrt ferner/ daß die erſte und gröſte Uberwandlung die Welt betreffe/ welche mit der Zeit ein End nehmen/ und an ſtatt ihrer ein andere ſolle erſchaffen werden; dann er glaubt/ daß gleichwie nach ſeiner Einbildung die Seelen immer neue Leiber annehmen/ alſo auch die Welt-Seel öffters von einer alten in eine neue Welt überziehe. Die heutige Platoniſten möchten dieſen Worten ihres Lehrmeiſters gern einen guten Verſtand geben/ und ſie zum beſten ausdeuten; allein ſie können nicht laugnen/ daß die Origeniſten dieſem Wahn ſeyn ergeben geweſen und ſolchen aus des Platonis Bücher erlehrnet haben. Wer mir nicht glaubt/ der leſe nur das 3. und 5. Buch Origenis de Principiis; welcher ausdrücklich ſchreibt/ daß gleichwie nach dieſer gegenwärtigen Welt ein andere Welt werde erſchaffen werden/ alſo auch vor dieſer Welt bereits etliche andere Welt geweſen und zu Grund gangen ſeyen: worinn er mit dem Plato, welches ihm di HH. Vätter ſcharff vorrucken/ nur gar zu handgreifflich übereinſtimmt. Ja er ware denen Platoniſchen Einbildungen ſo hitzig ergeben/ daß er ſich nicht geſcheuet hat dieſelbe mit etlichen falſch-ausgedeuteten Stellen der H. Schrifft zu unterſtützen/ als mit dem Spruch Iſaiæ, da GOtt verſichert/ er werde ein neuen Himmel und ein neue Erden erſchaffen; wie auch mit jenen Worten Eccleſiaſtæ am 1. Cap. 10. Vers: **Was iſt bisher geweſen? eben das/ was mit der Zeit nachfolgen wird. - - - Was iſt bisher gemacht worden? das/ was künfftighin ſoll gemacht werden. Nichts iſt unter der Sonnen neu/ und keiner darff ſagen: dieſe Sach iſt neu; dann ſie ware bereits in denen Zeiten/ die vor unſer vergangen ſeynd.**

Solcher Meynung ſeynd auch die Heydniſche Indianer? ſie glauben/ daß dieſe Welt werde ein End nehmen/ und daß GOtt ein neue erſchaffen werde; ſie wollen ſo gar die Zeit wiſſen/ da dieſe Veränderung ſich äuſſeren ſolle; dann ſie wollen behaupten/ daß nachdem die vier Welt-Alter/ verſtehe das guldene/ das ſilberne/ das kupfferne und das eiſerne werden verfloſſen ſeyn/ ein Lebens-Tag des Brumma, welcher hundert Jahr währen ſolle/ werde herbey kommen/ und

daß nachdem ſolche Menge dern Jahrn wird verſtrichen ſeyn / die Welt durch den Brand werde vertilgt werden. Wobey ſehr zu bewundern iſt/ daß faſt alle Völcker unter der Sonnen hierin einträchtiglich zuſammen ſtimmen/ daß nemlich die Welt **durch das Feuer** müſſe zu Grund gehen; wovon Ovidius alſo ſingt:

Eſſe quoque in fatis reminiſcitur affore tempus
Quo mare, quo tellus, correptaque Regia Cœli Ardeat.

Es braucht kein Streit/
Es kommt die Zeit/
Wo das Meer ſamt Himmel und Erden
Durchs Feuer müſſen verherget werden.

Allein ſie fügen beyderſeits hinzu/ daß gleichwie vor dieſer Welt viel andere Welte/ je eine älter als die andere/ geweſen ſeyen; alſo auch nach der gegenwärtigen Welt viel andere/ je eine jünger als die andere folgen werden. Nichtsdeſtoweniger haben die Indianer dieſes beſonder/ daß/ indem Pythagoras und Plato darauf beharren/ daß auf einmal nur ein einzige Welt ſeye/ die Brachmänner dererſelben vierzehen zu gleicher Zeit zehlen. Aber man kan beyde Theile leichtlich mit einander vergleichen; angeſehen die Indianer alle vierzehen in **ein Ey** oder in den Brumma zuſammen verſchlieſſen/ folgſamlich ein Welt in 14. Theil entſcheiden. Da haben wir abermal einen Wahn/ in welchem alle Völcker ſtecken/ daß nemlich die Welt in ſeiner Geſtalt **einem Ey** gleich ſehe/ welches die Egyptier die erſten erdacht und denen übrigen Ländern der damals bekanten Welt glaubwürdig mitgetheilt haben. Die Indianer ſetzen hinzu/ dieſes Ey/ ſo alle Welten in ſich verſchließt/ ſeye von dem Abgott Brumma, als ſolcher ſich auf dem **Waſſer** befande/ erſchaffen worden. Die Platoniſten ſagen ebenfalls/ GOtt ſeye auf dem **Waſſer** geweſen; vielleicht haben beyde jene Worte Geneſis am 1. Cap. 2. Vers mißbraucht: *Spiritus Domini ferebatur ſuper aquas.* **Der Geiſt GOttes ſchwebete auf dem Waſſer.**

VI. Das Alterthum dieſer Welt belangend/ ſprechen die Indianer/ ſie werde ſo lang ſtehen bleiben/ bis Brumma von neuem kommen und alle Ding wieder in den Stand/ in welchem ſie anfangs waren/ zuruck ſtellen werde. Dieſes ſtimt ein mit dem groſſen Platoniſchen Jahr/ welches ſechs und dreyßig tauſend Jahr hat daueren ſollen. Die Platoniſten laſſen ihnen traumen/ daß alles/ was in einer ſo langen Zeit vorbey gangen iſt/ ſich damals erneueren und die Seelen in die Leiber wieder zuruck kehren/ auf daß ſie ein neues Leben anfangen; daß Socrates von Anito, Meliſſo und Lycone von neuem verklagt/ von denen Athenern aber zum Todt werde verdammt werden: welche nachmals ihren Fehler bereuen/ und die Ankläger nach der Schärffe abſtraffen werden. Was ſie nun von Socrate ſagen/ eben dieſes glauben ſie auch von andern Geſchichten/ daß nemlich alles/ was geſchehen iſt / ſich auf eben die Weiſe wider zutragen werde.

VII. Nach dern Indianern Meynung ſeynd die Götter der Uberwandlung eben ſo wol/ als die Menſchen unterworffen/ den allerhöchſten GOtt/ der die andere Götter ſoll erſchaffen haben/ allein ausgenomen. Jetzt von denen unzählig viel kleinen Göttern zu geſchweigen/ wollen ſie behaupten/ daß die drey vornehmſte Götter Brumma, Wichnu und Rutrang unterſchiedliche Leiber dern Menſchen und Thieren bewohnt und bewogen haben: Brumma zwar eines Hirſchen und eines Schwanens: Wichnu eines Fiſchs/ einer Schildkrot/ einer Sau: eines Naraſingam, ſo halb Menſch halb Löw ſeyn ſolle/ und letztlich eines jungen Brachmanns: Rutrang hat zwar unterſchiedliche Geſtalten angenommen/ unter welchen des Lingams ſeine die häßlichſte war/ ſo die abſcheuliche Sect dern Linganiſten geſtifftet hat. Auch die an dieſe drey Abgötter verehlichte Göttinnen ſollen ihre Geſtalt auf mancherley Weis öffters verändert haben. Letztlich ſollen die dem allerhöchſten GOtt nachgeſetzte Obergötter zu Zeiten des groſſen Brummatiſchen Jahrs ſterben und wieder gebohren werden. Ja ſie ſeynd in währendem Lauff dern gemeinen Brummatiſchen Jahren bereits öffters gebohren worden/ welche viel tauſend Jahr in ſich begreiffen/ mithin eine weit längere Zeit/ als das groſſe Platoniſche Jahr/ abwerffen.

Die Indianer machen mit denen geringeren Göttern nicht viel Bedencken/ da ſie vorgeben/ dieſelben ſeyen öffters in Menſchen und Teuffel/ nach der Zeit aber wieder in Götter verwandelt worden. Die Platoniſten waren dieſes Irrthums nicht befreyt/ als ſie geglaubt haben/ daß die Seeln guter Menſchen zwar zu Hausgöttern/ böſer Leuten aber zu Poltergeiſtern werden: *Animas ex hominibus fieri Lares, ſi meriti boni, & Lemures, ſi mali*, ſchreibt der H. Auguſtinus *de Civitate Dei L. 9. c. 11.* Der H. Hieronymus bezeugt in ſeinem an den Avitum erlaſſenen Brief/ die Origeniſten haben unter andern auch dieſem Irrwahn beygepflichtet/ daß die Menſchen zu Teuffeln und die Teuffel zu Menſchen werden. *Ita cuncta variari, ut & qui nunc homo eſt, poſſit in alio mundo Dæmon fieri; & qui dæmon eſt, & negligentiùs egerit, in craſſiore corpore relegetur, id eſt, homo fiat.*

Damit ich zeige / daß die Indianer denen Platoniſten hierinfalls nicht weichen/ will ich aus ihrem Buch Palmapuranam nur ein Exempel anführen. Ein berühmter Brachmann Nahmens Kedanidi hatte einen Sohn/ welcher Akinipas hieſſe. Dieſer junge Menſch badete ſich täglich in einem gewiſſen bey denen Heyden für heilig gehaltenem Fluß/ den ſie Aſchoditirtam nennen. Fünff junge Göttinnen kamen offt vom Himmel herab/ um ſich in eben dieſem Fluß abzuwaſchen: als ſie endlich den jungen Büſſer wahrgenommen / entſetzten ſie ſich hefftig: worab ſich dieſer hinwiederum dergeſtalt erzürnete/ daß er dieſelbe nicht allein verflucht/ ſondern auch in Teuffel verwandelt/ und ihnen befohlen hat/ in der Lufft herum zu fliegen. Wobey zu mercken/ daß gleichwie Plato. alſo auch die Indianer dafür halten / es ſeyen in allen vier Elementen Teuffel anzutreffen; der Fluch thate zwar ſeine

Würckung / doch nicht ohne Rach; dann die Göttinnen / um den Akinipar ſeiner Kühnheit zu ſtraffen/verfluchten und verdammten ihn ebenfals/ daß er gleich ihnen zu einem Teuffel worden iſt. Dieſe ſechs Teuffel/ ſo ſeind als ſie ſonſt untereinander waren/ ſchwuren nichts deſtoweniger wider einen groſſen Büſſer Nahmens Schomuſchariſchi zuſammen und wolten denſelben ins Verderben bringen: allein dieſer zernichtete ihre Bemühung und verſtieſſe ſie von ſeinem Angeſicht. Kedanidi kame ungefähr dazu; erkennte ſeinen zum Teuffel wordenen Sohn/ den er ſchon lange Zeit geſucht hatte/ und erſuchte den Büſſer/ ihm ſeine menſchliche Geſtalt zu erſtatten. Er ſagte ihm zwar ſolches zu/ doch mit dem Beding/ daß Kedanidi in dem Prayagatirtam (einem Waſſer / wo in dem Reich Mogol drey Flüß ſich mit einander vereinigen) ſich baden ſolte. Nachdem er nun dem guten Rath gefolgt/ und ſich dreyßig Tag nach einander darinnen abgewaſchen hatte / iſt ſein Sohn aus einem Teufel wieder zum Brachmann worden. Dieſe Fabel giebt uns gnugſam zu erkennen/ daß nach dern Indianern Lehr die Götter zu Menſchen / und die Menſchen zu Göttern: beyde aber zu Teuffeln/ und die Teuffel ſo wol zu Menſchen als Göttern werden können.

VIII. Auf daß ich aber inſonders erweiſe/ was ich bishero überhaupt von der Aehnlichkeit dern Platoniſten mit denen Brachmännern geſchrieben habe; will ich von der Seel anfangen/ von welcher die Indianer glauben/ daß dieſelbe ein Brocken oder Abſchnitz GOttes ſelbſt ſeye; inmaſſen das allerhöchſte göttliche Weſen ſich in alle Theil der Welt/ um ſolchen das Leben mitzutheilen ausgieſſe: welches / ſagen die Brachmänner/ allerdings nöthig iſt; weil GOtt allein alles lebendig machen / und alle Ding von neuem herſtellen kan. Ein gewiſſer Brachmann welcher ſich hierüber mit mir lange Zeit unterredet hat/ gabe mir dieſe Gleichnuß: Gleichwie die Sonne ihr Ebenbild in viel tauſend groſſe und kleine/ ſchlechte und koſtbare Waſſer-Geſchirr / ſo grad unter derſelben geſtellt werden/ dermaſſen gäntzlich eindruckt/ daß man in jedem ihre völlige Geſtalt ſiehet; alſo ergießt auch GOtt ſein Leben in alle lebhaffte Leiber/ welcher Seelen eben ſo viel Strahlen der Gottheit ſeynd. **Iſt dem alſo/ ſagte ich/ ſo folgt nothwendig/ daß / gleichwie/ wann das Geſchirr mit Waſſer bricht/ das Sonnenbild gänzlich zu Grund gehet; alſo auch die Seel/ wann der Leib ſtirbt/ zernichtet werde.** Auf keine Weiſe/ antwortete er/ ſondern gleichwie eben derjenige Strahl/ welcher dem zerſchmetterten Waſſer-Geſchirr die Bildnuß der Sonnen eingeflöſſet hatte/ nach deſſen Bruch eben dieſe Geſtalt einem andern Waſſer-Geſchirr ertheilen kan; alſo pflegt auch die Seel nach dem Todt ihres vorigen Leibs in einen andern zu übergehen / und demſelben das Leben zu geben. Als ich aber ihn befragt hatte/ wie wol möglich ſeye/ daß ein von der Gottheit abgeſchnittener Brocken dergeſtalt grobe Laſter begehen könte/ welche mit ſo ſtrenger und langwieriger Buß in andern Leibern müſten abgeſtrafft werden? wuſte er mir nichts anders zu erwiedrigen/ als/ daß er zwar ſelbſt ſchwer begreiffen könte/ wie ein Theil GOttes in einem Leib / den er beſeelet/ dergleichen Schandthaten verwürcken möge: doch erfordere die Billigkeit/ daß/ wann er geſündiget hätte / er ſein Verbrechen durch unterſchiedliche Uberwandlungen ausbüſſe.

Andere Indianer geben vor/ GOtt ſeye eine über die maſſen feine und dünne Lufft/ unſere Seelen aber ein Theil dieſes Himmels-Winds/ welcher Theil/ nachdem er als Seel einen Leib bewohnet habe/ ſich mit GOtt wieder vereinige; es wäre dann Sach/ daß er was ſtraffmäßiges verübt hätte / in welchem Fall er nothwendiglich durch mancherley Uberwandlungen ſich reinigen müſte/ bis er endlich die Seeligkeit wieder erlange/ ſo fünff unterſchiedliche Staffeln habe / unter welchen der öberſte darinnen beſtünde/ daß die Seel mit GOtt zu einem Weſen werde.

Eben dieſe verdammte Lehr iſt nicht allein von denen Schul-Jüngern des Pythagoræ und des Platonis, ſondern auch/ wie der H. Hieronymus bezeuget/ durch die Origeniſten/ ſo jenem nachgefolgt/ gelehrt und vertheidiget worden. Cicero führt den Cato ein/ als hätte er geſagt / daß die Weltweiſe von der Italiſchen Sect glauben/ die Seelen ſeyen aus der göttlichen Weſenheit heraus gezogen worden. Audiebam Pythagoram, Pythagoreósque incolas penè noſtros, qui eſſent Italici Philoſophi nominati, nunquam dubitaſſe, quin ex univerſâ mente divinâ delibatos animos haberemus. Ich weiß mich auch zu entſinnen in **Euer Biſchöfflichen Gnaden** Anmerckungen über Origenem geleſen zu haben / daß ſo wol die Platoniſten als die Stoici dieſem Irrthum angehangen/ und daß die Marcioniten ſamt denen Manichæern nachmals denſelben angenommen/ Virgilius aber Georg. Lib. 4. v. 221. in eben dieſem Pythagoriſchen Wahn geſungen habe:

- - - - Deum namque ire per omnes
Terráſque, tractúſque maris,
Cœlumque profundum.
Hinc pecudes, armenta, viros,
Genus omne ferarum,
Quémque ſibi tenues naſcentem
Arceſſere vitas.

Wahr iſt/ daß mehrere Text des Platonis deutlich erweiſen / GOtt habe die Seelen erſtlich erſchaffen/ hiernechſt aber an die Stern angehefftet/ damit ſie von dannen die Vorbildungen aller erſchaffenen Dingen betrachten mögten. Allein mein Vorhaben iſt nicht den Plato mit ſich ſelbſt zu vergleichen/ noch ſeinen Ungewißheiten/ da er ihm ſelbſt ewig widerſpricht und ſich gröblich verredet/ nachzufolgen/ ſondern nur zu zeigen / wie weit die Indianer mit denen Platoniſten/ welche faſt alle ihre Lehr aus dem Pythagora gezogen/ des Seelen-Wandels wegen in ein Horn blaſen: ſintemal/ nach Anmerckung des H. Auguſtini, Plato ſeine Phyſicam oder ſeine Wiſſenſchafft von der Natur aus Pythagora, ſeine Sitten-Lehr aber aus Socrate abgeſchrieben / und aus beyden ein vollſtändige Philoſophie zuſammen geflickt hat.

Solche Ubereinſtimmung dern Indianern mit

mit denen Platoniſten noch deutlicher vorzuſtellen/ iſt zu wiſſen/ daß/ obſchon nach Auſſag dern Indiſchen Büchern die Raſchas, ſo nach denen Brachmännern die vornehmſte Caſt oder Zunfft ſeynd/ in unterſchiedliche Stämme abgetheilt werden/ man dieſelbe dannoch hauptſächlich in zwey Geſchlechter entſcheide: derer das erſtere von der Sonnen ſolle entſproſſen ſeyn/ oder/ beſſer zu ſagen/ derer Seelen vorhin in der Sonnen gewohnet haben/ oder wenigſtens ein lichtreicher Theil dieſes Planetens geweſen ſind; darum wird ſolches Geſchlecht die Sonnen-Caſt genannt. Sie ſagen was gleiches von dem andern Raſchaner-Geſchlecht/ welches ſie die **Monds**-Caſt benahmen. Fragt man aber die Indianer/ von wem die Seelen dern übrigen Caſten herkommen? ſo geben ſie zur Antwort/ daß dieſelbe von denen Sternen entſproſſen ſeyen. Solches zu erweiſen/ vermahnen ſie die Leute/ man ſolle nur die Stern-Butzen oder Stern-Reuſper betrachten/ welche nichts anders wären als eben ſo viel von dem Geſtirn abgefallene Seelen; wann nun/ ſagen ſie/ ein ſolcher Sternſchuß ſich vom Himmel in das Gras herab ſtürtzt/ dieſes aber von einer tragenden Kuhe/ Geis/ Schaaf oder einem ſchwangern Weib geeſſen wird; ſo fährt er in das im Mutter-Leib verſchloſſene Kalb/ Böcklein/ Lämmlein oder Kind/ und wird zu deſſen Seel.

Endlich verſicheren die Indianer eben ſo wol als die Platoniſten/ daß etliche Seelen aus Verdruß ihrer erſten Wohnung im Himmel mit Fleiß von dannen herab auf Erden in die Leiber kommen/ und dieſe bewegen: nachdem ſie aber nach mancherley Uberwandlungen ſich zur Gnüge gereiniget haben/ wieder nach ihrem vorigen Ort in den Himmel zuruck kehren: wann ſie nun allda ſich mit Sünden von neuem beſudeln/ werden ſie zu Folg dieſer Lehr in die Höll hinunter geſtürtzt/ noch aus derſelben ehender/ als nach unendlich vieln Jahren entlaſſen.

IX. Solcher Seelen-Wandel aber geſchiehet nach dern Platoniſten und Indianern Meynung nicht ungefähr/ ſondern nach Maß dern Verdienſten und in gewiſſer Ordnung. Plato lehrt ausdrücklich in mehrern Orten/ daß/ wann eine Seel vorher in GOtt viel Vollkommenheiten geſehen/ und mancherley wichtige Wahrheiten entdeckt hat/ ſie **erſtlich** in den Leib eines Weltweiſens: **zweytens** in den Leib eines Königs oder Fürſtens: **drittens** in einen vornehmen Herrn oder Oberhaupt eines Geſchlechts: **viertens** in einen Artzneykundigen: **fünfftens** in einen Prieſter: **ſechſtens** in einen Reimdichter oder Poeten: **ſiebendens** in einen Handwercksmann oder Taglöhner: **achtens** in einen Sophiſten/ und letztlich in den Leib eines Wütrichs hinein ſchlieffe.

Faſt nach dieſem Fuß reden auch die Indianer/ da ſie ſich einbilden/ daß wann eine Seel vom Himmel kommt/ ſie 1) in den Leib eines Brachmanns/ ſo ihre Weltweiſen ſeynd: 2) in einen König oder Fürſten: 3) in die Vorſteher oder Land-Obrigkeiten/ welche gemeiniglich aus dem Schutter-Geſchlecht ſeynd: und letztlich in Leute eines geringern Stamms einziehen/ von wannen aber/ dafern ſie ſich durch die Buß fleißig reinigen/ dieſelbe wieder höher aufſteigen können. Ein gelehrter Brachmann hat mich verſichert in einem Buch geleſen zu haben/ daß eine Seel wol tauſendmal von einem Leib in den andern wandeln müſſe/ ehe ſie als ein Strahl mit der Sonnen vereiniget zu werden verdiene.

Die Chaldæer ſeynd in dieſem Stuck eben ſo thöricht als die Indianer und Platoniſten/ indem ſie glauben/ die Seelen wären mit gewiſſen Flügeln verſehen/ welche durch die Tugend immer ſtärcker/ durch die Laſter hingegen ſchwächer werden; dann/ ſagen ſie/ die Sünd kan dieſe Flügel alſo ſtutzen/ daß die Seel muß abſteigen oder hinab fallen: wann aber dieſe nach der Tugend ſtrebet/ werden die Flügel dermaſſen beveſtiget/ daß ſie kan in den Himmel fliegen.

Dieſe Gleichnuß macht ihm auch Plato zu Nutzen/ da er ſagt/ daß/ wann eine Seel ſich nicht kan höcher erſchwingen/ ſolches von ihrer Flügeln Schwachheit herrühre. Fragt aber jemand die Platoniſten/ wie viel Zeit nöthig ſeye die durch die Sünd gelähmete Flügel zu ſtärcken/ daß man empor fliegen möge? ſo geben ſie zur Antwort: daß ein groſſer Sünder wenigſtens zehen tauſend Jahr/ ein gerechter aber/ ſo nur kleine Fehler begangen/ nur drey tauſend Jahr ſich durch die Buß reinigen/ und von einem Leib in den andern überwandeln müſſe: *Qui ſimpliciter & ſine dolo philoſophatus eſt, huic, ſi ter ad eum vixerit modum, ter milleni ſufficient anni.*

Wiewol ich nun nicht will in Abrede ſtehen/ die Platoniſten haben ſolches nur Gleichnußweis/ und nicht von wahren Flügeln verſtanden: ſo weiß ich dannoch für gewiß/ daß die Indianer allen Seelen wahrhaffte und leibliche Flügel zueignen/ auch ſo gar denen Berg-Seelen: weil ihrem Wahnwitz nach die Berg/ die Felſen und die Inſul würcklich leben/ und eben ſo wol als der Menſch mit Seelen und Flügeln verſehen ſeyn ſollen. Sintemal (ſagen ſie) vor Zeiten die Berge ſich vor die Städte gelagert haben in dem Abſehen ſie zu bedecken: allein Dewandiran verfolgte ſie mit einem Degen/ ſo aus Demant ware/ und als er ſie in Schlacht-Ordnung angetroffen hatte/ ſchluge er ihnen mit beſagtem Schwerdt die Flügel ab/ daß ſie auf der Wahlſtatt noch heutiges Tages/ ohne ſich zu rühren/ liegen bleiben: dann es ſeynd (ſprechen die Brachmänner) eben diejenige Berg/ welche ſich von der Comoriniſchen Spitz bis in das Reich Mogol in ſchönſter Kriegs-Ordnung erſtrecken/ und gantz Oſt-Indien in 2. Theil entſcheiden. Diejenige Berg und Hügel hingegen/ welche ſich damals nicht bey dem Kriegsheer befanden/ dieſe ſeynd/ nachdem ihnen Dewandiran in der Lufft die Flügel geſtutzt/ hin und wieder auf die Erden gefallen; welche aber in das Meer geſuncken ſeynd/ wurden in Inſul verwandelt. Gleichwie nun die Indianer allen Bergen und Inſuln lebhaffte Seelen ertheilen; alſo erkennen ſie auch nicht allein die Felſen/ ſondern auch einige Götter und Göttinnen für dererſelbigen leibliche Kinder.

X. Plato wurde denen Seeln einen weit

geringern Spott angefügt haben/ wann er dieſelbe nur von einem menſchlichen Leib in den andern hätte fahren laſſen: inmaſſen aber dieſer Irrthum ihn nicht vergnügte/ hat er ausführlich geſchrieben/ daß gemeldete Seelen von dem Menſchen ſo gar in die Leiber unvernünfftiger Thiern überziehen/ gleichwie der H. Auguſtinus im 30. Buch von der Stadt GOttes mit folgenden Worten bezeuget: Platonem animas hominum poſt mortem revolvi usque ad corpora beſtiarum ſcripſiſſe, certiſſimum eſt. Wann aber Porphyrius und andere Platoniſten ſich bemühen ihren Lehrmeiſter zu entſchuldigen/ führen ſie ſo elende Urſachen an/ welche entweders gar nichts heiſſen/ oder gleichgültig erweiſen/ daß die Seelen eben ſo wol in denen Thieren als denen Menſchen ihren Sitz haben.

Alle Seelen/ **ſpricht** Plato (etliche wenige/ ſo in einigen Weltweiſen wohnen/ ausgenommen) werden eben den Augenblick/ da ſie aus dem Leib fahren/ gerichtet und geurtheilet. Etliche fallen in die Höll/ damit ſie daſelbſt geſtrafft und geläutert werden: andere hingegen/ ſo ein heiliges Leben geführt haben/ fliegen in den Himmel und werden allda nach der Maß ihrer Verdienſten mit einer langwierigen Seeligkeit belohnet; nach tauſend Jahren aber kommen dieſelbe wieder auf Erden/ allwo ſie ihnen ſelbſt ein jegliche eine ihrer Neigung anſtändige Lebens-Art erwählen. Da begibt ſich nun öffters/ daß eine Seel/ welche im vorigen Leben einen menſchlichen Leib bewogen hat/ in ein Thier einziehe: hingegen aber eine Thier-Seel ſich in den Leib eines Menſchen verſchlieſſe. Alſo redet dieſer Philoſophus in ſeinem Phædro.

In ſeinen andern Büchern/ ſo er de Republica geſchrieben/ will er Libro X. uns glaubend machen/ daß die Seelen/ wann ſie belieben in die Thier zu überwandeln/ ihnen ſelbſt ein ſolches erwählen/ ſo dem Stand/ in welchem ſie ehmals gelebt/ ähnlich ſeye. Darum habe Orpheus den Leib eines Schwanens: Tamiris einer Nachtigall: Ajax eines Löwens: Agamemnon eines Adlers und Therſites eines Affen angenommen.

Die Indianer führen dißfalls mit dem Plato einerley Lehr/ doch mit dem Unterſchied/ daß nach ihrer Einbildung denen Seelen nicht frey ſtehe ihnen ſelbſt einen Leib nach Gefallen auszuſuchen/ ſondern denjenigen zu beziehen gezwungen ſeyen/ welchen entweder die unvermeidliche Verhängnuß/ ſo bey ihnen Schankſcharam heißt/ oder der Abgott Brumma für ein jegliche Seel beſtimmet; dann ſie glauben gänzlich/ daß jetztgedachter Brumma alle künfftige Zufäll einer jeglichen Seel auf die Schrunden oder Spälten der Hirnſchaal ihres Leibs/ ehe ſie denſelben beſeelet/ einſchreibe.

XI. Wer einmal mit Pythagora und Platone zulaßt/ daß der gantze Menſch in der Seel allein beſtehe/ welche des Leibs ſich nur als eines Werckzeugs oder Kleids bediene/ der muß auch zugeben/ daß die Seelen ſo gar in Bäum und Kräuter überwandelen; gleichwie Ovidius, ſo ſich durchgehends als einen Pythagoriſten aufführt/ in ſeinen Verſtaltungen oder Metamorphoſibus gethan hat. Dann obſchon zwiſchen der **Uberwandlung** Metempſychoſis genannt/ und der **Verſtaltung**/ ſo Metamorphoſis heißt/ einiger Unterſchied iſt; ſo gründet ſich dannoch die letztere auf der erſtern. Darum erzehlt auch Virgilius, daß/ als Æneas einen Baum umhauete/ das Blut Polidori aus demſelben gefloſſen und eine Stimm ſey gehöret worden/ welche aus dem Stamm ihn alſo angeredet habe:

Quid miſerum, Ænea, laceras?
Jam parce ſepulto.
Warum/ Ænea, ſchneidſt mich ab?
Schone; dann ich lieg im Grab.

Die Indianer erzehlen tauſend Mährlein von dergleichen Ubergang dern Seelen in die Bäum; ich will nur eines aus ihrem Ramayenam (ſo ein ihres Sinns nicht allein unfehlbares/ ſondern auch ſo heiliges Buch iſt/ daß es alle Sünden auslöſcht) kürtzlich anführen. Die berühmte Schurpanagei hatte einen Sohn/ den ſie über alles liebte. Dieſer Jüngling/ als er in eines mächtigen Büſſers Garten gekommen war/ verderbte ihm etliche Bäume/ worab ſich dieſer dermaſſen entrüſtete/ daß er ihn verdammt hat ein Baum mit Nahmen Alamaram zu werden. Die Mutter/ welche ein hertzliches Mitleiden gegen ihr Söhnlein truge/ hat den Einſiedler gebeten ſeinen Zorn zu mäßigen; welcher geantwortet hat/ er wäre zufrieden/ daß/ wann der Wichnu unter des Raman Geſtalt auf die Welt kommen und einen Aſt dieſes Baums abhauen würde/ des Jünglings Seel in den Schorkam oder in das Indianiſche Paradeiß fahren mögte/ ohne fernerhin einem Uberwandel unterworffen zu ſeyn.

XII. Wiewol Pythagoras und Plato die Uberwandlung dern Seelen nicht ſo weit getrieben haben/ daß ſie dieſelbe in Stein und andere lebensloſe Cörper hätten übergehen laſſen; ſo hat ſich dannoch Ovidius in ſeiner Metamorphoſi deſſen einiger maſſen unterſtanden/ da er ſingt/ Aglauros ſeye in einen Stein/ Niobe in Marmel/ Atlas in einen Berg ſeines Nahmens/ Scylla in eine Meer-Klippen verwandelt worden. Allein dieſer Reimdichter glaubte nicht/ daß ſolche Berg und Felſen mit einem Leben begabet wären.

Die Indianer hergegen ſeynd gänzlich der Meynung/ daß die Berg/ Felſen und Stein mit Seelen lebhafft verſehen ſeyen; dann man lieſet in ihren Büchern/ daß Cawudaman (ein ſtrenger Büſſer) ſeines ſchönen Eheweibs Ali Seel (wegen Ehebruch) in einen Felſen zu überziehen gezwungen habe/ von welchem dieſelbe aber bald durch den Raman, als er den Felſen mit ſeinem Fuß berührt hat/ nicht allein erlöſet/ ſondern auch in das Heydniſche Paradieß Schorkam ſeye überſetzt worden.

XIII. Ob aber die von ihren Leibern abgeſchiedene Seelen alſobald in andere Leiber fahren/ oder einiger Mittel-Friſt genieſſen? Hierüber ſeynd die Indianer nicht einig; dann etliche aus ihnen meynen/ die Seelen müſſen nach ihrem Hintritt nicht allein bey dem verlaſſenen Leichnam/ ſondern auch bey deſſen Aſchen ſo lang verhar-

verharren/ bis dieſelbe einen andern anſtändigen Leib finden. Die meiſten aber glauben/ daß ſie die Erlaubnuß haben diejenigen Speiſen zu verzehren/ ſo man ihnen nach dem Tod etliche Tag nach einander aufſetzt. Darum frolocken ſie nicht wenig/ wann die Raaben auf dergleichen Eß-Waaren einfallen; inmaſſen der gemeine Mann ſich einbildet/ daß die entleibte Seelen auf einige Täge entweders in wahrhaffte Raaben überwandlen/ oder wenigſtens ſich in der Geſtalt ſolcher Vögeln einſtellen/ hiernechſt aber gen Himmel oder in die Hölle fahren/ nachdem ſie es verdient haben.

Plato verharrt hierüber nicht bey einer Lehr/ ſondern erzeigt ſich unbeſtändig. Doch verſichert er/ daß die gnugſam gereinigte Seelen in den Himmel/ von wannen ſie kommen waren/ hinauf ſteigen; und daß hingegen die Seelen boßhaffter Leuten gezwungen ſeyn einige Zeit lang bey dem Aſchen ihrer verbrannten Leibern/ oder/ wann dieſe nicht durch das Feuer verzehret werden/ bey ihren Gräbern ſich aufzuhalten/ ehe ihnen vergönnt werde/ in andere Leiber zu überziehen; weil auf ſolche Weiſe ihre begangene Sünden ausgebüßt werden.

Euer Biſchöffliche Gnaden haben in dero Buch angemerckt/ was ich hiemit beſtätige/ daß nemlich die Poeten (welche gröſten Theils Pythagoriſten waren) geglaubt haben/ daß alle/ ſo wol gute als böſe Seelen jedesmal auf eine Zeitlang bey ihrer Leich zu verbleiben verbunden ſeyen: ſolches lehrt Virgilius in Æneide, da er von dem Geiſt und von dem Todten-Aſchen des Königes Anchiſis redet: item Ovidius in ſeinem dritten und Propertius in dem vierten Buch Elegiarum. Lucanus will haben/ man ſolle den Aſchen **ſamt dem Geiſt** in einen Krug zuſammen ſchütten:

Cineréſque in littore fuſos
Colligite, atque unam ſparſis
Date manibus urnam.

Servius, da er jene Wort des Buchs Æneidos: animamque ſepulcro condimus, auslegt/ bezeugt ausdrücklich/ die Seel bleibe ſo lang bey dem Aſchen ihres verbrannten Leibes/ als von demſelben nur etwas übrig iſt. Die Egyptier balſamirten die todten Cörper blos allein deswegen/ damit die Seel deſto länger bey demſelben ſich aufzuhalten benöthiget wurde. Die Myrrhen/ das Rauchwerck/ die mit Gummi überzogene Binden aus feiner Leinwand machten die todten Leiber nach Anmerckung des H. Auguſtini Stein-hart. Zu dieſem End haben ſie auch die prächtigen Pyramides oder geſpitzte Thürn aufgeführt/ welche von Herodoto, Diodoro Siculo, Strabone, Plinio, und andern ſo herrlich ſeynd beſchrieben worden.

Die Indianer gönnen ihren entleibten Seelen kein ſo lange Zeit/ ſondern eine Friſt von 12. bis 14. Tägen/ nach welcher ſie ihre Leichen oder deroſelben Aſchen verlaſſen/ und ſich nach ihrer natürlichen Zuneigung um andere Leiber umſchauen/ welche ihnen anſtändiger als die vorigen ſeyen: womit ſie dann fortfahren/ bis ſie etlich hundert Uberwandlungen ausgeſtanden haben. Nicht daß ihnen frey ſtehe Leiber nach Gefallen zu erkieſen: weil zu Folg ihrer Lehr der Abgott Brumma auf die Hirnſchaal dern Kindern in der Geburt den gantzen Verlauff ihres künfftigen Lebens verzeichnet/ und zwar dergeſtalt beharrlich/ daß weder er noch alle andere Götter ſolche Schrifft mehr auslöſchen oder dero Vollziehung verhinderen könten. Einige wollen behaupten/ Brumma verzeichne das Schickſal nach ſeinem Belieben auf dern Kindern Hirnſchaalen/ ohne ſich an eine gewiſſe Maß oder Vorſchrifft zu binden: andere hingegen ſagen/ daß er hierinfalls ſich nach dem Leben/ ſo die Seel vorher in einem andern Leib geführt habe/ richten müſſe. Beſagte Schrifften ſelbſt belangend/ geben ſie vor/ daß gleichwie die Hirnſchaal aus etlichen Theilen zuſammen gefügt iſt/ dieſer Fugen aber hauptſächlich drey ſeynd/ nemlich die **Pfeil-Naht/** ſo vom Hauptwirbel bis zur Naſen herunter laufft: die **Crantz-Naht/** welche Creutzweis auf der Stirn durch die Pfeil-Naht gehet/ und die **Winckel-Naht/** ſo das hintere Haupt mit dem vordern verbindet; alſo auch die Zähn ſolcher Nahten eben ſo viel geheime Buchſtaben und Wörter ſeyen/ welche kein Menſch leſen/ vielweniger dererſelben Bedeutung ergründen möge. Die alten Brachmänner haben einträchtig geſagt/ daß weil das Gute nothwendiger Weiſe belohnet/ das Böſe aber muß abgeſtrafft werden/ ſolcher Unterſcheid des Guten und des Böſen die eintzige Urſach dern unterſchiedlichen Ständen ſeye/ welche der Brumma durch ſeine Schedel-Schrifften einem jeglichen nach ſeinen vormaligen Verdienſten vorſchreibt/ vermög des bewährten Sprichworts/ welches die Indianer ewig in dem Mund führen/ da ſie ſprechen: **Wer Gutes thut/ der wird Gutes finden: wer Ubel thut/ wird Ubel finden.** Dieſe unumgängliche Noth das Böſe zu ſtraffen und das Gute zu belohnen/ nennen ſie Schankaram oder eine unumgängliche Verhängnuß/ welche ſie in ihren Büchern mit unendlich vielen Fabeln vertheidigen. Ein groſſer Ubelthäter/ ſagt eines ihrer Büchern/ welcher zwar allerhand Laſter begangen/ und nichts deſtoweniger eine Maß Bambus-Saamen zum Allmoſen gegeben hatte/ hat durch dieſes eintzige gute Werck nicht allein ſeine grobe Sünden ausgelöſcht/ ſondern auch verdient in der nechſt-erfolgten Uberwandlung ſeiner Seel ein Sohn des Königs von Caſchi gebohren zu werden.

Hingegen meſſen die Indianer alles Unheyl/ ſo einem zuſtehet/ denen in vorigem Leben verübten Laſtern zu. Als ich vor einigen Jahren um des Glaubens willen zu Tarcolam in der Gefängnuß lage/ beſuchte mich ein vornehmer Heyd und tröſtete mich/ ſo gut er könte. Gleichwie er nun offenhertzig mit mir umgienge/ alſo hat er mir unter andern auch folgende Wort geſagt: **Euer Ehrwürden haben ſo offt wider die Uberwandlung dern Seelen geprediget/ welche ſie hoffentlich jetzt nicht mehr läugnen werden; angeſehen der betrübte Zuſtand/ welcher ſie dermal ängſtiget/ dieſelbe ſolcher Warheit gänzlich überzeuget. Ich hab von ihren**

Lehr-

Lehrjüngern vernommen/ daß ſie von Jugend auf ein nicht allein unſchuldiges/ ſondern auch ſtrenges Leben geführt haben. Weil alſo unmöglich iſt/ daß ſie eine dergeſtalt harte Straff in gegenwärtigem Leib verwürckt haben/ folgt ja nothwendig/ daß ihre Seel in einem vorigen Leben müſſe geſündiget und ihr ſelbſt dieſe Qualen über den Hals gezogen haben.

XIV. Der H. Irenæus ſchreibt in ſeinem von der Ketzerey heraus gegebenem Buch/ daß/ als Plato denenjenigen nichts wuſte zu antworten/ welche ihm vorgeruckt hatten/ ſein Seelen-Wandel müſte ein eiteles Gedicht ſeyn; weil ſich kein Menſch deſſen/ was er in einem vorigen Leben gethan hätte/ zu entſinnen wüſte/ er den **Fluß der Vergeſſenheit** erfunden und (ohne ſolches zu erweiſen) vorgeben habe/ daß derjenige Teuffel/ ſo dem Ubergang dern Seelen von einem Leib in den andern vorſtehet/ dieſelbe vor jeglicher neuen Geburt zwinge von dieſem Waſſer zu trincken. **Du ſagſt/** ſpricht Irenæus, **daß der Teuffel durch dieſen Trunck alle Gedächtnuß des vorigen Lebens völlig zernichte. Aber wie erweiſeſt du/ daß ein ſolches Getränck ſeye? wie weiſt du/ daß es der Teuffel zubereite? weiſt du es nicht/ ſo iſt eines ſo falſch als das andere. Erinnerſt du dich hingegen dem Teuffel dieſen Trunck Beſcheid gethan zu haben/ ſo ſolteſt du dich ja ebenfalls alles deſſen/ was in einem vorigen Leben mit dir vorbey gangen iſt/ erinnern.**

Doch fügte Plato hinzu/ ſolche Vergeſſenheit pflege die Erinnerung aller vorigen Begebenheiten und Gedancken nicht dergeſtalt zu vertilgen/ daß in einem neuen Leib nicht einige Spur dernſelben überbleiben ſolte; ſondern es könte ein jeder mit Betrachten/ Nachſinnen und Studiren ſeine vorhin beſeſſene Wiſſenſchafften wieder erwecken; angeſehen dieſe vielmehr eine Erinnerung deſſen/ was man vor Zeiten erlernet hätte/ als neu-erworbene Kundſchafften wären. So gäbe es auch etliche ſehr wenige Seelen/ welche ſich aller ihrer Uberwandlungen zu entſinnen wüſten: gleichwie oben bereits iſt erwehnet worden: allwo ich auch gezeigt hab/ daß die Indianer in dieſem Stuck bey nahe reden/ wie die Platoniſten.

Man lieſet in dem Buch Brumma-puranam, daß König Bimariſchen, da er die Aſcharam oder Landsbräuch auf keine Weiſe halten konte/ von ſeiner Gemahlin (der Königin Comatudi) befragt/ warum er ein alſo übelgeſittetes Leben führe? geantwortet habe/ die Götter hätten ihm geoffenbart/ daß er vormalen ein Hund geweſen/ in ſolchem Stand aber ungefähr zu einem Tempel/ allwo man dem Abgott würcklich opfferte/ gekommen ſeye; weil ihn nun der Hunger ſehr plagte/ wäre er zum drittenmal auf das Altar geſprungen und hätte anfangen Reis zu freſſen; als er nichts deſtoweniger/ da man ihn ſchon dreymal abgewieſen/ noch den vierdten Verſuch gewagt hätte/ wäre ihm ein ſo harter Streich gegeben worden/ daß er bey der Thür des Tempels/ ſo dem Abgott Schiwan geweyhet war/ nieder gefallen und todt geblieben ſeye: niemand hätte mit ihm ein grö̈ſſeres Mitleiden gehabt als Schiwan, welcher vom Paradeis herab kommen wäre/ um das Opffer zu ſehen/ und deſſen Dampff zu riechen. Er habe ſich ſeiner ſo nachdrücklich angenommen/ daß die entleibte Hunds-Seel durch eine neue Geburt zu einem König/ als er jetzt wäre/ worden iſt. **Wann ich demnach/** ſprach König Bimariſchen, **die Lands-übliche Gebräuch nicht genau beobachte/ kommt ſolches von meinem vorigen Hunds-Leben her/ welches mir annoch anklebet.** Die fürwitzige Königin Comatudi bate ihren Königlichen Gemahl ihr zu ſagen/ wer dann ſie vorher geweſen ſey? nachdem er ſich durch ſeine geiſtliche Ubungen deſſen erkundiget hatte/ offenbarte er derſelben/ daß ſie ein Vogel geweſen wäre/ welchen ein Geyer ſo lang verfolgt/ bis jener bey der Tempel-Thür obgedachten Abgotts Schiwans vor Ohnmacht geſtorben wäre/ welcher aus Erbarmnuß verordnet hätte/ daß die Seel dieſes Vogels als eine Raſchattin oder Königliche Princeßin ſolte von neuem gebohren werden. **Was wird aber/** ſagte die Königin/ künfftighin aus uns werden? der König beſonne ſich abermal und gab ihr zu verſtehen/ daß ſie alle beyde bis zum drittenmal aus dem Königlichem Geſchlecht dern Raſchas würden auf die Welt kommen.

Woraus ein jeder mag abnehmen/ daß die Indianer in Mitten dieſer dicken Finſternuſſen unter ſo mancherley Lügen/ Mährlein und Aberglauben nichts deſtoweniger für gewiß glauben. 1) Ein allerhöchſtes ewiges Weſen/ welches alle andere Ding erſchaffen habe. 2) Unzählich viel verſtändige Geiſter/ welche zwar weit unter GOtt ſtehen/ dem Menſchen aber zimlich vorgehen. 3) laſſen ſie auch zu/ daß es Teuffel und böſe Geiſter gebe. 4) Daß die Seel unſterblich ſeye. 5. Wiſſen ſie von dem zukünfftigen Leben/ wie nicht weniger von dem Paradeyß und von der Höllen/ und ſeynd gäntzlich überzeugt/ daß man dieſe durch die Sünd/ jenes hingegen durch die Tugend verdiene. 6) Daß man ſeine Sünden auf dieſer Welt könne ausbüſſen. 7) Daß der Reichthum und die Gemächlichkeit gemeiniglich die Quellen aller Laſtern ſeyen. Mit einem Wort dieſe Leute erkennen gewiſſe Wahrheiten/ welche dieſelbe zum Chriſtlichen Glauben mit göttlicher Gnad leichtlich anlocken wurden/ wann ſie dergleichen Licht mit ſo unbeſchreiblich viel ungereimten Gedichten nicht verdunckelten.

Fragen mich letztlich Euer Biſchöffliche Gnaden/ mit was Grund-Urſachen wir denen Indianern ihren **Seelen-Wandel** widerlegen? So diene ich hierauff/ daß die Beweißthümer/ welcher ſich der H. Thomas von Aquin wider die Heyden braucht/ bey unſern Indianern ſchier nichts verfangen wollen. Damit wir dann ihnen dieſen ſo gottloſen als lächerlichen Wahn verleiden/ nehmen wir unſere Zuflucht zu ihrer eigenen Lehr/ zu ihren Gebräuchen/ und zu ihren Sprüchwörtern. Durch ſolche Vorſtellungen aber zeigen wir denen Brachmännern/ daß ſie ihnen ſelbſt widerſprechen/ und machen ſie alſo zu Schanden/ daß ſie

gezwungen ſeynd/ den Unfug und Greuel ihrer Lehr zu erkennen.

Wir forſchen erſtlich aus ihnen/ ob der Menſch ſeye erſchaffen worden? ſie ſagen/ ja; dann Brumma ihr erſter Drey-GOtt ſoll Himmel und Erden/ Menſchen und Thier erſchaffen haben. Wir fragen ferner/ ob nicht wahr ſeye/ daß Krafft ihrer Lehr erwehnter Brumma erſtlich nur einen/ folgends neun und hiernechſt alle Menſchen/ ſo von dieſen erſtern abſtammen/ erſchaffen habe? Sie dörffen es nicht läugnen/ weil dieſes ihre Lehr iſt. Wir ſtellen die Frag höher und ſprechen zu ihnen: Geſetzt/ es ſeyen dieſer erſten Menſchen bis hundert tauſend geweſen: waren ſie alle gleiches Standes? war einer ſo reich/ ſo geſund/ ſo hoch und ſo geehrt/ wie der andere? gabe es unter ihnen keine krancke noch arme Leute? war kein Obrigkeit noch Unterthan? Sie antworten/ es müſſen zweiffels-ohne die Leute in unterſchiedliche Stände ſeyn abgetheilt geweſen. Worauff wir ihnen verſetzen: Nun hatten dieſe erſten Leute vorhin nichts böſes noch gutes gethan/ weil ſie vor dieſer erſten Erſchaffung/ wie ihr ſelbſt lehret/noch nicht waren; woher kommt dann dieſe Ungleichheit dern Ständen/ welche den einen glückſeelig/ den andern aber unglückſeelig macht? wann aber der Unterſchied des Stands dieſer erſten Menſchen der in einem vorigen Leben geübten Tugend oder Sünd nicht kan zugeſchrieben werden; was zwingt uns dergleichen Unterſchied dern heutiges Tags lebenden Menſchen ihrer vormaligen Tugend oder Sünd beyzumeſſen? Da erſtummen ſie und können weder für ſich noch hinter ſich. Dernwegen ſagen etliche Brachmänner/ drey Sachen wären von Ewigkeit her geweſen/ nemlich das allerhöchſte Weſen/ die Seelen und die Geburten/ welche drey Stück ſie Padi, Paſchu und Paſcham benahmen. Allein dieſer Ketzern ſeynd wenig. Die allgemeine Lehr iſt/ Brumma habe alle erſte Ding erſchaffen. Ihre Jahr-Rechnung ſetzt ſo gar ein gewiſſe Zahl dern Jahren/ welche von der Erſchaffung her ſollen verfloſſen ſeyn: es bleibt alſo unſer Gegenſatz in ſeiner gantzen Krafft/ welchen ſie auf keine Weiſe wiſſen zu beantworten.

Die zweyte Frag tragen wir ihnen alſo vor: wo waren dieſe Seelen/ ehe die Welt iſt erſchaffen worden? diejenige/ die da ſprechen/ daß unſere Seelen Abſchnitzlein der Gottheit ſeyen/ ſagen/ dieſelbe haben ſich in GOtt ſelbſt ſo lang aufgehalten/ bis ſie ſich endlich von ihm abgeriſſen und auf die Welt kommen ſeynd/ um hierſelbſt verſchiedene Leiber dern Menſchen/ dern Thiern und Bäumen oder Gewächſen lebhafft zu machen. Worauff wir antworten: wann alle und jede Seelen eben ſo viel abgeſchnittene gleiche Theil der Gottheit ſeynd/ wie haben ſie verdient ſo unterſchiedlich oder ungleich verlegt zu werden/ daß einige den Leib eines Königs/ andere einen Stock/ dieſe einen Löwen/ jene ein Lamm beſeelen? Die Antwort fällt denen Indianern ſo ſchwer/ daß ſie mit derſelben nicht können aufkommen. Diejenige Brachmänner aber/ welche da behaupten wollen/ daß die Seelen vor ihrer Erſchaffung auſſer GOtt geweſen ſeyen/ finden keinen Ort/ in welchem ſie dieſelbe/ ehe die Welt wäre/ könten beherbergen/ ſondern erkennen die Thorheit ihres Irrthums/ welchen dannoch zu bemänteln einige ſich nicht ſcheuen zu ſagen/ die Seelen hätten ſolche gantze Zeit hindurch geſchlaffen; allein wie kan ein Seel ſchlaffen/ ehe ſie iſt erſchaffen worden?

Bisweilen beſtreite ich ſie mit jenem Spruch/ den ſie ewig im Mund führen/ daß nemlich der **Menſch eine kleine Welt** ſeye/ in welcher ſich alles äuſſern muß/ was in der groſſen Welt gefunden wird. Ihr könnt nicht läugnen/ ſag ich ihnen/ daß in der groſſen Welt eine Sach von der andern müſſe unterſchieden ſeyn; ſonſt würden ja alle und jegliche Geſchöpff nichts als Sonn und Stern ſeyn. Das allgemeine beſte erfordert unwiderſprechlich/ daß alle Theil/ aus welchen die Welt beſtehet/einander untergeben/oder eines dem andern in ſchöner Ordnung nachgeſetzt/ alles richtig zuſammen gefüget/ und eine jegliche Sach von einer andern nach gewiſſer Maß abgeſöndert oder unterſchieden ſeye. Die Brachmänner laſſen es zu. Wann ihr dieſes geſtehet/ ſag ich ihnen/ ſo müßt ihr bekennen/ daß es mit der kleinen Welt/ das iſt/ mit dem menſchlichen Geſchlecht gleiche Bewandnuß habe: daß folgſam nicht alle können König ſeyn/ ſondern ein Menſch dem andern nach gewiſſer Ordnung müſſe nachgeſetzt werden. Die Vernunfft und die Sach ſelbſt will es alſo haben. Was iſt dann nöthig den Unterſchied dern Ständen einem in vorigem Leben geführten böſen oder guten Wandel beyzumeſſen.

Gleichwie die Indianer zugeben/ daß obſchon hier unten zwiſchen einem **Brachmann**/ einem Fürſten oder Raſcha und einem Parias oder gemeinem Mann ein groſſer Unterſchied iſt/ deſſen ungeachtet bey der Pforten des Himmels die Tugend allein den einen von dem andern unterſcheiden werde: mithin wenig daran gelegen ſeye/ ob einer auf dieſer Welt in dieſem oder jenem Stand lebe/ wann er nur der Tugend fleißig nachſtrebet. Alſo treibe ich ſie mit dieſer ihrer Gleichnuß noch tieffer in die Enge und ſage: ihr erkennt/ daß in dem Menſchen/ den ihr die **kleine Welt** nennet/ ein jegliches Glied ſeine beſondere Verrichtung haben müſſe; daß der Kopff oben/ die Füß aber unten ſtehen ſollen; daß/ wiewol des einen Glieds Geſchäfften adelicher oder vortrefflicher ſeynd als des andern/ nichts deſto minder ein jegliches mit ſeinem Stand ſich begnügen ſolle. So ſeyd ihr dann gezwungen zu ſagen/ daß es mit der groſſen Staats-Welt gleiche Beſchaffenheit habe: daß unterſchiedliche Caſten oder Geſchlechter ſeyn müſſen: daß in welcher Caſt ein Menſch immer gebohren werde/ wann er nur tugendſam lebet/ er weit glückſeliger ſeye/ weder ein anderer/ ſo dem Leib nach aus einer höhern Caſt herſtammet/ annebſt aber einen laſterhafften Wandel führt; woraus dann folgt/ daß der wahrhaffte und endliche Unterſchied eines Menſchen von dem andern in der Tugend und Sünd beſtehe.

Die Indianer pflegen zu ſagen/ ein tugendhaffter Menſch/ werde als ein groſſer König gebohren

wer-

werden/ und daß in einer andern Uberwandlung deſſen Tugend mit allen erdencklichen Wollüſten und Ehren werde belohnet werden. Allein/ ſprechen wir zu ihnen/ wie reimet ſich dieſes mit einem andern euerer Lehr-Sätzen zuſammen / laut weſſen alle König nach ihrem Tod in die Höll fahren? wie kan ein Stand/ der euch verdammt/ die Belohnung euerer Tugend ſeyn? Ihr verſichert/ daß die Abtödtung ſeiner ſelbſt mit der Wolluſt/ und daß die freywillige Armuth eines Sanias oder büſſenden Brachmanns mit dem Reichthum werde vergolten werden; hingegen lehret ihr auch/ daß der Reichthum und die Wolluſt den Menſchen in die Sünd und in das Verderben ſtürtzen. Heißt das nicht eben ſo viel/ als ſprächet ihr/ daß die Tugend mit dem Laſter oder wenigſtens mit der Quell aller Sünden werde belohnet werden? wird vielleicht ein Sanias darum/ daß er ſich des Reichthums und dern Weibern enthalten hat/ damit er der Tugend deſto ungehinderter mögte obliegen/ keinen andern Lohn zu empfangen haben/ als daß er ſich in einer neuen Geburt mit mehrern Weibern vermiſche und groſſe Schätz beſitze? wie gehet dieſes auf einander? wer ſiehet nicht den Unfug ſolches Irrthums?

Einen andern Beweißthum gründen wir auf des Brummæ Hirnſchrifft und Beobachtung des Geſtirns. Ihr wollt wiſſen/ ſagen wir/ daß der Brumma alle Gedancken/ Wort/ Werck/ Umſtände und Zufäll eines Menſchen Haar-klein auf deſſen Hirnſchaale gleich anfangs in ſeiner Geburt ſchreibe: daß ſolche Schrifft weder ausgelöſcht/ noch verändert werden könne/ ſondern alles/ was ſie auſſagt/ ſich notwendiger Weiſe alſo/ wie es geſchrieben iſt/ zutragen müſſe: daß weder Brumma, noch alle Götter zuſammen den Ausgang oder Bewerckſtelligung erwehnter Schrifft zu hintertreiben vermögen/ welche lediglich auf das in voriger Geburt zuruck gelegte Leben gegründet ſeyn ſolle. Allein ihr ſagt anderſeits auch/ daß des Menſchen gantzes Leben und Schickſal in dem Himmliſchen Geſtirn und dem Planeten-Lauff völlig verzeichnet ſeye; daß/ wann jemand ſein Vorhaben glücklich ausführen will/ er vorhin die Stern um Rath fragen ſoll: daß/ wann jemand ſich verehlichen/ in die Ferne verreiſen/ einen Bau aufführen/ einen Vertrag ſchlieſſen/ oder ſonſt was wichtiges vornehmen will/ man vorläuffig durch einen Sternkundigen Brachmann die zwölff Himmliſche Zeichen ſamt denen ſieben und zwantzig Haupt-Geſtirnen/ wie auch die Planeten wol beobachten und aus ſolchen den glücklichen oder widerwärtigen Ausgang der vorgenommenen Sach ermeſſen müſſe. Aber was kan mir das Geſtirn helffen oder ſchaden / wann alle meine Verhängnuſſen unveränderlich von dem Brumma auf meinem Schedel geſchrieben ſeynd? wann hingegen mein Schickſal gäntzlich und allein von dem Geſtirn beſtimmt und entſchieden wird/ ſo iſt ja des Brumma Hirnſchrifft ein lediges alt Weiber-Gedicht. Dieſen Einwurff wiſſen die Brachmänner eben ſo wenig aufzulöſen als jenen/ welcher jetzt nachfolgt.

Die Grund-Urſach/ warum die Uberwandlung dern Seelen aus einem Leib in den andern für nothwendig geachtet wird/ beruhet auf dem/ daß die Sünd/ ſo man im vorigen Leben begangen/ unvermeidlich muß abgeſtrafft werden. Nun aber iſt nach dern Indianern Lehr nichts leichters/ als die Sünd auszulöſchen; indem ſie ſagen/ daß wer dieſe drey Nahmen Schiwa, Rama, Harigara ausſpricht/ das erſtemal die Verzeihung aller ſeiner Sünden/ das drittemal aber einen ſo unendlichen Verdienſt erlange/ daß die Götter ſelbſt aus Aengſtigkeit nicht mehr wiſſen / wie ſie denſelben belohnen ſollen. Darum ſeynd dergleichen mit Verdienſten überſchwemmlich volle Seelen nicht mehr ſchuldig in andere Leiber zu überwandeln/ ſondern gehen nach ihrem Tod graden Weegs in des Abgotts Devandiran Paradeyß. Weil alſo kein eintziger Indianer zu finden iſt/ ſo gottlos als er auch übrigens ſeyn mag / welcher gemeldete drey Nahmen nicht alle Tag wenigſtens dreyßig mal ausſpräche/ andere aber dieſelben wol tauſend mal wiederholen/ und hierdurch dermaſſen groſſe Verdienſte über einander häuffen/ daß die Götter ſolche zu bezahlen allerdings unfähig ſeynd; weil über dieſes die Sünden durch mancherley andere Mittel/ verſtehe/ wann ſich einer in gewiſſen Wäſſern badet/ wann er denen geitzigen Brachmännern ein Allmoſen gibt/ wann er einige Wallfahrten anſtellt / oder in dem Buch Ramayenam lieſet/ oder die Heydniſche Feſttäge feyeret / entweders nachgelaſſen oder zernichtet werden; ſo folgt ja handgreifflich / daß kein Menſch in Indien mit dem geringſten mahl einiger Sünd / ſondern mit unendlichen Verdienſten wol ausgerüſtet dahin ſterbe; wo aber keine Sünd mehr übrig iſt / da bedarff man keiner Buß / vielweniger einer Uberwandlung in einen andern Leib/ in welchem man ſeiner begangenen Miſſethaten wegen abgeſtrafft oder gereiniget werde.

Wir greiffen die Brachmänner bisweilen mit eben denenjenigen Beweißthümern an/ mit welchen die alten Chriſten vor Zeiten denen Pythagoriſten auf folgende Weiſe begegnet ſeynd. Wann eben die Seelen / ſo in denen Menſchen wohnen/ auch in die unvernünfftige Thier übergehen/ ſo muß es ein entſetzliche Mordthat ſeyn/ ein Viehe oder Thier todt zu ſchlagen; weil es ſich leichtlich zutragen kan/ daß jemand ſeinen eigenen Vatter oder ſeine Kinder um das Leben bringe: ſo ſeynd dann eure Götter laſterhaffte Mord-Wütterich/ indem ſie an eueren Schlacht-Opfferen ein Wolgefallen haben.

Aus Gelegenheit dergleichen blutigen Opffern/ mit welchen die alten Philoſophi, ohne ſich durch ihren Seelen-Wandel hievon abſchröcken zu laſſen/ ihre Affter-Götter verehrten/ muß ich ein gewiſſe That des Pythagoræ allhier anmercken/ welche bey denen Brachmännern noch würcklich im Schwung gehet. Man weiß/ daß gedachter Weltweiſe ſeinen Götzen eine Hecatomben zur Danckſagung geopffert habe/ weil er einen gewiſſen Beweißthum/ ſo die Feldmeſſerey betraffe/ erfunden hatte. (Hecatombe iſt ein ſonderbares Opffer, in welchem hundert Stück einerley Viehes geſchlachtet werden) Obſchon nun Pythagoras ſich

ſich des Fleiſch-Eſſens beſtändig enthalten/ ſondern von Milch und Honig gelebt hat/ ſo unterlieſſe er dannoch nicht gewiſſer Theilen des zum Opffer geſchlachteten Viehes zu genieſſen. Eben deſſen unterfangen ſich auch die Brachmänner in ihrem vornehmſten Opffer/ ſo Ekiam genannt wird/ da ſie gewiſſe Stück Fleiſches dern geſchlachteten Hammeln ohne Scheu eſſen/ gleichwie ich zu Triſcherapaly mit dieſen meinen Augen ſelbſt geſehen hab/ wiewol ſie ſonſt keinen Biſſen Fleiſch laſſen in ihren Mund kommen/ ſondern ſich mit Reis und Kräutern ernähren. Indeſſen giebt es nach ihrem Wahn fünfferley Sünden/ die man in Anſehung dern genußbarn Kräutern/ welche ſie überhaupt Panſchunu nennen/ verüben kan: dieſe Sünden begehet man nun/ da man die Kräuter abſchneidet/ da man ſie zermalmet/ da man ſie mit Füſſen trittet/ da man ſie kocht und da man ſie keuet. Worüber ich ſie alſo pflege anzureden: Ihr Herrn Brachmänner begehet unendlich mehr und gröſſere Sünden/ als die übrige Indiſche Geſchlechter/ welche Fleiſch eſſen; dann indem dieſe etwann einen Schöpſen ſchlachten/ begehen ſie nur eine Mordthat; da ihr hingegen/ weil ihr täglich ſo viel Kräuter abbrocket/ kochet/ käuet und eſſet/ eben ſo viel Todtſchläge begehet/ derer Zahl noch ſtärcker anwächſt/ wann ihr Waſſer/ mit dem Waſſer aber eine Menge kleiner Thierlein hinein trinckt/ welche man mit freyem Aug nicht ſehen kan. Solche Folgerungen/ welche wir aus ihrer Lehr unwiederleglich herleiten/ machen ſie hefftig zu Schanden/ und überzeugen ſie ihres Irrthums.

Als ich zu Siam ehemals in einem Heydniſchen Cloſter dieſelbige Landſprach von dem Obern ſelbſt erlernete/ gab ich dieſem meinem Sprachmeiſter zu verſtehen/ daß er mit dem Waſſer/ ſo er getruncken/ viele kleine Thierlein hinein geſchluckt hätte. Er konte ſich anfangs nicht enthalten/ meiner zu lachen; nachdem ich aber ihm durch ein künſtliches Kleinglas in eben dem Waſſer/ von welchem er genoſſen hatte/ viel kleine Thierlein wieſe/ hat er ſich darab nicht wenig entſetzt.

Ein anderes mal kame mir zu Sinnen/ ich ſolle es verſuchen/ ob ich mit des Cartheſii Lehr mit denen Indianern nicht etwas Gutes auswürcken könte/ abſonderlich weil ich mit einem Brachmann über den Ubergang dern Seelen in den Leib unvernünfftiger Thieren ein langes Geſpräch hielte. Ich ſtellete ihm dann vor und befliſſe mich zu erweiſen/ daß die Thier keine Seel haben/ ſondern nichts anders als künſtliche Cörper ſeyen/ welche gleich einem Uhrwerck ſich ſelbſt bewegen. Gleichwie ich aber wuſte/ daß man denen Indianern alles handgreifflich müſſe vortragen/ weil ſie eines ſpitzfindigen Nachſinnens nicht fähig ſeynd/ iſt nicht wahr/ ſprach ich zu ihm/ daß GOtt allmächtig ſeye/ und daß er den Leib eines Thiers/ zum Exempel eines Pferdts geſtalten könne/ ohne benöthiget zu ſeyn demſelben eine Seel zu geben? Ihr müſt es/ ſagte ich/ zulaſſen/ weil ihr ſelbſt bekennt/ daß Brumma auf eben dieſe Weiſe den erſten Menſchen erſchaffen habe. So ſeynd auch euere Bücher mit dergleichen Kunſtſtücken angefüllt/ mit welchen man ehedeſſen euere vormalige Käyſer ſoll ergötzt haben/ als mit einer Bildſäuln/ welche die Geſtalt eines Menſchen hatte/ alle Morgen frühe zu des Käyſers Bett trate/ ihn mit der Hand gemächlich berührte/ und von dem Schlaf aufweckte; wie auch mit gewiſſen durch die Kunſt verfertigten Vögeln/ welche von ſich ſelbſt in der Lufft herum geflogen ſeynd. Gewiß iſt/ daß alle dergleichen künſtliche Leiber zwar keine Seel gehabt/ und dannoch/ als wären ſie beſeelet/ ſich bewogen haben. Wann nun Menſchen-Händ dermaſſen kunſtreiche Stück verfertiget haben/ warum ſoll dem allmächtigen GOtt unmöglich ſeyn einen ſolchen Leib eines unvernünfftigen Thiers zu machen/ welcher ohne Seel auf eben die Weiſe/ als wäre er mit dergleichen verſehen/ ſich bewege? Ich wolte meine Red noch weiter ausführen/ aber der Brachmann unterbrach ſolche mit Unwillen und ſprach: wiſſet ihr nicht/ was wir alle Tag an denen Elephanten und Affen mit Augen anſehen? Er erzehlete mir hierüber viel ſeltſame Thaten dieſer Thieren/ welche mancher Menſch nicht alſo vernünfftig oder argliſtig wurde in das Werck geſtellt haben/ und beſchloſſe ſeine Antwort mit folgenden Worten/ daß nemlich die Affen aus lauterer Bosheit nicht reden wollen; weil ſie ſich beſorgen/ man mögte ſie ſonſt zur Arbeit zwingen/ ab welcher ihr kurtzweilige Trägheit ein Abſcheuhen hätte: **Wann es bey mir ſtünde/** ſagte er/ **ſo wolte ich die Seel etlicher Thieren der Seel mancher Menſchen vorziehen/ angeſehen man in ihrer Arbeit mehr Fleiß verſpührt: dieſes zu begreiffen darff einer nur die Ameiſen und Bienen ſamt ihrer wunderbarlichen Arbeit betrachten.** Ich merckte gar bald/ daß man denen Brachmännern mit der neuen Philoſophie nichts abgewinnen würde/ ſondern ſich vielmehr anderer Beweißthümern wider dieſelben bedienen müſſe.

Letztlich häuffen wir eine Menge ungereimter Thorheiten zuſammen/ welche aus ihrer Lehr folgen/ und ſie nichts deſtoweniger müſſen zulaſſen: worinn ſie abermal mit denen Pythagoriſten übereins kommen/ welche die allerabgeſchmackteſten Fabeln gern geglaubt haben/ wann nur ihr lächerliche Uberwandlung durch ſolche unterſtützt wurde: weſſenwegen ſie auch des Pythagoræ guldenes Hufftbein/ des Abaris Pfeil und andere Poſſen mehr zugelaſſen haben/ welche Eunapius, ſo des Pythagoræ Lehr gründlich verſtunde/ in ein Buch zuſammen getragen/ und als gewiſſe Wahrheiten verkaufft/ hierdurch aber dem Jamblico, der ſonſt viel auf Pythagoram hielte/ Anlaß gegeben hat zu ſagen/ daß dieſes Weltweiſens Anhänger ihre Lehr mit tauſenderley erdichteten Mährlein erweiſen und diejenigen für Narren halten/ welche ſo klug ſeynd/ daß ſie ihnen nicht glauben wollen. Darum hat Xenophon geſchrieben/ die Pythagoriſche Lehr ſeye τερατώδης oder voller Wunder und Abentheuer.

Solche Schwachheit haben auch unſere Indianer/ welchen kein Mährlein weder zu grob noch zu abgeſchmack iſt/ daß ſie es nicht glaubten. Sie ſcheuhen ſich nicht einem ehrlichen Mann/

mit

mit dem ſie reden/ mit ernſthafften Geberden zu erzehlen/ daß zum Exempel ein gewiſſer Eſel dernwegen kein Stroh freſſen wolle/ weil er ſich erinnere/ daß er in ſeinem vorigen Leben ein groſſer König geweſen ſeye/ und ſich bey herrlichen Mahlzeiten erluſtiget habe.

Allein dergleichen Fabeln machen wir uns zu Nutzen; dann gleichwie die Indianer überwieſen ſeynd/ daß die Seel unſterblich ſey/ und daß die Sünd abgeſtrafft/ die Tugend aber nach dem Tod belohnet werde; brauchen wir wider ſie eben denjenigen Gegenſatz/ mit welchem Tertullianus den Laberium beſtritten hat/ damit er ihm zeigte/ daß die Todten auferſtehen werden. Laberius ware des Wahns/ daß der Mann nach ſeinem Hintritt zu einem Maul-Eſel/ das Weib aber zu einer Atter werde: Tertullianus würdigte ſich nicht den Unfug ſolcher Fabel vor Augen zu ſtellen/ ſondern begnügte ſich den Laberium durch dieſes Gedicht der Auferſtehung von denen Todten zu überweiſen: iſt dem alſo/ ſagte er (und ſagen wir zu denen Indianern) daß die Menſchen-Seelen den Leib eines Maul-Eſels oder eines andern Thiers nach dem Todt bewegen/ wie vielmehr werden eben dieſe Seelen zum andern mal in ihre Leiber fahren und dieſelben bewohnen können?

Auf ſolche Weiſe/ gnädiger Herr/ ſeynd wir dahin bemühet/ daß die Lug ſelbſt der Warheit dienen müſſe/ damit die Indianer ihrem Licht die Augen eröffnen und ſeelig werden. Wann ſie einmal ihrer Blindheit überzeugt ſeynd/ fangt die Wahrheit an/ ſie ohne Hinternuß zu erleuchten/ ſie aber/ wann GOtt ihr Hertz berührt/ ſich zu bekehren. Ubrigens ſchätze ich es mir für eine ſonderbare Ehr mit tieffeſter Demuth zu verbleiben

Euer Biſchöflichen Gnaden

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

Joannes Venantius Bouchet, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 145.

Brief

R. P. Joannis Venantii Bouchet, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An den

Herrn Præſidenten Cochet von Saint-Vallier.

Geſchrieben zu *Pundiſchery* den 2. Octob. An. 1714.

Innhalt:

Neue Kirchen erbauet und zerſtöhrt. P. Manduit und P. Courbeville um des Glaubens willen mit Gifft getödtet. Die Indianer ſchlichten ihre Händel nicht aus einigen Geſatz-Büchern/ ſondern nach dem uralten Gebrauch eines jeden Lands oder Geſchlechts. Von Beſchaffenheit des Richters und deren Zeugen. Von denen Schulden und Geld-Zinſen. Wilde Gerichts-Ordnung. Entſetzliche Proben/ mit welchen ſich der Geklagte muß rechtfertigen. Sieben ſeltſame Grund-Regeln/ nach welcher Vorſchrifft die Indiſche Richter ſprechen oder urtheilen müſſen. Der Brief lautet alſo:

Wohlgebohrner/ gnädiger Herr!

P. C.

DAs hohe Amt/ ſo Euer Gnaden als Vorſteher der Gerechtigkeit bereits ſo lange Jahr mit gröſtem Lob vertretten/ und die reiche Allmoſen/ mit welchen ſie unſern Miſſionen allhier aufhelffen/ verbinden mich deroſelben den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Chriſtenheiten zu beſchreiben/ und zu gleicher Zeit/ auf was Weiſe die Gerichts-Sachen in Indien geſchlichtet werden/ kürtzlich zu berichten.

Das erſtere betreffend haben wir dero Meynung zu Folg aus ihren an uns übermachten Geld-Mitteln nicht allein mehr Catechiſten aufgenommen/ ſondern auch neue Kirchen geſtifftet/ und eine aus dieſen den HH. drey Königen gewidmet; Zwey Miſſionarii aus unſerer Geſellſchafft/ nemlich Pater Manduit und Pater de Courbeville haben dieſe letztere zu Parupur einem unweit Tarcolam gegen Nord-Weſten gelegenen Ort aufgebauet. Nicht lang hernach ſeynd beyde von denen Götzendienern mit Gifft hingerichtet/ dieſes GOttes-Haus aber von der Zeit an durch immerwährende verderbliche Krieg ſchier völlig zerſtöhrt worden.

Solches Unglück hat mich bewogen ein andere Kirchen auf der Sudweſtlichen Seiten der Stadt Canſchiburam in dem Fleck Tandarei aufzuführen/ welcher zwar nicht mehr als 20. Meil Weegs von hier entfernet iſt/ doch muſte ich/ um dahin zu kommen/ zwo entſetzliche Wüſten mit eben demjenigen Catechiſten-Brachmann durchwanderen/ welcher Euer Gnaden zu Paris ſamt mir aufgewartet hat. Die Hütten/ ſo man mir allda vorbereitet hatte/ war ſo nieder/ daß ich nicht ſtehen/ auch ſo eng/ daß ich bey der Nacht mich nicht ausſtrecken konte. Bald nach unſerer Ankunfft hätte uns ein ſtarcker Regen bald ertränckt. Nachdem ſolcher ſich geleget hatte/ ſtellten ſich über vierhundert Chriſten ein. Ich hab zwantzig Kinder und ſechszehen erwachſene Perſonen getaufft.

Die anderthalb Monat/ als wir daſelbſt verblieben ſeynd/ konten wir uns dern Tygerthiern nicht gnug wehren/ und muſten ſie zu vertreiben alle Nächt groſſe Feuer anzünden.

Die an dieſem Ort aus Leim neugebaute Kirch iſt von dem Regen in kurtzer Zeit zuſammen geſchmoltzen worden; darum laſſe ich fünffthalb Meil von Tandarei durch Patrem de la Lane ein andere aufführen.

Den andern Theil meines Briefs belangend will ich Euer Gnaden jetzt die Grund-Regul anzeigen/ nach welcher Vorſchrifft die Rechts-Händel in Madurâ und Marava geſchlichtet werden. Vor allem iſt zu wiſſen/ daß/ obſchon die Indianer einige Bücher haben/ in welchen

weit-

weitläufftig erwehnet wird / auf was Weiſe die alten Indiſche Käyſer/ König und Richter in verſchiedenen Händeln ausgeſprochen und geurtelt haben / ſo laſſen ſie ſich dannoch an dergleichen Vorurtheil nicht binden / ſondern ihr einzige Richtſchnur beſtehet in dem uralten Gebrauch ſo wol eines jeden Lands und ſonderbaren Orts/ als auch eines jeglichen Geſchlechts / dergeſtalt / daß ſo bald der eine ſtreitende Theil dem Gegentheil vor Gericht erweiſet/ daß der Brauch und das alte Herkommen auf ſeiner Seiten ſtehe / er den Handel ohne fernere Widerrede gewonnen hat/ wann auch ſolcher Gebrauch aller Vernunfft zuwider ſeyn/ und deſſen Unbilligkeit handgreifflich ſolte vor Augen gelegt werden.

Deſſen will ich unter tauſend nur ein Exempel anführen. Die Kinder von zwey Brüdern oder von zwo Schweſtern werden unter einander nach dem Gebrauch aller Caſten nicht für geſchwiſterte Kinder/ wie ſie in der That ſeynd/ ſondern (wie ihre Eltern) für wahre Brüder und Schweſtern angeſehen/ dergeſtalt/ daß die Kinder der einen Schweſter mit denen Kindern der andern Schweſter/ alſo auch des einen Bruders mit des andern Bruders ſich nicht verehlichen dörffen; weil nemlich kein Bruder ſeine Schweſter zu heyrathen befugt iſt. Hingegen werden die Kinder eines Bruders mit denen Kindern ſeiner Schweſter untereinander nicht für Brüder und Schweſtern/ ſondern nur als geſchwiſterte Kinder geachtet und ehelich zuſammen gegeben. Will man ihnen aber zeigen/ daß dieſe letztere einander eben ſo nahe verwandt ſeyn als die erſtere/ werden ſie ſehr unwillig/ daß ſich jemand unterfange ihre alte Gewonheiten ſtrittig zu machen; wiewol ſie dieſen Einwurff mit nichts anderm/ als daß es der Landsbrauch alſo verordne/ widerlegen können.

Als ich ſie gefragt hab/warum ſie ihre Gewonheiten nicht in ein allgemeines **Geſetz-Buch** zuſammen ſchreiben ? gaben ſie mir zur Antwort/ daß/ wann ihre Gebräuch ſchrifftlich verfaßt wären/ ſolche niemand/ dann allein etliche gelehrte Männer wiſſen würden: da hingegen/ weil ſie nicht aufgezeichnet ſeynd/ ſondern alles Recht auf dem bloſſen ungeſchriebenen Brauch und dem alten Herkommen beruhet/ ein jeglicher Menſch/ auch ſo gar der gemeine Mann verſtünde/ was recht oder unrecht ſeye.

Doch gehet ſolche Antwort nur die allgemeine Bräuch an; inmaſſen etliche ſonderbare Gewonheiten von ihren Vorfahrern auf Kupfferne Platten verzeichnet / ehedeſſen in einem groſſen Thurn zu Canſchiburam ſo lang waren auf behalten worden/ bis die Mogler ſich ſolcher Stadt und dieſer Taffeln unlängſt bemächtiget haben/ welcher Abgang einige daſelbſt wohnhaffte Brachmänner dermalen erſetzen / wann ſie nemlich in gewiſſen Strittigkeiten um Rath gefragt werden.

Gleichwie nun alles auf den Gebrauch ankommt/ alſo erlernen die Indianer denſelben von Kindheit auf/ und wiſſen gar behend zu ſagen/ was ſo wol der allgemeine Landsbrauch als auch die Gewonheiten ihres Geſchlechts mit ſich bringen. Ich hab Kinder von zehen Jahren geſehen/ welche/ da ihnen etwas wider Recht zugemuthet wurde/ geantwortet haben/ es wäre ſolches dem Gebrauch zuwider.

Niemand weiß beſſer zu ſagen/ als die Indianer/ was zu einem rechtmäſſigen Richter erfordert werde. Ein Schultheiß/ ſprechen ſie/ muß die Sach/ von welcher gehandelt wird/ wol begreiffen: er muß alle Sprüchwörter/ welche als eben ſo viel Geſätz gelten/ auswendig wiſſen: er muß nicht allein ein redlicher ſondern auch wolhabender Mann ſeyn / damit er ſich mit Geſchenck nicht beſtechen laſſe: er muß über zwantzig/ doch nicht über ſechtzig Jahr haben; dann junge Leute ſeynd unbeſcheiden/ kühn und gäh/ die alten hingegen träg und krafftlos: iſt er ein Freund oder Verwandter des einen oder des andern Theils/ ſo muß er das Amt eines Richters für daſſelbe mal aus Furcht einer Ungleichgültigkeit ablegen : er muß niemals allein urtheilen/ ſolte er auch die beſte Meynung/ Wiſſenſchafft und Erfahrnuß haben: er muß die Zeugen fleißig ausfragen / die Fragen öffters verſtellen/ ihre Ausſag genau aufzeichnen / ſich aller Umſtänden erkundigen / damit er nicht hintergangen werde; dann die Indianer ſeynd in ihren Gerichts-Händeln dermaſſen argliſtig/ daß ſie einen unerfahrnen oder unachtſamen Richter gewißlich betrügen werden : er muß ferner gedultig/ freundlich und aufmerckſam ſeyn/ mithin die Gebräuch ewig vor Augen haben ; inmaſſen ein Richter/ ſo die Geſätz nicht zu dem Grund ſeines Ausſpruchs nimmt/ ſondern nach ſeinem Belieben das Urthel fällt/ einem Wolckenbruch/ der alles zerreißt und verderbt/ billich verglichen wird : er muß weder das **Geſicht** noch die **Händ** dern ſtreitenden Partheyen anſehen/ (wodurch ſie alle Gemeinſchafft und Verbindlichkeit des Richters mit entwederm Theil ausſchlieſſen) ſondern iſt ſchuldig/ wann ſo gar ein Unterthan vor dem König mit deſſen Erb-Printzen rechtet/ den Unterthan als ſeinen eigenen Fürſtlichen Sohn / dieſen aber als einen Unterthan zu achten; derowegen geben ſie noch heutiges Tags einem ihrer vormaligen Königen groſſes Lob/ weil derſelbe mit verbundenen Augen zu Gericht geſeſſen iſt und denen ſtreitenden Partheyen befohlen hat / ihr Anliegen gegen einander ſo behutſam vorzutragen / daß er aus ihrer Sprach/ wer ſie ſeyen/ nicht abnehmen könte: worab die Götter ein ſolches Wolgefallen ſollen geſchöpfft haben/ daß ſie/ um dergleichen Richter anzuhören/ vom Himmel herab geſtiegen ſeynd/ und Blumen auf ihre Köpff haben regnen laſſen: letztlich muß er ſich vor Geſchencken hüten; weil dieſe das Recht ſamt dem Richter verkehren ; derowegen er obgedachter maſſen nicht auf die **Händ** dern Partheyen ſchauen darff.

Ein ſehr geſchickter Indianer/ mit welchem ich dieſer Sach wegen in ein Geſpräch verfallen ware/ kehrte das Sprichwort um/ und ſagte mir/ daß/ obſchon der Richter **in einem ſichern Verſtand** weder das Angeſicht noch die Händ dern ſtreitenden Unterthanen anſehen dörffe ; in einem andern **Verſtand allerdings** nöthig ſey/ auf ihre Geſichter

und

und Händ fleißigſt Achtung zu geben: auf das **Geſicht** zwar/ weil auf demſelben die Beſchaffenheit des Gemüths und Hertzens gleichſam mit deutlichen Farben entworffen wäre: auf die **Händ** aber/ indem er ſich erkundigen müſte/ ob und wie viel ſie hätten ſchencken/ hiemit aber das Gericht verführen wollen. Die Indiſche Bücher können einen ungerechten oder einſeitigen Richter nicht gnug verfluchen: ein ſchalckhaffter Richter/ ſagen ſie/ welcher dem Unſchuldigen ſein Recht abſpricht/ wird ſamt denen Seinigen verderben: ſein Haus wird einfallen/ daß Unkraut in denen Zimmern/ die er bewohnt hat/ aufwachſen; und ſeine Kinder werden in ihrer Jugend ſterben.

Sie beſchreiben auch die zu einem Zeugen erforderte Eigenſchafften/ welche weder zu jung noch zu alt/ noch arm ſeyn ſollen. Die Weiber aber muß ein Richter/ wann nicht die höchſte Noth das Gegenſpiel erfordert/ von der Zeugenſchafft gäntzlich ausſchlieſſen. Ein Blinder/ Bucklichter/ Lahmer oder ſonſt von der Natur gezeichneter Menſch/ weil dergleichen ſich beſtechen laſſen/ ſollen ebenfalls abgewieſen werden. So wird auch ein Europæer/ der die Indianer nicht lange Zeit wol ausgenommen hat/ gemeiniglich betrogen/ wann er ſie zu Zeugen entweders bittet oder annimmt.

Ein jeder Vorſteher eines Marcktflecks iſt der ordentliche Richter über alle Händel ſeiner Untergebenen: damit er aber nicht irre/ erwählet er ihm drey oder vier erfahrneſte Männer zu Beyſitzern. Iſt nun der eine Theil mit ſeinem Ausſpruch nicht zu frieden/ ſo mag er an den Maniacarran, welcher über mehr Dörffer als Ober-Schultheiß zu gebieten hat/ ſich beruffen; dieſer hat ebenfalls ſeine Mitrichter/ ſo ihm helffen das Urthel ſchöpffen: von welchem man letztlich an das Fürſtliche Hof-Gericht zu appelliren befugt iſt.

Wann aber der Handel die Caſt oder das Geſchlecht angehet/ wird derſelbe von deſſen Ober-Häuptern ausgemacht. So iſt auch die Freundſchafft berechtet/ dero Glieder zu verſammlen/ und fället insgemein ein gerechtes Urthel: denen Guru oder geiſtlichen Vättern iſt ebenfalls erlaubt die Zwiſtigkeiten ihrer Jüngern zu ſchlichten; inmaſſen die Heyden nicht weniger als die Chriſten mit dergleichen Männern verſehen ſeynd. Zuweilen werden die Rechts-Händel durch frey-erwählte Schidmänner ausgetragen.

Unter allen dieſen Richtern laſſen ſich keine bezahlen/ als die Maniacarran und Guru; jene fordern den zehenden Pfenning des ſtrittigen Guts/ dieſe aber noch mehr. Solche Gerichts-Köſten werden insgemein von dem Obſieger/ ſo den Handel gewinnet/ denen Richtern behandiget/ damit dem andern Theil nicht zu wehe geſchehe.

Ein jeglicher/ der ſich in einen Rechts-Handel einläßt/ muß denſelben vor Gericht in eigener Perſon vertheidigen/ wann ihn nicht ein guter Freund deſſen überhebt. Er ſtehet gantz züchtig mit Ehrfurcht vor denen Richtern. Keiner darff ſeinem Gegentheil in die Rede fallen/ ſondern deutet nur mit dem Kopff/ daß er wider deſſen Vortrag etwas einzuwenden habe. Wann ſie nun einer und anderſeits ihre Sach vor Gericht zur Gnüge angebracht haben/ läßt ſie der Richter abtretten und faßt mit ſeinen Beyſitzern das Urthel ab/ welchen er ihnen/ nachdem er ſie wieder herbey geruffen/ öffentlich verkündiget. Woraus **Euer Gnaden** unſchwer ermeſſen können/ daß die Gerichts-Händel ohne koſtare Verzögerung in Indien mit ſehr geringen Unköſten geſchwind ausgemacht werden/ wann nur die Richter von dem Geitz nicht verblendet ſeynd/ und an ſtatt der Gerechtigkeit ihrem eigenen Nutzen nachſtreben.

Die meiſten Klagen betreffen die Schulden/ da nemlich der Bürg ſolche zuruck fordert. Wer etwas zu leyhen nimmt/ gibt einen Murri oder Schuld-Schein von ſich/ krafft weſſen er ſich verbindet ſeinem Bürgen das Capital ſamt dem Zins zu bezahlen. Damit aber ſolche Urkund gültig ſeye/ wird ſie wenigſtens von drey Zeugen unterſchrieben: ſo wird auch der Tag/ der Monat/ das Jahr und das Capital ſamt dem verglichenen Intereſſe auf dem Schuld-Brief ordentlich angemerckt.

Solches Intereſſe oder Zins iſt in Indien dreyerley/ nemlich **Tugend-Zins**, **Sünd-Zins** und **Mittel-Zins**. **Tugend-Zins** heiſſet ſo viel als jährlich hundert mit zwölff/ **Sünd-Zins** hingegen hundert mit acht und viertzig/ **Mittel-Zins** aber hundert mit vier und zwantzig verzinſen. Unter dieſen drey Gattungen den Nechſten zu verderben wird nur der **Sünden-Zins** für einen Wucher und Sünd gehalten.

Nachdem der Bürg etliche Monat oder Jahr gewartet hat/ iſt er befugt dem Schuldner im Nahmen des Land-Fürſtens unter Straff der Meutterey den Arreſt oder Verhafft anzukünden; weil aber die Nachbarſchafft berechtet iſt ſich in das Mittel zu legen/ daß ihm der Bürg etliche Monat Fried-Friſt vergönnen muß/ wird er das erſtemal nicht geklemmt. Nach verſtrichener Friſt/ wann ihm der Bürg zum zweytenmal den Arreſt anſagt/ iſt er gezwungen ſich ihm zu ergeben/ da er ohne deſſen Erlaubnuß weder eſſen noch trincken/ noch fliehen darff/ ſondern auf deſſen Befehl vor Gericht erſcheinen muß/ welches ihm abermal eine Friſt von etlichen Monaten vergönnet. Zahlet er nun in ſolcher Zeit nicht/ ſo läßt ihn der Richter in die Gefängnuß legen/ ſeine Fahrnuſſen aber ſamt dem Viehe verkauffen oder verganten. Doch wird der Bürg gemeiniglich gezwungen ihm von dem Zins etwas nachzulaſſen.

Wann jemand/ der eines Diebſtahls angeklagt wird/ die That laugnet und dannoch einige Beweißthümer wider ihn ſtreiten/ ſo muß er ſich durch die Oel-Prob folgender Geſtalten rechtfertigen: er ſteckt ſeine Hand bis auf den Ellenbogen in einen Keſſel ſiedenden Oels und ziehet dieſelbe nach einer Weile auf Befehl des Richters wieder heraus: man wickelt ſie folgends in ein Tuch/ und verpittſchiert ſie bey der Fauſt/ daß er nicht kan darzu kommen. Nach drey Tägen läßt das Gericht das Tuch abnehmen/ und den Arm nebſt der Hand beſchauen: bleiben ſolche unverletzt/ ſo wird er unſchuldig erklärt/ widrigenfalls

aber wie ein Dieb abgeſtrafft. Sehr viel ſtehen dieſe Prob ohne Verletzung glücklich aus. Ich hab ſelbſt etliche Chriſten/ ſo ohne unſere Erlaubnuß ſich dieſer Prüffung unterworffen hatten/ bald hernach zur Verantwortung gezogen und befunden/ daß ihre Händ hievon nicht im geringſten ſeyen gekränckt worden: unter welchen ein gewiſſes Weib geweſen/ welches auf dieſe Weiſe ihrem eyferſüchtigen Mann ihre Unſchuld erwieſen hat.

Ein anderes Chriſtliche Weib aus einem andern Fleck ward um eben dergleichen Argwohns willen von denen Vorſtehern ihres Geſchlechts verdammt zu Bezeugung ihrer Ehelichen Treu dreyßig glüende Kohlen in dem Schleiher ihres Haupts zwantzig Schritt weit zu tragen. Sie hat ſie vorgeſchriebener maſſen ohne den geringſten Schaden des Schleyhers getragen und nach ermeſſenen 20. Schritten dieſelbe ihrem Ankläger an den Kopff geworffen. Doch hab ich ihr wegen ſolcher Frechheit eine Kirchen-Buß auferlegt.

Ich hab noch andere geſehen/ welche mit freyer Zung glüende Ziegel unbeſchädiget geleckt haben. Eben ſo entſetzlich iſt die Schlangen-Prob/ da nemlich der Angeklagte/ nachdem er die Händ gewaſchen hat/ mit der einen Hand in einer weiten runden Flaſchen/ in welcher nichts anders als ein groſſe über die maſſen gifftige Schlang und ein Ring lieget/ den Ring ſuchen und heraus ziehen muß: wird er gebiſſen/ ſo verſpielt er den Handel/ thut ihm aber die Schlang kein Leid/ ſo hält man ihn für unſchuldig. Die Mundung beſagter Flaſchen iſt nur ſo groß/ daß er mit der Fauſt kümmerlich hinein fahren kan. Auf ſolche Weiſe werden öffters diejenigen geprüffet/ welche man wegen einem heimlichen Diebſtahl verdächtig hat/ da einer nach dem andern den Ring aus der Flaſchen zu heben gezwungen wird: wen nun die Schlang den erſten heckt/ der wird als Thäter abgeſtrafft.

Man ſchreitet aber nicht ehender zu dergleichen grauſamen Prüffungen/ bis die Sach vorhin durch ein geringeres Mittel iſt unterſucht worden/ indem man alle verdächtige Perſonen/ ſolten ihrer auch 30. bis 40. ſeyn/ zuſammen rufft/ und einer jeglichen ihr beſondere gantz lähre Flaſchen giebt/ in welche ſie ihre Fauſt ſteckt/ hiernächſt aber die Flaſchen in eine mit Waſſer angefüllte Kuffe oder Boding legt/ und die Hand wieder heraus ziehet. Gleichwie nun gemeldete Flaſchen aus marber Erden gemacht ſind und in dem Waſſer bald zergehen/ alſo ſucht man das entfremdete Kleinod in dem Leim/ in welchen dieſelbe in der Kuffe zerfallen ſeynd/ und findet ſolches gemeiniglich ohne den Thäter zu entdecken; weil er nemlich aus Furcht einer härtern Prob die geſtohlene Sach/ als da iſt ein Ring/ Edelgeſtein oder Perlein-Schnur/ unvermerckt in die Flaſchen geſteckt hat.

Wann der Handel einen Todtſchlag betrifft/ ſo muß der Ubelthäter gleiches Todes ſterben/ zu verſtehen/ wann derſelbe von der Mörder-Zunfft oder dem Rauber-Geſchlecht iſt/ welches ſich in denen Waldungen zwiſchen Maravâ und Madurâ auffhält; weil bey demſelben das Geſatz der Widervergeltung (Lex talionis) heilig beobachtet wird/ gleichwie **Euer Gnaden** in einem gedruckten Brief P. Petri Martin werden geleſen haben.

Gleichwie hingegen bey andern Geſchlechtern ſelten ein Todtſchlag begangen wird/ alſo iſt auch kein Wunder/ daß dieſes Laſter an andern Indianern/ bey welchen die **Wiedergeltung** nicht üblich iſt/ mit einer Geld-Buß zimlich gelind abgeſtrafft wird/ dergeſtalt/ daß wer auch ſo gar einen Königlichen Hof-Bedienten erwürget/ ſich mit tauſend Thalern loßkauffen mag. Ertappet ein Mann ſein Weib in würcklichem Ehebruch auf der That/ ſo wird er nicht geſtrafft/ wann er beyde auff der Stelle im erſten Grimm umbringet.

Ubrigens ſeynd die Indianer zu groſſen Ubelthaten nicht alſo bereit/ wie die Europæer. Unter der Regierung der Fürſtin Mangamal, welche ihr veſtiglich vorgenommen hatte/ niemand an dem Leben zu ſtraffen/ iſt von groſſen Laſtern nicht mehr/ als unter andern Königen gehört worden. Wann dergleichen Mildigkeit auch in Europa gebräuchlich wäre/ daß nemlich/ wie allhier damals geſchehen iſt/ der Ubelthäter zu ſeiner Straff durch ein Thor aus der Stadt geſchafft wurde/ und durch das andere wieder in dieſelbe kommen dörffte/ wer würde ſeines Guts und Bluts ſicher ſeyn?

Die Brachmänner genieſſen einer ſo hohen Freyheit/ daß keiner aus ihnen um keinerley Laſter willen darff hingerichtet werden. Ihre gröſte Straff iſt/ wann ihnen die Augen ausgeſtochen oder ſie mit knapper Koſt in der Gefängnuß bis in den Tod bewahrt und ausgehungert werden.

Zum Beſchluß dieſes Briefs will ich ſieben **Grund-Reguln** oder Sprüchwörter anhencken/ nach welcher Vorſchrifft die Indianiſche Richter in Rechtshändeln urtheilen.

Erſte Grund-Regul.

Wann mehr Kinder in einem Haus ſeynd/ ſo erben die Söhn alles/ die Töchter aber nichts.

Anmerckung über dieſe Regul.

In Indien bringt die Braut dem Bräutigam nichts/ als ihre Perſon ſamt dem Geſchmuck und Kleidung/ welche aus ſeinem eigenen Kauff-Schilling verſchafft wird; dann der Bräutigam muß ihm hier zu Land ein Weib mit einem gutem Stuck Geld kauffen/ welches er ihren Eltern oder Vormündern erlegt/ dieſe aber daſſelbe wieder in ihr hochzeitliches Kleid/ Geſchmuck und Mahlzeit verwenden/ die Brachmänner ausgenommen/ welche ihre Töchter ſehr theuer verhandeln/ und einen groſſen Gewinn auf dieſe Fleiſch-Waar ſchlagen. Doch giebt es etliche Fürſtenthümer/ in welchen die Prinzeßinnen ihren Fürſtlichen Brüdern vorgezogen werden; allermaſſen in Indien die Fürſtliche Erbſolg mehr bey dem mütterlichen als vätterlichen Herkommen ſtehet. Zum Exempel/ wann ein König zwo Gemahlinnen hat/ beyde zwar aus ſeinem Geſchlecht/ doch mit dem

Unter-

Unterſchied/ daß die eine aus ſeiner nähern Vor-Eltern Königlichem Geblüt/ die andere aber von eben dieſem Geblüt weiter entfernet ſeye: gebührt die erſte eine Tochter/ die andere aber einen Sohn/ ſo fällt das Königreich nicht dem Printzen / ſondern der Printzeßin und ihrem Ehe-Gemahl heim/ wann er auch aus keinem Königlichen oder Fürſtlichen Haus herſtammete; dann ſie kan heyrathen/ wen ſie will. Die aus ſolcher Ehe erſproſſene Printzen erben dannoch das Königreich/ weil ſie nemlich Mütterlicher Seits aus Königlichem Geblüt gebohren ſeynd.

Wann ein regierende Printzeßin einen Sohn und eine Tochter hat/ falls man dem Printzen keine Braut aus Königlichem Geblüt finden könte/ ſo wird er zwar nach ſeiner Frau Mutter Hintritt regieren; nach ſeinem Todt aber fällt die Regierung nicht auf ſeine / ſondern auf ſeiner Schweſter Kinder/ weil dieſe und nicht jene Mütterlicher Seits von Königlichem Geblüt herſprieſſen. So oft aber eine Printzeßin das Land regiert/ werden ihr ſechs oder ſieben vornehme Herrn als Mit-Regenten zugeſellet.

Zweyte Grund-Regul.

Die Erbfolg oder Regierung fällt nicht allezeit auf den erſtgebohrnen Sohn eines Königs/ Fürſtens/ Ritters oder Grundherrns.

Auslegung.

Solches iſt zu verſtehen/ wann der jüngere Printz oder Sohn zur Regierung tauglicher iſt/ als ſein älterer Bruder; dann ſonſt gehet dieſer wegen ſeiner erſten Geburt jenem vor. Doch/ wann der jüngere regiert/ ſo iſt er ſchuldig den Erſtgebohrnen/ wie ſich ſelbſt/ ſtandmäßig zu unterhalten und ihm alle Ergötzlichkeiten zu verſchaffen. Dergleichen Brüder leben gemeiniglich in beſter Verſtändnuß mit einander/ und wohnen bisweilen in einem Pallaſt gantz vertreulich beyſammen.

Ein andere Bewandnuß hat es mit des Groß-Mogols Söhnen/ welche nach ihres Vatters Tod wider einander blutige Krieg führen; wer nun aus ihnen obſiegt/ der iſt Käyſer/ und läßt ſeine Brüder entweders hinrichten oder in ewige Gefängnuß werffen. Man ſagt/ daß als der Groß-Mogol Aurengzebe iſt gebeten worden/ einen aus ſeinen Printzen/ den er für den tauglichſten achtete/ zu ſeinem Nachfolger zu ernennen/ er ſich deſſen geweigert hätte/ unter dem Vorwand/ ſolches käme nicht ihm ſondern GOtt allein zu. Er hatte ſich ſelbſt auf ſolche Weiſe auf den Thron geſchwungen/ da er ſeine Brüder hingerichtet/ ſeinen Vatter aber in den Kercker verſperrt hat/ damit er ihn/ wie er ſagte/ des ſchweren Laſts der Regierung überhube.

Dritte Grund-Regul.

Wann das Gut nach des Vatters Tod nicht iſt zertheilt worden/ ſo müſſen die Söhn alles/ was ſie gewinnen/ zuſammen tragen/ und zu gleichen Theilen mit einander genieſſen oder austheilen.

Auslegung.

Geſetzt es ſeynd 5. Brüder; einer gewinnt tauſend Thaler/ die andern aber nichts. Wann ſie die vätterliche Erbſchafft/ wie faſt allezeit geſchiehet/ unzertheilt mit einander genieſſen/ ſo muß er die 1000. Thaler zu der Erbſchafft legen / damit ſie ſeinen Brüdern eben ſo wol als ihm ſelbſt zu Nutzen kommen. Es iſt auch der Gebrauch/ daß/ wann die Söhn die Erbſchafft theilen / demjenigen / welcher wegen Ungeſchicklichkeit oder einer andern Urſach ſich zu ernähren weniger im Stand iſt/ als ſeine Brüder/ ein gröſſerer Theil ausgeworffen werde.

Viel Haushaltungen in Indien leben gemeinſchafftlich bey einander/ wie die Ordens-Leut in einem Cloſter. Einer ſtehet allen vor/ ernährt und verſiehet alle. Er ſorget alſo nicht allein für ſein Weib und Kinder/ ſondern auch für ſeine Brüder und Schwägerinnen/ ja für ihre Kinder und Kindes-Kinder nicht weniger/ als wäre er aller insgeſamt leiblicher Vatter. Solche Haushaltungen leben gemeiniglich in höchſtem Frieden gantz vergnügt/ ohne was Eigenthümliches zu beſitzen. Er weiſet einem jeden ſein Gewerb und Arbeit an: alle gehorſamen ihm williglich und behändigen ihm redlich/ was ſie gewinnen. Solten wir Europæer/ die da Chriſten ſeynd/ uns nicht ſchämen/ daß die Heyden uns in der Verachtung des zeitlichen Guts und der Brüderlichen Liebe weit übertreffen?

Vierte Grund-Regul.

Die an Kindes-Statt aufgenommene Kinder erben die Eltern/ von welchen ſie alſo ſeynd erkieſen worden/ eben ſo wol/ als ihre leibliche Kinder.

Auslegung.

Wann ein Indianer keine Kinder hat/ ſo pflegt er gern einen Knaben aus ſeiner Freundſchafft folgender Geſtalten aufzunehmen. Er verſammlet die gantze Freundſchafft/ und ſtellt den erwählten Knaben auf eine groſſe kupfferne Schüſſel. Hiernechſt wendet er ſich ſamt ſeinem Weib zu der Freundſchafft und ſpricht mit ihr: **Weil wir keine Kinder haben/ verlangen wir dieſen gegenwärtigen Knaben alſo auf- und anzunehmen/ als wann er unſer leiblicher Sohn wäre/ daß ſeine Eltern forthin ſich ſeiner nicht zu bekümmern haben; weil er uns erben ſolle. Seyd ihr nun hiemit zufrieden/ ſo wollen wir zu deſſen Urkund das gewöhnliche Saffran-Waſſer trincken.** Nachdem die Freundſchafft mit Neigung des Haupts in ihr Vorhaben eingewilliget hat/ waſchen ſie dem Knaben mit Waſſer/ in welchem Saffran iſt zerlaſſen worden/ die Füß/ und trincken das in dem Krug noch übrige Waſſer mit einander aus. Endlich wird hierüber ein ſchrifftliche Urkund verfertiget/ und von bewährten Zeugen unterzeichnet.

Wann auch erwehnten Eheleuten nach der

Zeit leibliche Kinder gebohren werden / ſo gehet ihnen doch das alſo aufgenommene Kind ſo wol in der Erbſchafft als in allen andern Sachen vor. Man hat ſo gar gemerckt / daß ſie dergleichen fremde Kinder lieber haben; indem ſie glauben / daß die Götter in Anſehung des an ſolchen geübten Wercks der Barmhertzigkeit ſie mit Leibes-Frucht und zeitlichem Reichthum geſegnet haben.

Bey denen Indianern iſt noch ein andere Art fremde Kinder anzunehmen gebräuchlich / da nemlich Eltern / denen ihr Kind geſtorben / ein anders / ſo demſelben gleich ſiehet / beten / ſie künfftighin als ſeine Eltern zu erkennen: williget es ein / ſo iſt die Sach geſchehen. Auf ſolche Weiſe kan ein Schutter einen jungen Brachmann zu ſeinem Sohn erwählen / welcher ihn zwar mit dem Nahmen eines Vatters beehren / doch / weil dieſer von einem weit geringern Herkommen iſt / mit ihm zu eſſen ſich nicht würdigen darff.

Gleichwie die Eltern beſagter maſſen einen Sohn / alſo kan auch ein jeglicher Menſch ihm ſelbſt einen Bruder oder Schweſter erwählen / die ſeinem leiblichen Bruder oder Schweſter / ſo er verlohren hat / gleich ſehen. Allein dieſe letztere Freundſchafft nimmt mit ſeinem Tod ein End / und übergehet nicht auf ſeine Kinder.

Fünffte Grund-Regel.

Die Waiſen müſſen von demjenigen / dem man ſie anvertraut / als ſeine eigene Kinder gehalten werden.

Auslegung.

Die Waiſen werden von des verſtorbnen Vatters Bruder oder Schweſter an Kindes Statt aufgenommen. Stirbt die Mutter / ſo heyrathet der verwittwete Vatter ihre Schweſter / welche ſchuldig iſt ihrer Schweſter Kinder als ihre eigene Leibes-Frucht anzuſehen / mithin kein Stiefmutter ſondern gleichſam ihr wahre Mutter wird. Solte aber das verwaiſete Kind weder Vettern noch Bäslein / noch einen Vogtbarn ältern Bruder haben / ſo verſammlet ſich die Freundſchafft und gibt ihm einen Vormünder.

Sechſte Grund-Regul.

Es mag ein Kind ſeinem Vatter alles erdenckliche Leid angethan haben / ſo darff er daſſelbe dannoch nicht enterben.

Solte der Sohn dem Vatter auch ſo gar nach dem Leben geſtrebet haben; dann / ſprechen ſie / der Sohn iſt alſo zu ſagen ein Glied ſeines Vatters; wer hackt ihm aber ſelbſt die rechte Hand ab / weil dieſe ſeine lincke Hand abgeſchlagen hat? Eben ſo wenig kan der Vatter ſeinen Sohn enterben.

Siebende Grund-Regul.

Der Vatter iſt ſchuldig alle Schulden ſeiner Kindern und die Kinder alle Schulden ihres Vatters zu bezahlen.

Zu verſtehen / wenn auch ſolches Geld mit gröſter Unbeſcheidenheit über Macht wäre entlehnet und liederlich verſchwendet worden / dergeſtalt / daß weder dem Vatter noch dem Sohn hierinfalls verſchonet wird wann er die Schlüſſel auf das Grab legt / und auf die Erbſchafft verzichtet / damit er nicht bezahlen dörffe; weil das Gericht dergleichen Entſchuldigungen nicht gelten läßt.

Solcher Pflicht iſt auch der erſtgebohrne Sohn unterworffen / daß er die Schulden ſeiner Brüdern / ſo dieſelbe vor der Theilung der väterlichen Erbſchafft gemacht haben / muß auf ſich nehmen; inmaſſen / ſo lang dieſe gantz beyſamen bleibt / der älteſte Sohn nach Indiſchem Recht für ſeine Brüder / wie ein Vatter für ſeine Kinder zu ſorgen verbunden iſt. Deſſen ungeachtet bekommt der Bruder / welcher die Schulden gemacht hat / ſeinen gantzen Theil von der väterlichen Erbſchafft (wann ſolche nemlich nach der Zeit ſolte zertheilt werden) gleich ſeinen andern Brüdern / welchen nicht erlaubt iſt / dergleichen Schulden abzuziehen. Hingegen kan den Vatter niemand zwingen die Schulden ſeiner Tochter / noch den Bruder ſeiner Schweſter zu vertilgen.

Dieſes ſeynd die allgemeine Grund-Regeln / nach welchen alle Rechts-Händel in Indien geſchlichtet werden: allwo über dieſe noch ein jegliches Geſchlecht ſeine abſonderliche Satzungen hat / welche zu überſchreiben ich auf ein andere Zeit verſchiebe / indeſſen aber nach verbindlichſten Empfehlung verharre

Euer Gnaden

Pundiſchery den 2. Oct. 1714.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto

Joannes Venantius Bouchet, der Geſellſchafft JESU Miſſionarius.

Numerus 146.

Brief

Patris le Gac, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An

Patrem Joſephum le Gac, beſagter Societät JEſu Prieſtern / ſeinen Bruder.

Geſchrieben zu *Schinnaballabaram* den 1. Decembr. 1714.

Innhalt:

Die Dasseris (eine abgöttiſche Sect in Indien) verfolgen / plündern / ſchlagen / verweiſen und plagen die Chriſten von Devandapalle etlichmal nacheinander. Des Land-Fürſtens und des Groß-Mogoliſchen Land-Pflegers Schutz wird von dieſen Meuttern verachtet. Die Standhafftigkeit und fröliche Gedult dern Chriſten wird durch verſchiedene Beyſpiel beſchrieben. Bemühung und Eyfer P. la Fontaine, P. le Gac und des

des Herrn de Saint-Hilaire. Kriegsheer des Mogols und dern von Maïſſur. Kirchen zu Cruchnaburam und Schinnaballabaram werden nach ihrer Verwüſtung neu erbauet. Der Brief lautet alſo:

Wertheſter Bruder!

P. C.

Die mir nebſt andern aufgetragene Miſſion von Devandapalle in der Landſchafft Carnate ſtehet bereits in das andere Jahr ein verderbliche Verfolgung aus/ welche noch kein End hat. Solche iſt von denen Daſſeris (ſo einer abſonderlichen Heydniſchen Sect beypflichten) erweckt/ und von Zeit zu Zeit öffters erneuert worden.

Sie nahme ihren erſten Anfang zu End des Auguſtmonats 1710. da die Standhafftigkeit meiner Neubekehrten 2. Monat hindurch ſehr geprüffet/ ſie aber durch ſo harte Drangſalen in dem Glauben dergeſtalt ſeynd geſteifft worden/ daß nicht ein eintziger von demſelben abgewichen iſt. Endlich folgte nach ſo trübem Gewölck ſchöneres Wetter/ als ich von des Lands-Fürſten erſtem Statthalter einen Schutz-Brief ausgewürcket hab/ Krafft weſſen denen Chriſten erlaubt wurde/ ihrem Gottesdienſt ungekränckt abzuwarten.

Die Daſſeris lieſſen uns hierüber mit fried/ doch nur auf eine Zeit/ inner welcher ſie ſich zu einer neuen noch grauſamern Verfolgung ausgerüſtet und ſolche in dem Auguſtmonat Anno 1713. da ich von Devandapalle abweſend war/ in das Werck geſtellt haben.

Dann ich ware ein viertel Jahr vorher in dem Mäymonat nach Cruchnaburam verreiſet um allda etliche Neugläubige zu tauffen. So bald ich daſelbſt von der zu Devandapalle tobenden Verfolgung ware verſtändiget worden/ ſchriebe ich an meine alldort hinterlaſſene Chriſten einen Brief/ durch welchen ich ſie in Anſehung der ewigen Seeligkeit alle Drangſaln und den Todt ſelbſt großmüthig zu überſtehen/ angefriſcht hab/ mit der Verſicherung/ daß/ nachdem ich das Feſt Mariä-Himmelfahrt zu Cruchnaburam würde feyerlich begangen haben/ ich ſie eilends heimſuchen und an ihrem Elend Theil nehmen werde.

Auf meiner Ruckreiſe beſuchte ich unter Weegs Patrem Platel einen wälſchen Jeſuiter und der Miſſion zu Maïſſur Vorſteher/ welchem unſere Miſſion von Carnate unendlich verbunden iſt. Ich traffe ihn zu Cotta-Cotta einer dem Groß-Mogol gehörigen und von Devandapalle nur drey Meil entlegenen Stadt an/ von wannen er mich mit zwey Brieffen beehret und gewarnet hatte. Ich hab von ihm vernommen/ daß bereits von mehr als ſechs Monaten her die Daſſeris von Maïſſur ein Ungewitter wider die Chriſten ſeiner Miſſion zu erwecken ſich bemühet/ zu ſolchem Ende aber einen **Lauff-Brief** an ihre Spieß-Geſellen abgefertiget/ und ſich zu Cotta-Cotta zahlreich verſammlet hätten. Nachdem aber der Mogoliſche Land-Pfleger/ um aller Unruhe vorzubiegen/ ſo wol ihnen Daſſeris als ihm Patri Platel einen Tag beſtimmt hätte/ an welchem ſie mit ihm über den Glauben in ſeiner Gegenwart einen Wort-Streit halten ſolten/ und er ſich mit Freuden eingeſtellt/ ja ihrer fünff Täge lang umſonſt gewartet/ ſie hingegen ſich nicht hatten blicken laſſen/ wäre der Landpfleger alſo verbittert worden/ daß er befohlen/ die Rädelführer/ wann ſie ſich ſolten zuſammen rotten/ nach Gebühr als Meutterer abzuſtraffen. Dieſer Befehl hätte ſie dergeſtalten erſchröckt und zerſtreuet/ daß ſie nach Devandapalle geflohen wären/ in der Hoffnung ihr boshafftes Beginnen allda/ als in einem Land/ wo wegen des Regiments Mattigkeit ſie alles würden unternehmen dörffen/ mit beſſerm Fortgang auszuführen.

Der **Lauff-Brief** ware nun die Loſung/ auf welche ſie ſich verſammlet und mit klingendem Spiel die Kirchen daſelbſt/ von welcher ich abweſend ware/ belagert haben. Sie fanden damals in derſelben niemand/ als einen alten blinden Catechiſten und einen tapffern Chriſten/ welcher auf dieſen Lärmen dahin geloffen ware. Kaum hatte der letztere die Kirchthür eröffnet/ als die Daſſeris mit entſetzlichem Geſchrey die gröbſte Läſterungen wider den wahren GOtt ausgegoſſen/ hiernächſt die Neubekehrten in der Stadt aufgeſucht/ ſie zum Spott in denen Gaſſen herum geführet/ aus der Stadt verwieſen/ und der Wacht ſie ferner hinein zu laſſen verboten haben. Der wackere Chriſt/ deſſen ich oben gedacht hab/ gabe bey ſolcher Gelegenheit känntliche Proben ſeiner Dapfferkeit; dann er führte gantz unerſchrocken ja mit frölichem Muth den blinden Catechiſten bey der Hand/ und übertruge den Spott ſolches Elends mit ſolcher Freud/ daß ſich die Heyden ſelbſt darob verwundert und erbauet haben.

Demnach unterſuchten die Daſſeris die meiſten Häuſer dern Chriſten und begiengen in denenſelben tauſenderley Muthwillen. Sie rieffen öffentlich aus/ die Chriſten ſeyen aus ihren Catten oder Geſchlechtern ausgemuſtert/ mithin unächtig/ daß fürhin kein Menſch ohne unehrlich zu werden mit ihnen umgehen dörffte. Von welcher Zeit an ihnen verbotten war in öffentlichen Brünnen oder Teichen Waſſer zu ſchöpffen: das geringſte zu kauffen oder zu verkauffen/ oder auf ein andere Weiſe mit andern Inwohnern einige Gemeinſchafft zu pflegen.

Da nun die Feind der Chriſtenheit immer ungeſtümmer wurden/ haben ſich die Neubekehrten Chriſten bey der Fürſtlichen Burg verſammlet und den Lands-Fürſten um Gerechtigkeit angeflehet. Unſere **Lehrer/** ſprachen ſie/ **ſeynd zwar verreiſet/ werden aber bald zuruck kommen und alle Verleumdungen ihrer Feinden leichtlich zernichten. Wir indeſſen ſeynd bereit alle Peinen/ ja den Tod ſelbſt auszuſtehen/ wann uns das geringſte kan erwieſen werden/ als diß allein/ daß wir den wahren GOtt/ der Himmel und Erden erſchaffen hat/ anbeten.** Sie verharreten allda bis Abends/ da ihnen der Fürſt ſagen lieſſe/ ſie ſolten nach Haus gehen/ er werde ihr Anliegen unterſuchen laſſen. Woraus ſie geſchloſſen/ daß ihre Sach bey ihm keinen Eingang finde.

Den andern Tag ſtreueten die Daſſeris aus/ ſie hätten vom Fürſten Erlaubnuß ſich unſerer Kirchen zu bemächtigen/ aus welcher ſie eine Chriſtliche Brachmänniſche Haushaltung/ ſo darinnen wohnete/ vertrieben/ und ein andere/ die ihrem Irrthum anhienge/ hinein geleget haben. Sie riſſen denen Chriſtlichen Weibern die Ablaß-Pfenning vom Hals und von ihren Roſenkräntzen/ heffteten ſolche an ihre Schuhe/ lieſſen damit in der Stadt herum und ſprachen: **Alſo muß man die Götter dern Chriſten ſtraffen; weil ſie ſich unterſtehen und ſagen/ unſere Götter ſeyen nichts anders/ als todte Götzen-Bilder.**

Nach Eroberung der Kirchen haben ſie vor allem das Altar niedergeriſſen/ und mit ihren teuffliſchen Aberglauben den Ort entheiliget unter dem Vorwand/ einen durch den Chriſten-Greuel geſchändeten Ort zu reinigen: wodurch die Kirch des wahren GOttes zu einer Werckſtatt der hölliſchen Geiſtern worden iſt. Sie machten in der Stadt kund/ ſie hätten bey Schleiffung des Altars Beiner und ein gewiſſes Pulver gefunden/ derer ſich die Miſſionarii, um die Leute zu verzaubern und zu ihrem Glauben zu ziehen/ pflegten zu bedienen.

Weil die Thorwachten Befehl hatten keinen Miſſionarium in Devandapalle einzulaſſen/ als hab ich mich verkleidet/ und bin nächtlicher Weil hinein kommen/ dieſelbe Nacht aber bey einem eyferigen Chriſten verblieben/ und den folgenden Tag in aller Frühe vor der Veſtung oder Burg auf einer Anhöhe erſchienen. Allwo ich von zwey Daſſeris viel Schmach ausgeſtanden/ dem häuffig herzu gelauffenen Volck das Evangelium geprediget und denen vornehmſten Hof-Beamten des Fürſtens/ wie daß die Daſſeris meine Kirchen weggenommen/ und die neu-bekehrten Chriſten wider alles Recht gröblich verletzt hätten/ bitterlich geklagt/ zugleich aber mit denenſelben entweders vor dem Fürſten oder vor denen Stadt-Schöpfen einen Wort-Streit von Glaubens-Sachen zu halten mich anerboten hab. Allein die Daſſeris wolten ſich mit mir nicht einlaſſen/ dann ihre gantze Wiſſenſchafft beſtehet in einem gewiſſen Liſt die Leut zu betrügen/ und nachdem ſie ſolche an ſich gelockt/ von ihnen groſſes Geld und Ehr zu erpreſſen. Sie haben mit dieſer Gelegenheit von neuem/ auch ſo gar denen Kriegesleuten verboten/ mit denen Chriſten als unehrlich erklärten Leuten nur ein Wort zu reden. Ich aber vernahme/ daß zwey liebe Miſſionarii aus unſerer Geſellſchafft/ verſtehe P. Manduit und P. Courbeville in einer Viertelſtund zugleich geſtorben ſeyen: niemand zweiffelt/ daß nicht die Feinde unſers Glaubens ihnen Gifft beygebracht haben.

Als ich zwey Tag und eine Nacht auf meinem Bühel bey der Burg ohne andere Nahrung als eines wenig truckenen Reis verharret/ war ich noch länger daſelbſt zu verbleiben geſonnen/ wann nicht die Bildſäulen des Abgotts Wichnu mit einem feyerlichen Umgang alldort bald hernach hätte ſollen vorbey getragen werden/ und ein vornehmer Hof-Herr/ ſo denen Chriſten günſtig ware/ mir nicht gerathen hätte/ wann ich dem Götzen aufzuſtehen nicht entſchloſſen wäre (um denen Chriſten ein noch gröſſere Verfolgung zu ſparen) mich von dannen anderwärtig hin zu verfügen. Unſere Feind ſagten hierüber zum Fürſten/ ich müſte ihre Götter nicht allein verachten/ ſondern auch als einen Greuel haſſen; weil ich dieſelben mit Augen auch nur anzuſehen mich geweigert hätte. Ich nahme meine Herberg in einem nahgelegenen Gärtlein eines Chriſtlichen Soldatens.

Zwey Tage hernach bate zwar ein redlicher alter Brachmann den Fürſten mich ſamt denen meinigen zu beſchützen/ damit ich nicht vor Hunger verſchmachtete und der Fluch meines Todes über die Stadt käme. Aber ein anderer Brachmann/ ſo zugegen ware/ widerſprach ſeinem Vortrag hefftig mit der Verſicherung/ daß/ wann ich ſterben ſolte/ er meinen Leichnam würde laſſen durch die Gaſſen herum ſchleppen/ um hiedurch die etwan meines Todes wegen erzürnete Götter zu beſänfftigen/ und ihre Rach von der Stadt abzuwenden: es wäre kein Frag mehr/ ob man die Chriſten beſchützen ſolte/ ſondern wie man dieſelben gäntzlich ausrotten mögte? weil nun ſich dieſem mächtigen Brachmann/ ſo zugleich dem vornehmſten Götzen-Tempel vorſtunde/ ſich niemand widerſetzte/ der wegen ſeiner Jugend unerfahrne Fürſt aber von denen Glaubens-Feinden und Daſſeris gäntzlich eingenommen ware/ hielte uns jedermann für verlohren/ zumalen da auch ſein Schwiegervatter/ welcher das Kriegsheer unter ſeinem Befehl hatte/ ein ſo tummer als abergläubiſcher Mann denen Götzen-Pfaffen beygeſtanden/ und zwey Chriſtliche Soldaten/ ſo würcklich in der Burg auf der Wacht waren/ in Verhafft genommen/ ja ſie mit allem Gewalt von dem Chriſtenthum abzufallen hat zwingen wollen: welchem aber dieſe wackere Helden geantwortet/ der Fürſt könte zwar ihnen das Leben/ Hab und Gut/ mit einem Wort alles nehmen auſſer dem Glauben/ für welchen ſie mit Luſt zu ſterben begierig wären.

Von der Zeit an glaubten die Daſſeris berechtiget zu ſeyn/ alles nach Belieben wider die Chriſten zu unternehmen. Sie giengen mit denen Stadt-Schützen von einem Chriſtlichen Haus in das andere/ und befahlen denen Inwohnern im Nahmen des Fürſtens entweders Chriſto abzuſagen oder die Stadt zu räumen. Sie zerbrachen alle ihre Geſchirr zu trümmer/ ſie läſterten ſie mit Schmach-Reden/ ſie gaben ihnen harte Schläg/ und verboten denen Heyden von neuem mit ihnen auch nur mit Worten einige Gemeinſchafft zu pflegen. Sie haben über dieſes auf öffentlichem Platz die Stände und Körb dern Chriſten/ welche allda etwas feyl hielten/ rein ausgeplündert/ hiemit aber dieſe arme Leute/ weil ſie nichts nachzuſetzen hatten/ auf einmal an den Bettelſtab gebracht/ abſonderlich da ihre eigene Blutsverwandte ſie verſtoſſen/ und kein Menſch mehr mit ihnen Mitleiden getragen/ ſondern jederman geſagt hat/ man dörffte weder die Lehrer/ ſo das Evangelium verkündigen/ noch diejenigen/

die es anhören / nicht länger in der Stadt gedulten.

Nichts war bey dieſem wüſten Handel mehr zu bewundern als die unerſchrockene Starckmüthigkeit dern Chriſten / welche nicht allein ſo ſchwere Drangſalen um GOttes willen mit ungemeiner Freud übertragen/ ſondern auch ihr Leben darzugeben gewünſcht haben.

Etliche Chriſtgläubige Haushaltungen/ welche man aus der Stadt vertriebe/ haben ſich in eine nur einen Büchſenſchuß von derſelben entlegenen Höhle zuſammen gezogen/ und ſich allda zwey Monat lang beholffen. Der Ort war feucht/ kothig/ finſter/ und ſo eng/ daß ſie weder liegen noch ruhen konten. Der immerwährende Regen verbote ihnen auszugehen / und ſich ihrer Nahrung zu bewerben / der Rauch hingegen/ ſo keinen Ausgang hatte/ verblendete und plagte ſie ohn Unterlaß. Als ich ſie beſuchte und mit naſſen Augen tröſten wolte/ gaben ſie mir frölich zur Antwort: **Liebſter Vatter! Euer Ehrwürden haben keine Urſach uns zu beweinen. Was haben wir dann gelitten? welcher aus uns iſt um Chriſti JEſu willen geſtorben? deſſen Allmacht uns bisher bey guter Geſundheit erhaltet / daß wir dieſe geringe Widerwärtigkeit gar leichtlich erdulten können. Sein Nahm ſey darfür ewig geprieſen. Wann er uns zu ſeiner Zeit nur zu ſich in das ewige Leben übernimmt/ ſo ſeynd wir ja glückſeelige Leute / und verlangen weiter nichts.**

Die in der Stadt zuruck gebliebene Chriſten hatten alle Täge neue Verfolgungen auszuſtehen. Die Daſſeris riſſen ſie aus ihren Häuſern/ und thaten ihnen mancherley Leid an. Sie rumpelten in das Haus einer Chriſtin hinein / dero zwey Enckel in der Veſtung im Verhafft ſaſſen; ſie ſcheueten ſich zwar dieſelbe eigenhändig zu ſchlagen / aber ſie ſcheueten ſich nicht etliche Schand-Huren über ſie zu ſchicken/ welche dieſe ehrliche Frau mit unſinniger Raſerey angefallen/ ſie bey denen Haaren in den Haus-Hof hinaus geſchleifft/ mit Füſſen getretten und mit Brügeln erbärmlich abgedreſcht haben. Sie hat mich mit blutigem Angeſicht heimgeſucht und bezeugt / ſie freue ſich ſehr um Chriſti willen etwas weniges gelitten zu haben mit inbrünſtigem Wunſch ſeinetwegen was härters auszuſtehen.

Der eyferige Chriſt/ deſſen ich oben/ daß er den blinden Catechiſten geführt/ Meldung gethan/ hat an Standhafftigkeit alle andere übertroffen; dann wiewol er kein Catechiſt ware / ſo hat er dannoch ſolches Amt mit gröſtem Eyfer vertretten / da er unverzagt in die Stadt und Veſtung gegangen/ die Chriſten-Häuſer beſucht und die Glaubigen zur Beharrlichkeit aufgemuntert hat. Jemand ſagte ihm auf einen Tag/ man kehre in ſeinem Haus alles unter über ſich; er gienge dahin und hielte an die Schaar Daſſeris, ſo er daſelbſt angetroffen/ dieſe Anrede: **Seynd diß jene ſchöne Meiſterſtück / ſo ihr von euern Lehrmeiſtern erlernet habt? haben wol dergleichen Gewaltthätigkeiten/ mit welchen ihr uns bereits ein ſo lange Zeit plaget / den Geſchmack oder ein Mahlzeichen der Warheit? können dann euere Lehrer euch nichts beſſers vortragen?** Da wande er ſich um zu dem häuffig herbey geloffenem Volck und zeigte ihnen den unendlichen Unterſchied zwiſchen der Chriſtlichen und Daſſeritiſchen Lehr/ daß nemlich unſer Glaub/ die Sanfftmuth/ Gedult/ Liebe ſeiner Feinden/ Verzeyhung dern Unbilden/ und die Erkantnuß des wahren GOttes lehre. Er beſchloſſe ſeine eigene Haus-Predigt alſo: **Vergleichet jetzt unſere Lehr-Geſätz mit der Lehr eurer Lehrmeiſtern; ſo werdet ihr handgreifflich ſehen/ welche beſſer ſey/ und den Menſchen in den Himmel führe.** Dieſes brachte er mit ſolchem Geiſt und Nachdruck vor/ daß ihn die Heyden ſelbſt gelobet/ die Stadt-Schützen aber ſich mit dem Befehl des Fürſtlichen Schwiegervatters entſchuldiget und ihre Mißthat abgebeten haben.

Gleich zu Anfang der Verfolgung ware ein Knab von zehen/ und ein Mägdlein von acht Jahren ſamt ihrem Vatter in der Kirchen. Als die Fürſtliche Bediente dieſe zwey Kinder schertzweis fragten / ob ſie bereit wären für ihren GOtt/ den ſie daſelbſt anbaten/ zu ſterben? haben ſie ſich alſobald auf die Knie geworffen und mit männlichem Muth geſprochen: **Ja/ wir ſeynd bereit unſer Blut für den wahren GOtt zu vergieſſen.** Sie huben zugleich ihre Händlein gen Himmel und reichten denen Verfolgern ihre Häls nicht anderſt / als erwarteten ſie alle Augenblick den Schwerdtſtreich. Dieſe Antwort machte die Diener des Fürſtens dermaſſen zu Schanden/ daß ſie vor Erſtaunung die Hand auf das Maul gelegt und ſich aus der Kirche verkrochen haben. Ihr Vatter hat mir dieſe Geſchicht ſelbſt erzehlet.

Ein anderer frommer und freygebiger Chriſt/ weſſen Haus ein allgemeine Zuflucht aller vertriebenen Chriſtinnen war/ hat die Daſſeris, als ſie ihn ausrauben wolten / höflich empfangen/ ihre Fragen beantwortet/ und ſich gegen dieſelben ſo beſcheidentlich aufgeführt/ daß ſie ohne ihm was in den Weeg zu legen ſich zuruck gezogen haben. Es ſcheinet/ GOtt habe dieſen ehrlichen Mann um ſeiner Chriſtlichen Freygebigkeit willen wider ſeine Feinde abſonderlich beſchützen wollen.

Ein Chriſtliche Wittfrau/ ſo gute Mittel und vier Kinder hatte/ nachdem ſie völlig ware ausgeplündert worden/ beklagte ſich bey mir nicht eines ſo groſſen Verluſts/ ſondern blos allein deſſen/ daß ihre Kinder/ wie ſie vermeynte/ nicht mit ſo inbrünſtiger Andacht/ als ſie verlangte/ dem Gebett abwarteten; **dann /** ſprach ſie/ **wann ſie nur fromm ſeynd / ſo wird ſie GOtt nicht verlaſſen.**

Ein Chriſtlicher Soldat/ ſo um des Glaubens wegen aus der Stadt war vertrieben worden/ muſte auf Befehl ſeines Hauptmanns / der ihn verkehren wolte / ſich wieder ſtellen. Er kame zu mir und fragte/ was er ihm zu antworten hätte? Mein Beſcheid ware/ GOtt pflege in ſolchen Umſtänden ſeinen Dienern / welche ihre gäntzliche

Zu-

Den andern Tag ſtreueten die Daſſeris aus/ ſie hätten vom Fürſten Erlaubnuß ſich unſerer Kirchen zu bemächtigen/ aus welcher ſie eine Chriſtliche Brachmänniſche Haushaltung/ ſo darinnen wohnete/ vertrieben/ und ein andere/ die ihrem Irrthum anhienge/ hinein geleget haben. Sie riſſen denen Chriſtlichen Weibern die Ablaß-Pfenning vom Hals und von ihren Roſenkräntzen/ hefften ſolche an ihre Schuhe/ lieffen damit in der Stadt herum und ſprachen: **Alſo muß man die Götter dern Chriſten ſtraffen; weil ſie ſich unterſtehen und ſagen/ unſere Götter ſeyen nichts anders/ als todte Götzen-Bilder.**

Nach Eroberung der Kirchen haben ſie vor allem das Altar niedergeriſſen/ und mit ihren teuffliſchen Aberglauben den Ort entheiliget unter dem Vorwand/ einen durch den Chriſten-Greuel geſchändeten Ort zu reinigen: wodurch die Kirch des wahren GOttes zu einer Werckſtatt der hölliſchen Geiſtern worden iſt. Sie machten in der Stadt kund/ ſie hätten bey Schleiffung des Altars Beiner und ein gewiſſes Pulver gefunden/ derer ſich die Miſſionarii, um die Leute zu verzaubern und zu ihrem Glauben zu ziehen/ pflegten zu bedienen.

Weil die Thorwachten Befehl hatten keinen Miſſionarium in Devandapalle einzulaſſen/ als hab ich mich verkleidet/ und bin nächtlicher Weil hinein kommen/ dieſelbe Nacht aber bey einem eyferigen Chriſten verblieben/ und den folgenden Tag in aller Frühe vor der Veſtung oder Burg auf einer Anhöhe erſchienen. Allwo ich von zwey Daſſeris viel Schmach ausgeſtanden/ dem häuffig herzu gelauffenen Volck das Evangelium geprediget und denen vornehmſten Hof-Beamten des Fürſtens/ wie daß die Daſſeris meine Kirchen weggenommen/ und die neu-bekehrten Chriſten wider alles Recht gröblich verletzt hätten/ bitterlich geklagt/ zugleich aber mit denenſelben entweders vor dem Fürſten oder vor denen Stadt-Schöpfen einen Wort-Streit von Glaubens-Sachen zu halten mich anerboten hab. Allein die Daſſeris wolten ſich mit mir nicht einlaſſen/ dann ihre gantze Wiſſenſchafft beſtehet in einem gewiſſen Liſt die Leut zu betrügen/ und nachdem ſie ſolche an ſich gelockt/ von ihnen groſſes Geld und Ehr zu erpreſſen. Sie haben mit dieſer Gelegenheit von neuem/ auch ſo gar denen Kriegesleuten verboten/ mit denen Chriſten als unehrlich erklärten Leuten nur ein Wort zu reden. Ich aber vernahme/ daß zwey liebe Miſſionarii aus unſerer Geſellſchafft/ verſtehe P. Manduit und P. Courbeville in einer Viertelſtund zugleich geſtorben ſeyen: niemand zweiffelt/ daß nicht die Feinde unſers Glaubens ihnen Gifft beygebracht haben.

Als ich zwey Tag und eine Nacht auf meinem Bühel bey der Burg ohne andere Nahrung als eines wenig truckenen Reis verharret/ war ich noch länger daſelbſt zu verbleiben geſonnen/ wann nicht die Bildſäulen des Abgotts Wichnu mit einem feyerlichen Umgang alldort bald hernach hätte ſollen vorbey getragen werden/ und ein vornehmer Hof-Herr/ ſo denen Chriſten günſtig ware/ mir nicht gerathen hätte/ wann ich dem Götzen aufzuſtehen nicht entſchloſſen wäre (um denen Chriſten ein noch gröſſere Verfolgung zu ſparen) mich von dannen anderwärtig hin zu verfügen. Unſere Feind ſagten hierüber zum Fürſten/ ich müſte ihre Götter nicht allein verachten/ ſondern auch als einen Greuel haſſen; weil ich dieſelben mit Augen auch nur anzuſehen mich geweigert hätte. Ich nahme meine Herberg in einem nahgelegenen Gärtlein eines Chriſtlichen Soldatens.

Zwey Tage hernach bate zwar ein redlicher alter Brachmann den Fürſten mich ſamt denen meinigen zu beſchützen/ damit ich nicht vor Hunger verſchmachtete und der Fluch meines Todes über die Stadt käme. Aber ein anderer Brachmann/ ſo zugegen ware/ widerſprach ſeinem Vortrag hefftig mit der Verſicherung/ daß/ wann ich ſterben ſolte/ er meinen Leichnam würde laſſen durch die Gaſſen herum ſchleppen/ um hiedurch die etwan meines Todes wegen erzürnete Götter zu beſänfftigen/ und ihre Rach von der Stadt abzuwenden: es wäre kein Frag mehr/ ob man die Chriſten beſchützen ſolte/ ſondern wie man dieſelben gäntzlich ausrotten mögte? weil nun ſich dieſem mächtigen Brachmann/ ſo zugleich dem vornehmſten Götzen-Tempel vorſtunde/ ſich niemand widerſetzte/ der wegen ſeiner Jugend unerfahrne Fürſt aber von denen Glaubens-Feinden und Daſſeris gäntzlich eingenommen ware/ hielte uns jedermann für verlohren/ zumalen da auch ſein Schwiegervatter/ welcher das Kriegsheer unter ſeinem Befehl hatte/ ein ſo tummer als abergläubiſcher Mann denen Götzen-Pfaffen beygeſtanden/ und zwey Chriſtliche Soldaten/ ſo würcklich in der Burg auf der Wacht waren/ in Verhafft genommen/ ja ſie mit allem Gewalt von dem Chriſtenthum abzufallen hat zwingen wollen: welchem aber dieſe wackere Helden geantwortet/ der Fürſt könte zwar ihnen das Leben/ Hab und Gut/ mit einem Wort alles nehmen auſſer dem Glauben/ für welchen ſie mit Luſt zu ſterben begierig wären.

Von der Zeit an glaubten die Daſſeris berechtiget zu ſeyn/ alles nach Belieben wider die Chriſten zu unternehmen. Sie giengen mit denen Stadt-Schützen von einem Chriſtlichen Haus in das andere/ und befahlen denen Inwohnern im Nahmen des Fürſtens entweders Chriſto abzuſagen oder die Stadt zu räumen. Sie zerbrachen alle ihre Geſchirr zu trümmer/ ſie läſterten ſie mit Schmach-Reden/ ſie gaben ihnen harte Schläg/ und verboten denen Heyden von neuem mit ihnen auch nur mit Worten einige Gemeinſchafft zu pflegen. Sie haben über dieſes auf öffentlichem Platz die Stände und Körb dern Chriſten/ welche allda etwas feyl hielten/ rein ausgeplündert/ hiemit aber dieſe arme Leute/ weil ſie nichts nachzuſetzen hatten/ auf einmal an den Bettelſtab gebracht/ abſonderlich da ihre eigene Blutsverwandte ſie verſtoſſen/ und kein Menſch mehr mit ihnen Mitleiden getragen/ ſondern jederman geſagt hat/ man dörffte weder die Lehrer/ ſo das Evangelium verkündigen/ noch diejenigen/

die es anhören / nicht länger in der Stadt gedulten.

Nichts war bey dieſem wüſten Handel mehr zu bewundern als die unerſchrockene Starckmüthigkeit dern Chriſten / welche nicht allein ſo ſchwere Drangſalen um GOttes willen mit ungemeiner Freud übertragen/ ſondern auch ihr Leben darzugeben gewünſcht haben.

Etliche Chriſtgläubige Haushaltungen/welche man aus der Stadt vertriebe/ haben ſich in eine nur einen Büchſenſchuß von derſelben entlegenen Höhle zuſammen gezogen/ und ſich allda zwey Monat lang beholffen. Der Ort war feucht/ kothig/ finſter/ und ſo eng/ daß ſie weder liegen noch ruhen könten. Der immerwährende Regen verbote ihnen auszugehen / und ſich ihrer Nahrung zu bewerben/ der Rauch hingegen/ ſo keinen Ausgang hatte/ verblendete und plagte ſie ohn Unterlaß. Als ich ſie beſuchte und mit naſſen Augen tröſten wolte/gaben ſie mir frölich zur Antwort: **Liebſter Vatter! Euer Ehrwürden haben keine Urſach uns zu beweinen. Was haben wir dann gelitten? welcher aus uns iſt um Chriſti JEſu willen geſtorben? deſſen Allmacht uns bisher bey guter Geſundheit erhaltet / daß wir dieſe geringe Widerwärtigkeit gar leichtlich erdulten können. Sein Nahm ſey darfür ewig geprieſen. Wann er uns zu ſeiner Zeit nur zu ſich in das ewige Leben übernimmt/ ſo ſeynd wir ja glückſeelige Leute/ und verlangen weiter nichts.**

Die in der Stadt zuruck gebliebene Chriſten hatten alle Täge neue Verfolgungen auszuſtehen. Die Daſſeris riſſen ſie aus ihren Häuſern/ und thaten ihnen mancherley Leid an. Sie rumpelten in das Haus einer Chriſtin hinein/ dero zwey Enckel in der Veſtung im Verhafft ſaſſen; ſie ſcheueten ſich zwar dieſelbe eigenhändig zu ſchlagen/ aber ſie ſcheueten ſich nicht etliche Schand-Huren über ſie zu ſchicken/ welche dieſe ehrliche Frau mit unſinniger Raſerey angefallen/ ſie bey denen Haaren in den Haus-Hof hinaus geſchleifft/ mit Füſſen getretten und mit Brügeln erbärmlich abgedreſcht haben. Sie hat mich mit blutigem Angeſicht heimgeſucht und bezeugt / ſie freue ſich ſehr um Chriſti willen etwas weniges gelitten zu haben mit inbrünſtigem Wunſch ſeinetwegen was härters auszuſtehen.

Der eyferige Chriſt/ deſſen ich oben/ daß er den blinden Catechiſten geführt/ Meldung gethan/ hat an Standhafftigkeit alle andere übertroffen; dann wiewol er kein Catechiſt ware/ ſo hat er dannoch ſolches Amt mit gröſtem Eyfer vertretten/ da er unverzagt in die Stadt und Veſtung gegangen/ die Chriſten-Häuſer beſucht und die Glaubigen zur Beharrlichkeit aufgemuntert hat. Jemand ſagte ihm auf einen Tag/ man kehre in ſeinem Haus alles unter über ſich; er gienge dahin und hielte an die Schaar Daſſeris, ſo er daſelbſt angetroffen/ dieſe Anrede: **Seynd diß jene ſchöne Meiſterſtück/ ſo ihr von euern Lehrmeiſtern erlernet habt? haben wol dergleichen Gewaltthätigkeiten/ mit welchen ihr uns bereits ein ſo lange Zeit plaget/ den Geſchmack oder ein Mahlzeichen der Warheit? können dann euere Lehrer euch nichts beſſers vortragen?** Da wande er ſich um zu dem häuffig herbey geloffenem Volck und zeigte ihnen den unendlichen Unterſchied zwiſchen der Chriſtlichen und Daſſeritiſchen Lehr/ daß nemlich unſer Glaub/ die Sanfftmuth/ Gedult/ Liebe ſeiner Feinden/ Verzeyhung dern Unbilden/ und die Erkantnuß des wahren GOttes lehre. Er beſchloſſe ſeine eigene Haus-Predigt alſo: **Vergleichet jetzt unſere Lehr-Geſätz mit der Lehr eurer Lehrmeiſtern; ſo werdet ihr handgreifflich ſehen/ welche beſſer ſey/ und den Menſchen in den Himmel führe.** Dieſes brachte er mit ſolchem Geiſt und Nachdruck vor/ daß ihn die Heyden ſelbſt gelobet/ die Stadt-Schützen aber ſich mit dem Befehl des Fürſtlichen Schwiegervatters entſchuldiget und ihre Mißthat abgebeten haben.

Gleich zu Anfang der Verfolgung ware ein Knab von zehen/ und ein Mägdlein von acht Jahren ſamt ihrem Vatter in der Kirchen. Als die Fürſtliche Bediente dieſe zwey Kinder ſchertzweis fragten / ob ſie bereit wären für ihren GOtt/ den ſie daſelbſt anbaten/ zu ſterben? haben ſie ſich alſobald auf die Knie geworffen und mit männlichem Muth geſprochen: **Ja/ wir ſeynd bereit unſer Blut für den wahren GOtt zu vergieſſen.** Sie huben zugleich ihre Händlein gen Himmel und reichten denen Verfolgern ihre Häls nicht anderſt / als erwarteten ſie alle Augenblick den Schwerdtſtreich. Dieſe Antwort machte die Diener des Fürſtens dermaſſen zu Schanden/ daß ſie vor Erſtaunung die Hand auf das Maul gelegt und ſich aus der Kirche verkrochen haben. Ihr Vatter hat mir dieſe Geſchicht ſelbſt erzehlet.

Ein anderer frommer und freygebiger Chriſt/ weſſen Haus ein allgemeine Zuflucht aller vertriebenen Chriſtinnen war/ hat die Daſſeris, als ſie ihn ausrauben wolten/ höflich empfangen/ ihre Fragen beantwortet/ und ſich gegen dieſelben ſo beſcheidentlich aufgeführt/ daß ſie ohne ihm was in den Weeg zu legen ſich zuruck gezogen haben. Es ſcheinet/ GOtt habe dieſen ehrlichen Mann um ſeiner Chriſtlichen Freygebigkeit willen wider ſeine Feinde abſonderlich beſchützen wollen.

Ein Chriſtliche Wittfrau/ ſo gute Mittel und vier Kinder hatte/ nachdem ſie völlig ware ausgeplündert worden/ beklagte ſich bey mir nicht eines ſo groſſen Verluſts/ ſondern blos allein deſſen/ daß ihre Kinder/ wie ſie vermeynte/ nicht mit ſo inbrünſtiger Andacht/ als ſie verlangte/ dem Gebett abwarteten; **dann/** ſprach ſie/ **wann ſie nur fromm ſeynd/ ſo wird ſie GOtt nicht verlaſſen.**

Ein Chriſtlicher Soldat/ ſo um des Glaubens wegen aus der Stadt war vertrieben worden/ muſte auf Befehl ſeines Hauptmanns/ der ihn verkehren wolte/ ſich wieder ſtellen. Er kame zu mir und fragte/ was er ihm zu antworten hätte? Mein Beſcheid ware/ GOtt pflege in ſolchen Umſtänden ſeinen Dienern / welche ihre gäntzliche

Zu-

Zuverſicht zu ihm haben/ die Wort auf die Zungen zu legen. Als nun der Hauptmann ihm/ daß er einem neuen Geſatz anhange/ verwieſen hatte: **Das Geſatz** / ſprach der ſonſt einfältige Soldat/ **ſo ich bekenne / iſt das älteſte in der gantzen Welt; weil der wahre ewige GOtt deſſen Urheber iſt; mein Herr Hauptmann nehme ihm die Mühe ſich deſſelben gründlich zu erkundigen / ſo wird er mir recht geben. Bildet ihm derſelbe hingegen ein/ er könne mich abſchröcken; ſo will ich mein Weib ſamt denen Kindern herführen/ damit er in der That erfahre/ daß ſie gleichwie ich ſelbſt ihr Leben für dieſen uralten Glauben aufzuopffern bereit ſeyen.**

Gleichwie ich nun bey dem Fürſten nichts ausrichten konte/ alſo nahme ich nechſt GOtt meine Zuflucht zu Patri Platel und meinem Obern R. Patri la Fontaine, damit jener bey dem Feld-Obriſt des in Maïſſur ſtehenden Kriegesheer/ dieſer aber bey dem Nabab (das iſt bey dem Groß-Mogoliſchen Land-Vogt) von Arcadu an den Fürſten von Devandapalle Vorbitts-Brief für mich und meine Miſſion auswürckten. Beyde thaten ihr äuſſerſtes; der erſtere hielte ſich bey der Armée zwar acht Täge auf/ doch konte er nichts erhalten. Dem andern gienge es beſſer von ſtatten/ weil er ſich an Herrn de Saint-Hilaire hielte / welcher mit ſeiner Artzeney-Kunſt ihm in dieſen Ländern groſſes Lob/ Anſehen und Vermögen auch des Nabab Sohns Gunſtgewogenheit erworben hatte; dieſer zwar weltliche / aber mit einer Jnbrunſt Göttlichen Eyfers gantz entzündeter Mann hat weder Mühe noch Unkoſten/ noch einige Gefahr beſorgter Ungnad angeſehn oder geſpahrt/ damit er unſere Miſſiones beförderte und aus allen Kräfften beſchützte; darum hat er von dem Nabab durch deſſen Sohn das verlangte Recommendations-Schreiben leichtlich ausgebracht/ mit welchem Pater le Fontaine ohne Zeits-Verluſt nach Devandapalle kommen iſt/ als ich erſt zwey Tage vorhero/ damit der Soldat/ in deſſen Garten ich immerfort wohnete/ wegen dern Dafferis Nachſtellung meinetwegen nicht ins Verderben geſtürtzt wurde / freywillig aus der Stadt in die obbeſchriebene Höle zu meinen Chriſten mich überzogen/ von hinnen aber weiters in ein anderes ebenfalls mit flüchtigen Chriſten angefülltes Loch verfüget/ und bey ihnen Patrem Platel, welcher um ſie zu ſtärcken dahin kommen ware/ nicht ohne Freud angetroffen/ und kurtz hernach R. Patrem la Fontaine, welcher bald nach mir anlangte/ allda empfangen hab. Wir waren an dieſem Ort ſehr unſicher wegen der Armée von Maïſſur, und denen vielen Kriegs-Partheyen / welche die gantze Gegend nächtlicher Weil mit Brand/ Mord und Raub durchſtreifften.

Der Brief ward von uns dem Fürſten von Devandapalle unverweilt überſchickt; weil er aber denſelben nicht geachtet hat/ ſchrieben wir gleich an Herrn de Saint-Hilaire, er mögte uns doch einen andern von beſſerm Nachdruck von dem Nabab ausbitten: obſchon nun ſolcher bald eingelangt iſt/ wolte er dannoch nichts verfangen/ ſondern die Sach ward nur ärger/ daß wir denen Chriſten endlich erlaubt haben nicht allein die Stadt ſondern auch das Land zu raumen/ und ſich ihrer Nahrung halben anderwärtig niederzulaſſen/ nachdem ſie vorher alle wurden gebeichtet und den Leib Chriſti empfangen haben. Es iſt nicht zu beſchreiben/ wie unverzagt dieſe elende Leute/ derer viel mit einer zahlreichen Haushaltung beladen waren/ von einander geſchieden/ und wie ſorgloß ſie ſich mit unzerrütteter Zuverſicht auf die Göttliche Vorſichtigkeit verlaſſen haben: **Wir kommen /** ſagten ſie/ **wohin wir immer wollen / wir werden GOtt aller Orten antreffen / welcher uns ſamt unſern Kindern verſorgen wird.** Ein ſehr alte Frau/ welche vor Schwachheit nicht mitziehen konte/ bate ihre Freundſchafft ihr einen Winckel zu vergönnen; weil aber dieſe dieſelbe um des Glaubens willen verſtoſſen / hat ein Chriſtliche Wittib ſich ihrer erbarmet/ und ſie nicht allein in ihr ſchlechte Hütten/ da ſie ſamt ihrer Haushaltung ſich auf hielte/ willig aufgenommen / ſondern auch hinführo verſorget.

Ein andere verehlichte und mit ihren Kindern umgebene Chriſtin ward von ihrem abgöttiſchen Mann mit weinenden Augen hefftig erſuchet/ bey ihm zu verharren/ zu ſolchem End aber dem Chriſtlichen Glauben abzuſagen; ſie hingegen warffe ſich ihm zu Füſſen/ und bate ihre begangene Fehler ab/ das Chriſtenthum aber betreffend verſicherte ſie ihn/ daß ſie bloß allein um des ewigen Lebens willen mit ihren Kindern freywillig in das Elend ziehe/ und GOtt um ihres Mannes Bekehrung anflehen werde. Dieſes ſagte ſie ihm ohne ſich im geringſten zu betrüben/ mit einer unerſchrockenen Gegenwart des Gemüths/ und einer veſten Zuverſicht zu ihrem Erlöſer.

Bißher hat nicht ein eintzige Chriſtliche Seel in ihrem Glauben gewanckt/ ſondern ein jeglicher ware über dieſes noch befliſſen andere in demſelben zu ſteiffen/ und zwar mit ſolcher Emſigkeit/ daß weil ein Weib ſich anfangs nur verborgen hatte/ ſie kein Chriſtlicher Menſch mehr grüſſen/ noch ihren Gruß beantworten wolte / biß ſie ſich bey mir ihrer Furcht wegen gerechtfertiget hatte.

Uns war unendlich viel daran gelegen/ daß die zerſtörte Miſſion von Devandapalle wieder hergeſtellet wurde; darum reiſete P. la Fontaine abermal bey ſtarckem Regenwetter/ da er über etliche Bäch hat ſchwimmen müſſen/ nach Velur zu dem Herrn von Saint-Hilaire, mit weſſen an den Nabab lautendem Brief er dieſem zu dem Kriegesheer nachgereiſet iſt/ biß er es endlich bey der Stadt Devandapalle angetroffen / und dem Nabab, ſo daſſelbe commandirte/ das Sendſchreiben zugeſtellt hat. Dieſer empfienge und umhalſete ihn überaus gnädig in Gegenwart ſeiner Kriegs-Obriſten: er raumete ihm ein Zelt ein/ ſo nechſt an dem ſeinigen ſtunde: er ſchickte ihm Speiſſen von ſeiner Taffel: er lieſſe ihn nach zwey Tagen zu gröſter Ehren-Bezeugung auf einen ſeiner Elephanten ſetzen / und in Begleitung eines theils ſeiner Leib-Wacht unter einem klingenden Feldſpiel in die Stadt biß zu ſeiner verlohrenen

Kir-

Kirchen führen/ welche er in einem ſchändlichem Stand angetroffen hat; inmaſſen die Heyden mittlerweil den Chor/ wo das Altar geſtanden ware/ in einen Stall verwandelt hatten.

Die Daſſeris, welche den prächtigen Einzug Patris la Fontaine mit ſcheelen Augen angeſehen hatten/ thaten ihr äuſſerſtes ſein Vorhaben zu zernichten. Zu ſolchem End haben ſie einen Brachmann/ ſo bey der Armée im höchſten Anſehen ware/ bewogen dem Patri la Fontaine, den er zu ſich beruffen hatte/ zu ſagen/ daß/ wann er künfftighin ſein fremde Lehr in der Stadt predigen ſolte/ er ihm Ohren und Naſen werde abſchneiden laſſen. Der Pater nahme hierüber bey gedachtem Kriegsheer ſeine Zuflucht zu einem Mogoliſchen Obriſt/ welcher den Geſandten von Devandapalle vermögt hat/ an erwehnte Stadt zu ſchreiben/ es ſeye des Nabab und geſamter Generalität willen/ man ſolle die Chriſten bey bem Ihrigen laſſen/ und fernerhin denſelben nichts in den Weeg legen. Allein der Geſandte als ein eyferiger Götzendiener wuſte die Sach ſo meiſterlich umzudrehen/ daß gemeldeter Obriſt nachmals Patri la Fontaine bedeutet hat/ er könte zwar ſeine Kirch wieder beziehen/ doch ſolte er ſich fleiſſig hüten/ daß er keines andern Lehrers Jünger an ſich locke/ welches eben ſo viel heiſſe/ als ihm die Verkündigung des Evangelii verbieten. Die Daſſeris ſtreueten zu gleicher Zeit in der Stadt aus/ es werde nach des Nabab Abzug ſich kein Chriſt in der Stadt mehr dörffen blicken laſſen. Pater la Fontaine gienge noch einmal zu dem Herrn von Saint-Hilaire und kame mit deſſen an den Nabab geſchriebenem Brief zuruck/ welcher ihm geantwortet hat/ er hätte in dieſer Sach bisher nur gar zu viel gethan/ in welche er ſich ferner nicht mehr einlaſſen wolte. Der Fürſt von Devandapalle hat bey Empfang des erſten Vorbitts-Brief des Mogoliſchen Obriſten ſich verlauten laſſen/ er könte dern Chriſten Häuſer/ welche er ſeinen Soldaten geſchenckt hatte/ nicht zuruck nehmen/ doch mögten diejenigen/ die noch in der Stadt wären/ die ihrigen behalten/ die übrige aber zuruck kehren und neue bauen: wie dann auch geſchehen iſt; indem viel aus ihrem Elend wieder in die Stadt kommen ſeynd/ allwo wir unſere Kirch wieder in Beſitz genommen und in derſelben die Heilige Weyhnacht gefeyert haben. Mehrers könten wir mit ſo mancherley Bemühung nicht auswürcken.

Um eben dieſe Zeit ward das bis hundert tauſend Mann ſtarcke Kriegesheer von Maïſſur gezwungen/ die koſtbare Belagerung von Schinnaballabaram, ſo neun Monat gewähret hatte/ aufzuheben. Wir hatten daſelbſt eine Kirchen/ welche gleich Anfangs/ als ſich der Feind vor der Stadt lagerte/ iſt geſchleifft worden. Gemeldeter Armée Lauff-Gräben beſtunden in Bruſtwehren/ welche der Feind theils aus Erden/ theils aus höltzernen Pflöcken Zaunweis gebaut hatte. Ihre Batterien-Stück ſeynd aus Eiſen und einer ſo weiten Mundung/ als unſere gröſte Feuer-Mörſer: die Kugel aber aus Stein/ derer ich einige geſehen hab/ welche in ihrem Umfang zwey Ellenbogen groß waren. Nach der Belagerung wurden die Inwohner von der Peſt geplagt/ welche auch manchen Chriſten unter die Erden gebracht hat; weil nemlich dieſe eyferige Leute aus überſchwenglicher Liebe denen verlaſſenen Siechen ohne Scheuen gewartet/ dieſelben gehoben/ gelegt/ geſaubert und nach dem Todt begraben haben.

Kaum hatte Pater la Fontaine das Ungewitter zu Devandapalle geſtillt/ als er wider meinen Rath (inmaſſen ich mich anerboten hatte ihn dißfalls zu überheben) nach beſagtem Schinnaballabaram verreiſet um die allda zerſtörte Kirchen wieder aufzubauen; weil er aber kranck ware/ als hat ihn die anſteckende Kranckheit gleich nach ſeiner Ankunfft angegriffen. Es ſchoße ihm auf der Seiten ein Carfunckel auf/ deſſen unerträgliche Schmertzen ihn hefftig geſchwächt haben. So bald ich ſolches vernommen hatte/ kame ich ihm zu Hülff/ allein die Peſt hat mich ſamt drey Catechiſten ebenfalls angeſteckt/ mithin uns insgeſamt in einen erbärmlichen Stand geſetzt; dann wir lagen in freyer Lufft unter einer Laubhütten faſt hülff-loß; inmaſſen ſchier alle Chriſten an der leidigen Peſtilentz kranck waren/ an welcher zwey unſerer erwehnten Catechiſten bald nach einander geſtorben ſeynd. Herr von Saint-Hilaire, als er den gefährlichen Zuſtand Patris la Fontaine vernommen hatte/ ſchickte ihm allerhand Erfriſchungen und Artzney-Mittel ſamt ſeiner Palankin-Sänfften/ und lieſſe ihn durch ſeine Leute in derſelben auf eigene Unkoſten nach denen Meer-Küſten tragen/ welches dem Krancken ſo wol gelunge/ daß es unter Weegs/ ſo bald er aus der vergiffteten Lufft in eine geſundere kame/ mit ihm beſſer worden iſt.

Nachdem ich zu Schinnaballabaram mich eine Zeitlang aufgehalten hatte/ verfügte ich mich nach Cruchnaburam um die allda neugeſtifftete Kirchen zu beſuchen. Ich ward unter Weegs von ſechs Mogoliſchen Reutern überfallen/ welche meine fünff Catechiſten rein ausgeplündert haben. Einer aus ihnen gab mir mit ſeinem Spehr einen Stich in den Magen; zwey andere warffen mich zu Boden/ nahmen mir einen Theil meiner Kleidern/ ſamt allem Geld/ ſo ich zur Unterhaltung meiner Catechiſten bey mir hatte/ ja ſo gar mein Brevier und Kelch. Als hiernechſt die Nacht uns überfallen hat/ kehrten wir in einem Dorff ein/ allwo uns niemand weder beherbergen noch ätzen wolte/ da wir doch den gantzen Tag in der gröſten Hitz ohne einige Nahrung gewandert waren. Endlich ſchenckte uns ein Brachmann eine Hand voll ungeläuterten Zuckers mit ein wenig Meel/ welches wir mit kühlem Waſſer abgerührt/ mit ſolcher kalten Schalen aber uns für dieſesmal beholffen haben.

Ich bliebe zwey Monat zu Cruchnaburam; kaum hatte ich der Stadt den Rucken gekehrt/ als ein gähling entſtandene Feuers-Brunſt nicht allein etliche Häuſer/ ſondern auch unſere ſchöne Kirch allda in die Aſchen geleget hat/ welche indeſſen von Pater la Fontaine von Grund aus wieder iſt aufgebauet worden.

Da nun die Chriſtenheit zu Devandapalle bey erwünſchter Ruhe immer zunahme/ haben die von

dem Geitz- und Neid-Teuffel beſeſſene Dasseris im Jahr 1713. abermal zwey gefährliche Verfolgungen wider uns angeſponnen/ und nachdem ſie ſich zuſammen gerottet hatten/ dem Fürſten ſelbſt mit einer Empörung bedrohet/ wann er ihnen nicht erlauben wurde die Kirch niederzureiſſen/ die Miſſionarios ſamt denen vornehmſten Chriſten zu tödten / und den Chriſtlichen Glauben gäntzlich auszurotten. Die Antwort des Fürſtens/ **daß/ weil uns der Nabab ſchützte/ er ſolches nicht zulaſſen dörffte** / ſchröckte ſie ſo fern nicht ab/ daß ſie hingegen einen neuen Auffſtand zu erwecken/ und ihr Beginnen eigenmächtig zu bewercken geſonnen waren. Ich hätte mich zwar gefreuet um Chriſti willen aufgeopffert zu werden: allein die Umſtände dieſer neuen Chriſtenheit erforderten nicht den Todt/ ſondern die Gegenwart eines Seelen-Hirtens. Um dieſer Urſach willen erlangte Pater la Fontaine durch Herrn von Sanct-Hilaire von dem Nabab, des Groß-Mogols Schutz-Fahn ſamt einem Schirm-Brief an den Fürſten und zwey Reuter / welche Patrem la Fontaine nach Devandapalle begleitet haben.

Bey ihrer Ankunfft wuſte der Fürſt ſich nicht zu finden; dann er wolte weder den Nabab noch die Dasseris beleidigen; ſonſt/ wann er dieſe letztere nicht gefürchtet hätte/ſtunde ihm nach Landesbrauch zu/ den Fahn eines ſo groſſen Potentaten feyerlich zu verehren. Jetzt aber/ um keinen Theil aus der Wiegen zu werffen/ begnügte er ſich nach vielen Rathſchlägen Patri la Fontaine ſagen zu laſſen/ er mögte den Fahn pflantzen/ wohin er wolte. Dieſer ſteckte ihm nach ſolchem kühlen Beſcheid in den Vorhof offterwehnter Kirchen/ mit keinem andern Folg/ als daß die Dasseris hierdurch noch raſender worden/ und in des Fürſten Nahmen acht die vornehmſten Haushaltungen als veſte Grundſtützen dieſer Chriſtenheit aus der Stadt geſchafft haben/ mit dem Bedeuten/ wann die Chriſten nicht verjagt werden ſolten/ zehen tauſend Mann ihres Anhangs unter Gewehr zu bringen/ und ihr Beginnen in das Werck zu ſtellen / vor allem aber das Land/ wie ſie öffters gethan/ zu verhergen. Die Zaghafftigkeit des Fürſtens machte ihnen ein ſolchen Muth/ daß ſie in ſeinem Nahmen in Geſellſchafft dern Stadt-Schützen die Chriſtliche Häuſer angefallen/ die Chriſten ſelbſt aber verſchmähet/ ausgeraubt/ geſchlagen/ auf allerhand Weiſe geängſtiget/ und zum Theil aus der Stadt geſtoſſen haben.

Pater la Fontaine, welcher die Chriſten zu vertheidigen dahin gekommen ware/ gienge geraden Weegs durch die Stadt und Burg/ ja durch alle Wachten / bis in die Vorkammer des Fürſtens/ und verlangte/ man ſolte die Stadt-verwieſene Chriſten/ ſo vor denen Thören unter dem Thau übernachteten / unverzüglich zuruck ruffen/ und ihnen ſo wol ihre Häuſer als alles verlohrne erſtatten. Er ward zwar ſeiner Bitt gewähret: der Fürſt lieſſe die Stadt-Thör bey finſterer Nacht öffnen/ und ſie in ihre Häuſer hinein gehen. Allein die Dasseris erregten einen neuen Auffſtand; ſie lieſſen aus denen benachbarten Städten ihre Glaubens-Brüder zu ſich kommen; ſie ergriffen das Gewehr/ ſtellten ſich in Kriegs-Ordnung / und zugen auf ſolche Weiſe mit klingendem Spiel und fliegenden Fahn nach der Fürſtlichen Burg-Veſte; allwo ſie mit einem entſetzlichen Geſchrey bezeuget haben / ſich nicht ehender zur Ruhe zu begeben/ bis ſie dern Europæiſchen Lehrern Blut (welche ihre Lehrjünger abfiſchten/ und die Götzen-Tempel auslährten/ folgſam ſie in eine verderbliche Armuth ſtürtzten) würden ſehen auf der Gaſſen herrinnen. Sie ſtürmten abermal die Häuſer dern Glaubigen/ derer ſich viel in unſere Wohnung und Kirchen überzogen haben/ ohne ſich ihres Nothſtandes im geringſten zu beklagen. Wie aber (Pater la Fontaine und ich) halffen ihnen mit Lebens-Mitteln aus/ ſo weit es unſere Armuth geſtattet hat; weil ſie in der Stadt weder erſcheinen noch arbeiten dörfften.

Wir giengen beyde nach Hof um des Fürſten Schutz anzuflehen; als aber die Wacht uns mit Ungeſtüm zuruck gewieſen hatte/ giengen wir bey dünſterer Nacht unter den Vorſchopff eines nahgelegenen Tempels/ allwo die Dasseris uns gröblich verſchimpfft und mit Steinen auf uns geworffen haben. Den andern Tag erſchienen bey uns daſelbſt drey die vornehmſte und gelehrteſte Brachmänner ſamt einem ziemlichen Anhang/ ſo wol aus ihrem Geſchlecht als aus der Schutter-Zunfft/ und lieſſen ſich mit uns in ein langes Geſpräch über unſere Lehr ein. Der verſtändigſte unter ihnen lobte unſere Antworten; **allein/ſagte er/ ihr wiſſet/ daß in Indien nicht erlaubt iſt einem andern Lehrer ſeine Jünger abwendig und ihm ſelbſt anhängig zu machen/ worüber ſich die** Dasseris **wider euch deſto billicher beſchweren / je jünger eure/ und je älter ihre Lehr in dieſem Land iſt.** Wobey zu wiſſen/ daß warhafftig in Indien ein Lehrmeiſter ſich eines vätterlichen Gewalts über ſeine Jünger / welche ſein Dixa oder Zeichen tragen/ anmaſſen dörffe: ja es wird einem Jünger/ wann er ſeinen Meiſter verläßt/ bey nahe für ein eben ſo groſſes Laſter ausgerechnet/ als wann ein Eheweib von ihrem Mann weglaufft/ und einem andern anhängt.

Zwey unterloffene Zufäll haben übel ärger gemacht. Ein Chriſtlicher Jüngling in der Burg weigerte ſich bey einem abgöttiſchen Feſt die Bild-Säulen eines Götzen herum zu tragen/ weil ihm/ ſprach er / ſein Glaub dergleichen **Todten-Cörper** zu verehren verbiete. Noch mehr Verdruß erweckte die Bekehrung einer gantzen Haushaltung lauter Linganiſten / welche Sect ſonſt unter allen die hartnäckigſte/und ſchwerer/ als alle übrige/ zu gewinnen iſt.

Nachdem wir drey Tag bey dem Eingang des Götzen-Tempels verharret waren/ traten drey die anſehnlichſte Brachmänner abermal zu uns und verſicherten uns im Nahmen des Fürſtens/ daß er uns in wenig Tägen vor ſich laden / und nach aller Billigkeit vergnügen würde; ſie führten uns hierüber wieder in unſere Kirchen/ und wiederholten ihre Verſicherung. Aber wir fanden uns betrogen; der Fürſt lieſſe uns nicht vor/ die

Ver-

Verfolgung hingegen tobete immerfort ſtärcker. Derowegen haben ſich die Chriſten / um ihrer Nahrung nachzugehen / in andere herum ligende Oerter gezogen / in welchen die Dafferis ihnen zwar nachgeſetzt / aber nicht nach Wunſch haben ſchaden können / weil ſolche Dorffſchafften nicht unter der Bottmäſſigkeit des Fürſtens von Devandapalle ſtehen.

Nichts deſtoweniger haben ſie ihnen aufgepaſt und dieſelbe zu plagen keine Gelegenheit verabſaumt. Als eine Chriſtin Nahmens Clara auf einen Tag von dem Land in die Stadt zuruck gekehrt ware / des willens etwas von Korn / ſo ſie in Verwahrung gegeben hatte / heimlich abzuholen / ward ſie von denen Dafferis verrathen / mithin Abends um 9. Uhr auf die Haupt-Wacht geführt / und auf Befehl des Hauptmanns mit denen Händen auf dem Rucken / an einen Pfal angebunden / an welchem ſie auch übernachtet / und von denen Mucken / ſo allhier ſchmertzlich ſtechen / viel gelitten hat. Als der Tag angebrochen / ward ſie zu dem Oberhaupt dern Dafferis geführt / und alldort unmenſchlich geſchlagen / demnach aber auf die Hauptwacht zuruck gebracht / und daſelbſt von denen Abgöttiſchen häuffig zuſammen gerotteten Heyden nicht allein gröblich geläſtert / ſondern auch über und über mit Koth überſudelt / welches hier zu Land für die gröſte Schand gehalten wird; letztlich hat man ſie in dieſem abſcheulichen Aufzug mit Steinen zu der Stadt hinaus gejagt / in welche ſie durch ein anderes Thor zuruck / und in unſere Kirchen kame / allwo ſie faſt ohne Bewegung zwey Tag halb todt gelegen iſt.

Unendlich viel dergleichen Geſchicht / aus welchen einer Seits die Standhafftigkeit dern Chriſten / anderſeits aber der Grimm dern Verfolgern erhellet / könte ich anführen / wann ich ſolche zu erzehlen kein End machen wolte.

Nichts ſchmertzte die Dafferis empfindlicher / als daß ſie mit ſo mancherley Anfechtungen lange Zeit nicht einen eintzigen Chriſten zum Abfall haben bringen können / bis endlich ein eintzige Haußhaltung aus Furcht umgeſattelt hat / welche von allen übrigen Chriſten dernwegen iſt verflucht und verſtoſſen worden. Aber eben dieſe beweinet jetzt ihren Fehler bitterlich / erbietet ſich zu einer ſtrengen Buß / und verlangt in die Kirchen wieder aufgenommen zu werden.

Auf ſolche Weiſe haben wir / liebſter Bruder / dieſe zwey letztere Jahr 1713. und 1714. in groſſen Drangſalen zugebracht / unter welchen das Chriſtenthum nicht ab / ſondern zugenommen hat / zumaln allhier zu Schinnaballabaram, allwo ein unvergleichlich zahlreichere Chriſtenheit iſt als zu Devandapalle; weil auch ſo gar die Schutter, aus welcher Geſchlecht der Fürſt herſtammt / ſich dem Evangelio unterworffen und andere durch ihr Beyſpiel anlocken. Bey dieſer Schutter-Zunfft allein wird ein abgeſchmacker Gebrauch beobachtet; da nemlich / wann das erſtgebohrne Kind ſich verehlichet / die Mutter ihr ſelbſt die zwey erſte Glieder der zwey letztern Fingern von der einen Hand abſchneiden muß / wann ſie nicht will von ihrem Geſchlecht abgewürdiget und verſtoſſen werden. Die Fürſtinnen können ſich von dieſer Metzge mit zwey guldenen Fingern / ſo ſie opffern / loßkauffen. Ich befehle mich ſamt meiner Chriſtenheit in das H. Meß-Opffer und verbleibe

Meines liebſten Bruders

Schinnaballabaram den 1. Dec. 1714.

demüthigſt-gehorſamſter Diener in Chriſto und treuer Bruder
Le Gac, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarius.

Numerus 147.

Brief R. Patris Joa. Venantii Bouchet, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

An R. Patrem du Halde, beſagter Societät Prieſtern.

Samt einer Reis-Beſchreibung R. Patris Florentini de Bourges, Cappuciners und Miſſionarii in Oſt-Indien.

Geſchrieben zu *Pondiſchery* zu End des Jahrs 1714.

Innhalt:

R. P. Florentinus kommt aus Franckreich über Meer nach Buenos Ayres und trifft daſelbſt über 100. friſche Miſſionarios S. J. an. Er reiſet über Land nach Chili und erreichet unter Weegs den Ort Santa Fè. Er gehet ein gantzen Monat irr in Wüſten und Wäldern: Langt zu Sanct-Xaverii an. Beſchreibung dern Chriſtenheiten und Miſſionen S. J. in Paraguarien. Sein Ankunfft zu Corduba. Er irret abermal. Ein Tyger will ihn zerreiſſen. Er kommt über Punta nach Mendoza. Überſteiget das Schnee-Gebürg. Durchſchwimmet einen See. Gelanget auf Jacob-Stadt, auf Empfängnuß-Stadt, und letztlich auf Lima, von wannen er über das Sud-Meer nach denen Marianiſchen Inſuln ſchiffet. Troſt ab denen Jeſuitern allda. Er gehet wieder zu Schiff. See-Gefahr mit Sturm-Wind: Erreichet Malaccam. Bettelt ſich ein auf ein Däniſches Schiff. Gegenwind. Ankunfft zu Trancambar und Pondiſchery. Der Brief R. P. Bouchet lautet, wie folget.

Ehrwürdiger Pater in Chriſto!

P. C.

Ich hab die beygeſchloſſene Reis-Beſchreibung R. P. Florentini de Bourges eines Miſſionarii aus dem Cappuciner-Orden mit ſolchem Luſt geleſen / daß ich hoffe / dieſelbe werde Euer Ehrwürden ebenfalls um deſto mehr gefallen / je theuerer er mich verſichert / daß in ſolcher nichts zu finden ſeye / was er nicht mit Augen ſelbſt geſehen habe. Ich überſchicke ſein Original oder eigene Handſchrifft / wie er mir dieſelbe nicht allein anvertraut ſondern auch geſchencket hat / und verharre übrigens ꝛc. Nun folgt die

Reiſe

R. P. Florentini de Bourges, eines Franzöſiſchen Cappuciners / wie nemlich derſelbe den 20. April. 1711. zu Port-Louis unter Segel gangen und über Paraguariam, Perù und über die Philippiniſchen Inſuln zu Pondiſchery Anno 1714. glücklich angelanget ſeye.

DEmnach der geiſtliche Gehorſam / ſpricht Pater Florentius, mir als Miſſionario nach Oſt-Indien und nahmentlich auf Pondiſchery zu reiſen aufgetragen hatte / gienge ich zu Port-Louis in Franckreich den 20. April 1711. zu Schiff / und langte zu Buenos Ayres in Sud-America an / allwo ich von dem Ziel meiner Reis weiter / als vorher in Franckreich entfernet ware. Bald nach meiner kamen in demſelben Haafen zwey groſſe Spaniſche Schiff mit einem neuen Statt-Halter für beſagtes Buenos Ayres, und mit mehr als hundert friſchen Miſſionariis aus der Geſellſchafft JEſu an. Es befanden ſich an dem Bord auch vier geiſtliche Schweſtern aus unſerm Cappuciner-Orden / welche zu Lima in Peru ein ihnen neugebautes Cloſter ſolten in Beſitz nehmen.

Ich glaubte anfangs / die ewige Vorſichtigkeit habe mir dieſe bequeme Gelegenheit an die Hand geſpielt / damit ich mit ſolcher nach Lima, von dannen aber mit denen Frantzöſiſchen Schiffen über das Sud-Meer nach China und alſo weiters bis an die Küſte von Coromandel fahren möge; inmaſſen aber beyde Schiffe ſich zu gedachtem Buenos Ayres gar zu lang aufzuhalten gezwungen waren / faſſete ich den Schluß über Land graden Weegs zu Fuß mich nach der Stadt Conceptionis oder der Empfängnuß Mariä in das Reich Chili zu verfügen / weil ich allda dem Vernehmen nach Frantzöſiſche Schiffe antreffen wurde.

Ich brache mithin gegen End Auguſti 1712. von Buenos Ayres auf / und langte nach acht Tagen zu Santa Fè einem von dannen nur 60. Meil entferneten kleinem Flecken an / ſo in einem anmuthigem und fruchtbarem Land an einem Bach ligt / welche ſich nachmals in den groſſen Fluß Plata ſtürtzt. Ich verharrte daſelbſt nicht über zwey Täg / und ſetzte meinen Weeg nach Neu-Corduba fort. Als ich fünff Täge auf ſolche Weiſe marſchiert ware / verlieſſen mich meine Botten / die mir den Weeg weiſen ſolten / auf einmal / ohne ſich fernerhin ſehen zu laſſen: Vielleicht hatten ſie gemerckt / daß ich ihnen für ſo ſchwere Mühe nichts geben könte.

Nun wuſte ich in Mitten eines fremden Lands nicht / was ich in einer ſolchen Verlaſſenheit anfangen ſolte. Ich dachte hin und her: doch ware meines Erachtens für mich das beſte nach Santa-Fè, wo ich herkame / zuruck zu kehren / und mich beſtändig desjenigen Weegs / welcher der getriebneſte ſeyn wurde / zu halten. Nach drey Tagen befande ich mich bey dem Eingang eines weitläuffigen Walds / in welchem ich vier Tage fortgewandert / hiemit aber / da ſich der Weeg indeſſen verlohren hatte / immer tieffer in den dicken Forſt gekommen bin / ohne irgend einen Pfad noch Ausgang anzutreffen. Da ward mir endlich bang / obſchon ich übrigens in den Göttlichen Willen mich gäntzlich ergeben hatte. Zuruck dörffte ich nicht gehen / aus Sorg / weil meine Lebens-Mittel aufgangen waren / zu erhungern; da ich hingegen vor meiner viel friſche Bächlein mit geſundem Waſſer / die Menge fruchtbarer Bäumen / Vögel-Neſter / Strauſſen-Eyer und über die maſſen viel Wildprett / mit welchem die unendliche Ebene von Buenos Ayres und Tucuman gantz angefüllt ſeynd / zu hoffen hatte.

Diejenige / welche ſonſt in dieſen Ländern reiſen wollen / nehmen drey oder vier Wägen mit ſich / nachdem ſie nemlich mehr oder weniger Leut bey ſich haben. Solche Wägen ſeynd mit Ochſen-Leder bedeckt. Auf dem ſchönſten / in welchem ein Tiſch und Bett iſt / fährt der Herr: Auf denen andern werden die Lebens-Mittel ſamt denen Bedienten und dem Troß geführt. Alle ſeynd mit groſſen Ochſen beſpannt / derer ein unzähliche Menge in dieſen Landſchafften ohne Herrn herum lauffet.

Wiewohl dieſes Fuhr-Weſen langſam fortgehet / ſo legt man täglich doch zehen bis zwölff Meil zuruck. Der Vorrath beſtehet gemeiniglich in Brodt / in Zwybacken / in Wein und geſaltzenem Fleiſch; dann friſches Fleiſch findet man aller Orten unter Weegs; inmaſſen einem Wandersmann groſſe Heerde zu dreyßig bis funfftzig tauſend Stück Rind-Viehes begegnen; wer einmal zwiſchen dieſelben hinein gerathet / wird ſich ihrer vor drey oder vier Tagen nicht loß machen: darum werden zuweilen hundert tauſend Stück nur um dern Häuten willen getödtet / welche die Spaniſche Schiff nach Europam mitführen; das Fleiſch aber wird in einem paar Tägen von wilden Hunden und Raben / ſo denen Unſerigen nicht gleichen / ſo knapp verzehrt / daß nichts als das Gerippe überbleibt.

Wer gern Wildprett ißt / der kan hier mit einem Stecken ſo viel Rebhüner todtſchlagen / als ihn gelüſtet; ſie ſitzen Hauffenweis in dem hohen Gras / und ſcheuen den Menſchen nicht: Doch ſeynd ſie bey weitem weder ſo geſchmackicht noch ſo groß / als die Europæiſche / ſondern mager / Safftloß und ſchier ſo klein als die Wachteln. So wol die Rinder / als Rebhüner halten ſich vielmehr in der unermeſſenen und Grasreichen Fläche / als in denen Wäldern auf / in welchen ich herum irrete. Doch findet man dergleichen Feder-Wildprett auch in dem Forſt / zumalen an Orten / wo die Bäum dünn und weit von einander ſtehen. Solche zu braten ware mir kein Kunſt / nachdem ich von denen Indianern gelernt hatte mit zwey auf einander geriebenen Stücke eines gewiſſen Holtz Feuer zu machen.

Gedachte Waldungen werden zuweilen von inzwiſchen ligenden ſandigten Wüſten / wo nichts wachſt / noch ein Tropffen Waſſer anzutreffen iſt / auf

auf 20. bis 30. Meil unterbrochen/ in welchen ich nebſt der unerträglichen Sonnen-Hitz bitteren Durſt und Hunger gelitten/ und dem Forſt/ ſo bald ich konte/ wieder zugeeilet hab. In Mitten erwehnter Wäldern/ trifft man gewiſſe irrdiſche Paradeis an / in welchen die Natur alles / was einen einſamen Menſchen ergötzen mag/ von allerhand Obs/ Früchten/ Bäumen/ Blumen/ Erdgewächſen/ Wildprett und geſunden Quellen verſammlet hat. Mir fielen öffters die alten Egyptiſche Einſiedler in Thebaide ein/ nach welcher Beyſpiel mein übriges Leben ſolcher Orten zu ſchlieſſen mich ein Luſt ankame; aber der Gehorſam hatte mich nicht zu einem dergleichen heiligen Müßiggang/ ſondern zur Arbeit nach Oſt-Indien beruffen; ſonſt hätte ich allda zu verharren mehr Luſt als Graußen gehabt: allein ich konte mich des Göttlichen Beyſtands in einer Wildnuß nicht getröſten/ welche ich wider ſeine Verordnung eigenwillig würde erwählt haben.

Nachdem ich in dieſer unermeſſenen Wüſten ein gantzen Monat ohne einen Menſchen zu ſehen/ herum gezogen war/ geriethe ich an das Ufer eines ziemlichen Fluſſes/ und ſahe jenſeits eine ſchöne Ebene vor meiner/ auf dieſer aber meines Erachtens einen Kirchthurn. Gleichwie ein jeglicher gern glaubt/ was er wünſcht; alſo tröſtete ich mich mit der Einbildung/ ſolcher Ort werde vielleicht Corduba ſeyn/ wo nemlich meine Reis hinzielete; allein es ware die Völckerſchafft des H. Franciſci Xaverii in Paraguariâ, nach welcher ich mich deſto freudiger verfügte/ je mehr ich verſichert ware/ daß die Spaniſche Jeſuiter/ ſo derſelben vorſtehen/ mich/ gleichwie ich ſchon zu Buenos Ayres erfahren hatte/ mit aller erſinnlichen Liebe empfangen würden. Ich gienge graden Weegs der Kirch zu/ dero Vorſchopff an den Platz ſtoßt / welchen die vornehmſte Gaſſen durchſtreichen; dieſe ſeynd weit und alle nach der Schnur gezogen/ die Häuſer aber nur eines Gadens hoch/ und mehr wider das Wetter als zur Bequemlichkeit von Stein gebauet. Die Jeſuiter-Reſidentz hat zwar zwey Stockwerck übereinander / doch ohne einigen Pracht. Hingegen iſt die Kirch ein weitſchichtiges und herrliches Gebäu mit gehaueten Steinen von denen Indianern ſelbſt/ nach einem aus Europâ hergebrachten Model/ künſtlich aufgeführt und inwendig nicht allein mit ſchönen Gemählen und Bildſäulen/ ſondern auch mit verguldeten Altären von eben dieſen wilden Leuten/ ſo ſauber geziert/ daß ſolches Gottes-Haus auch in einer jeglichen Stadt von Europa mit Ehren ſtehen könte. Die Sacriſtey iſt mit ſchönem Kirchem-Gewand und Silbergeſchmeid reichlich verſehen.

So bald die Patres der Geſellſchafft JEſu mich erblickt hatten/ ſeynd alle mir entgegen geloffen/ und haben mich mit gröſter Freud empfangen. Sie führten mich erſtlich in die Kirch/ allwo mir Pater Superior das Weyhe-Waſſer gereichet hat; man läutete mit allen Glocken zuſammen: worüber die Kinder ſich eilends verſammelt und etliche Lob-Geſänger/ um GOtt wegen meiner Ankunfft zu dancken/ geſungen haben. Von der Kirchen begleiteten mich die Patres in ein gemächliches Zimmer/ um mich allda zu erfriſchen. Da ich ihnen nun von meiner Reis/ von meinem Umweeg und ſeltſamen Irrgang erzehlte/ unter währender Rede aber geſagt hatte / GOtt habe mich wunderbarlicher Weiſe wider alles Vermuthen in ihr Haus geführt/ unterbrach Pater Superior meine Worte mit freundlichem Glimpff und ſprach: **Euer Ehrwürden ſagen vielmehr/ ſie ſeyen in ihr eigenes als in unſer Haus kommen; inmaſſen alles/ was in unſerm Vermögen iſt/ deroſelben zu Dienſten ſtehet: ſie befehlen nur; wir werden ſie zu erquicken und nach einer ſo ſchweren Abmattung zu ergötzen an uns nichts erwinden laſſen** Sie umhalſeten mich zugleich einer nach dem andern mit ſo aufrichtiger Liebe/ daß ich meine Danckbarkeit vor Freuden mit Thränen zu bezeugen/ mich nicht hab enthalten können. Ich ware geſonnen/ mich allda über ſechs Tage nicht aufzuhalten ; allein es war umſonſt/ und konte/ nachdem ſie mich 17. Tage ergötzt hatten / meine Entlaſſung kaum erlangen.

Dieſe Reſidentz zehlt ſieben ſehr ſo geiſtreiche als wohlverdiente Prieſter / welche mit dem Gebett/ mit Schreiben und Leſen/ mit Austheilung dern HH. Sacramenten / Unterrichtung dern Kindern und mit dem Predig-Amt ewig beſchäfftiget ſeynd ohne andere Ergötzung oder Ruhe/ als einem Geſpräch nach der Mahlzeit/ welches aber ſie wegen ihren Apoſtoliſchen Mühewaltungen öffters unterbrochen/ und ſo bald ſie beruffen wurden/ ſich unverzüglich zu ihrem Geſchäfft mit inbrünſtigem Eyfer verfügt haben.

Ihre Art dieſen neuen Weingarten GOttes zu arbeiten/ hat mir ſo wol gefallen/ daß ich ſolcher nicht vergeſſen kan. Die Völckerſchafft beſtehet beyläuffig aus dreyßig tauſend Seelen. So bald der Tag anbricht/ läutet man die Glocken/ worüber das Volck ſich in der Kirch verſammelt: Ein Miſſionarius ſpricht das Morgen-Gebett mit lauter Stimm vor: Hierauf folgt die Meß/ nach welcher ein jeder zu ſeiner Arbeit gehet. Die Kinder von 7. bis 12. Jahren müſſen alle in die Schul gehen/ in welchen ſie von ihren hiezu beſtellten Schulmeiſtern lehrnen leſen und ſchreiben ſamt dem Catechismo / denen üblichen Gebettern/ Geſängern und was dergleichen mehr iſt. Die Mägdlein haben ihre beſondere Schulhäuſer und gottesförchtige Lehrmeiſterinnen/ von welchen ſie im Leſen/ Schreiben und Beten/ in der Chriſtlichen Lehr/ in der Spinn- und Neh-Kunſt/ wie auch in andern Sachen/ ſo dieſem Geſchlecht zuſtehen/ wol unterwieſen werden. Geſamte Kinder kommen um acht Uhr in die Kirchen/ und ſagen nach verrichtetem Morgen-Gebett die Chriſtliche Lehr mit heller Stimme auf. Die Knaben ſtehen Gliedweis in dem Chor und ſprechen vor/ die Mägdlein hingegen/ welche in dem Schiff des Gottshauſes ſich Reiheweis ſtellen/ wiederholen/ was die Knaben geſagt haben. Hierauf hören ſie Meß/ nach welcher ſie die Chriſtliche Lehr vollends auffſagen und paarweis in richtiger Ordnung wieder in die Schul zuruck kehren. Ich könte die Zucht/ Ehrbarkeit und Andacht dieſer

Indianiſchen Jugend nicht ſattſam bewunderen bey Sonn-Untergang verfüget ſich das Volck auf gegebenes Glocken-Zeichen wider in die Kirch/ in welcher nach verrichtetem Abend-Gebett der Roſenkrantz Chorweis geſprochen wird. Die meiſten finden ſich bey ſolchen Andachten fleißig ein/ wer aber verhindert iſt/ der betet zu Haus.

In dem Advent und in der Faſten wird alle Sams- und Sonntäg die Chriſtliche Lehr ausgelegt; inmaſſen aber die Kirch nicht alle Leut faſſen kan/ ſo gehen alle Wochen dreymal/ drey oder vier Prieſter mit einer Schaar Kindern umgeben in unterſchiedliche Gegenden der Völckerſchafft/ und erklären alldort ebenfalls den Catechismum; der Schluß wird allemal mit einer Reu und Leid gemacht.

An Sonn- und Feyertägen werden drey feyerliche Meß-Aemter gehalten/ das erſte um ſechs/ das andere um halber acht/ das dritte um neun Uhr. Nach jedem ſolchem Hoch-Amt iſt ein Predig. Die drey Bruderſchafften von dem Scapulier/ von dem Roſenkrantz und von dem H. Sacrament vermehren die Gottesfurcht; doch trifft die letztere vor; dann gleichwie faſt alles Volck in dieſelbe eingeſchrieben iſt/ und alle Donnerſtag das gantze Jahr hindurch die Brüder und Schweſtern ſich zu ſolcher Andacht verſammelen: alſo kommt es einem Fremden vor/ als wann alle Donnerſtäg eben ſo viel Feyertäg wären. So offt das Hochwürdige zu einem Krancken getragen wird/ begleitet daſſelbige ein gewiſſe Zahl dergleichen Brüder mit brennenden Fackeln/ welches ſie für eine ſo hohe Ehr ſchätzen/ daß man dieſelbe nicht ärger ſtraffen kan/ als wann ſie von dieſem Geleit ausgeſchloſſen werden.

Der Gebrauch dern HH. Sacramenten iſt bey dieſen frommen Leuten ſehr im Schwung: die meiſten beichten und communiciren alle Monat/ andere alle viertzehen oder auch jede acht Täg. Eine ſchier wie die andere ſeynd unſchuldige Seelen/ bey welchen der Ehr- und Geld-Geitz/ wie auch die Unzucht keinen Platz findet: nicht der Geitz/ weil niemand nichts Eigenthümliches beſitzt/ ſondern alles gemeinſchafftlich iſt: nicht die Geilheit/ weil ſie ſich jung verehlichen/ und von dergleichen/ wider das ſechſte Gebott begangenen Laſtern ſelten was gehöret wird: darum weiß man auch bey ihnen nichts von Rechts-Händeln noch von Zwitracht. Man beſchreibt ihnen die fleiſchliche Laſter mit denen ſchwärtzeſten Farben/ und dringet darauff/ daß ſie mit Gebett/ Arbeit und Beſorgung ihres Hausweſens ewig beſchäfftiget ſeyn.

Viel Sachen helffen zu der beharrlichen Unſchuld dieſer Neubekehrten / **erſtlich** zwar ein allergenaueſter Fleiß ſie in dem Chriſtenthum gründlich zu unterrichten: **zweytens** die guten Beyſpiel ihrer Vorſtehern/ an welchen ſie nichts als alles Gutes und Auferbauliches ſehen: **drittens**/ weil ſie mit denen Europæern keine Gemeinſchafft haben; dann gleichwie in gantz Paraguarien weder Silber- noch Gold-Adern/ noch was anders/ ſo dern Ausländern Luſt anreitzen könte/ vorhanden ſeynd; alſo hat bisher noch kein Europæer ſich unter ihnen häuslich niedergelaſſen. Wann nichts deſtoweniger ein Spanier durch dieſe Landſchafft nach Peru reiſet/ ſo führt man ihn auf drey Täge in das eigends hierzu erbauete Gaſthaus und reichet ihm alle Nothdurfft/ nach verfloſſener dieſer Zeit aber muß er ohne alle Wiederrede weiter gehen. **Viertens**/ die von denen erſten Miſſionariis eingeführte Ordnung/ welche bis auf dieſe Stund genau beobachtet wird/ dergeſtalt/ daß auf all- dieſen Miſſionen eine Gleichheit in allen Sachen verſpühret wird.

Einer jeglichen Völckerſchafft ſtehet ein weltlicher Oberer vor/ welchen man Fiſcal heißt; der um ſeiner Klug- und Fromkeit/ wie auch um ſeiner Erfahrnuß und Eyfers willen zu ſolchem Amt beſtellt wird. Er hat ſeine Rolle/ auf welcher alle Haushaltungen/ ja alle Seelen des gantzen Flecks verzeichnet ſeynd. Ihm liegt ob auf die Polizey/ Zucht/ Ruhe und Gerechtigkeit/ abſonderlich aber auf den Gottesdienſt und die guten Sitten aller Innwohnern fleißig Achtung zu geben/ und die Ubertretter/ wie auch die Saumſeligen abzuſtraffen / zumalen diejnigen/ welche bey der Predig/ Chriſtlichen Lehr/ Meß/ Betſtund und andern Andachten nicht erſcheinen. Der Fiſcal hat unter ſich einen Amts-Gehülffen/ welchen man Tenente oder Lieutenant nennet; dieſer hat abſonderliche Sorge für die Jugend/ Schulen und Lehrmeiſter/ welche er öffters beſucht: er gehet mit denen Kindern in die Kirch/ und hält ſie durch ſeine Gegenwart im Zaum.

Jetztbedeuteten zwo Obrigkeiten ſeynd noch andere Beamte zugeben / welche den Laſt mit ihnen theilen und ihnen an die Hand gehen. So iſt auch jede Völckerſchafft in gewiſſe Quartier abgetheilt/ derer jegliches ſeinen beſondern Unter-Vogt hat/ welcher ſchuldig iſt/ alle Händel und Verbrechen dem Fiſcal zu hinterbringen/ damit dieſer ſolche denen Miſſionariis entdecke/ welche/ wann die begangene Miſſethat **heimlich** iſt/ den Schuldigen das erſte mal vermahnen/ das andere mal aber in geheim abſtraffen: iſt die Sünd hingegen offenbar/ ſo wird ſie auch öffentlich abgeſtrafft. Die armen Chriſten hören dergleichen Vermahnungen mit ſolcher Aufmerckſamkeit/ Abbitt und Demuth an/ daß ſie mir die Thränen aus denen Augen gezogen haben. Nach ausgeſtandner Straff kommt der Schuldige zu dem Miſſionario um ſich zu bedancken/ und verſpricht ſich zu beſſeren. Solte einer ſolche Danckerſtattung unterlaſſen/ ſo würde er bey der gantzen Völckerſchafft als ein unbändiger Menſch in böſen Ruff kommen. Ich würde kein End finden/ wann ich alle und jede Mittel/ derer ſich die Miſſionarii ihre Schäflein in der Furcht und Liebe GOttes/ wie auch in ihrer Unſchuld zu erhalten/ ſorgfältig bedienen.

Gedachte Miſſionarii ſorgen nicht allein für die Seel/ ſondern auch für den Leib ihrer Indianern/ und zwar auf eine ſonderbare Weiſe/ welche/ ſo viel mir bewuſt/ in Paraguarien allein üblich und um deſto mehr zu bewundern iſt/ je untüchtiger die Vor-Eltern dieſer Völckern zu einer ſo ausbündigen Policey waren; als welche vor Zeiten/ ehe die

Je-

Jeſuiter ſie bekehrten/ gleich dem wilden Viehe in denen Wäldern zerſtreuet herum gezogen/ daſelbſt aber von dem Obs/ſo die Bäum von ſelbſt tragen/ wie nicht weniger von dem Fiſchfang und der Jagt gelebt haben.

Nachdem aber die Spanier ſich dieſer Ländern bemächtiget hatten/ durchſtrichen gemeldete Patres alle Wildnuſſen/ gantz bereit um des Evangelii willen alles zu wagen und zu leiden. Sie lockten mit Liebkoſen dieſe wilde Leute allgemach an ſich/ und bemüheten ſich mit unbeſchreiblicher Gedult ſo lang/bis ſie etliche derenſelben zuſammen gezogen: ſich ſamt ihnen an einem bequemlichen Ort veſt geſetzt: Dörffer/ Fleck und Kirchen auferbauet: ſie in dem Feldbau und andern nothwendigen Künſten unterwieſen/ vor allem aber in dem Chriſtlichen Glauben unterrichtet/mithin aus ſo wilden Beſtien mit Göttlichem Beyſtand/ ſanfftmüthige Leute und die beſten Chriſten gemacht haben.

Der Anfang war unbeſchreiblich ſchwer; die Miſſionarii lieſſen von Buenos Ayres allerhand Geſchirr/Werckzeug/Saamen/Tücher/Schaaf/ Pferdt/ Eſel und Maulthier kommen; ſie lehrten die Indianer Holtz fällen/ Stein brechen/ Ziegel und Kalch brennen/ Pflüg machen/ ackeren/ ſäen/ Häuſer aufführen/ und legten in allem ſelbſt die Hand an/ bis die Indianer den Vortheil begriffen haben. Kaum hatten dieſe ſo wol das ſüſſe Joch Chriſti als die Nutzbarkeiten des gemeinſchafftlichen Lebens in ihrer neuen Pflantz-Stadt verkoſtet und ihren Dörffern die behörige Geſtalt geben/als ſie aus Chriſtlichem Eyfer die Wildnuſſen durchloffen / und ihre annoch wilde Freund/ Bekannte und Bundsgenoſſene ſich zu ihnen zu ziehen beredet/ denenſelben Häuſer gebauet/ ſie zu denen Miſſionariis geführt/welche ihnen die Chriſtliche Lehr ausgelegt und ſie mit Hülff dern Miſſionarien zu Chriſto bekehrt haben. Dieſe Neugetauffte haben zu ihrer Zeit wieder andere aufgetrieben/ welche gleichfalls nach empfangener Tauff durch Anwerbung neuer Wildfängen die Völckerſchafft vermehrten/ bis dieſe endlich in vollkommenen Stand iſt geſetzt worden. So bald eine dergleichen mächtige Dorffſchafft war verfertiget worden/finge man an eine andere in einer gewiſſen Weite anzulegen/ wozu die erſtere alle Nothdurfft und Vorſchub beygetragen hat. Auf dieſe Weiſe ſeynd nach und nach in weniger als hundert Jahren mehr als hundert ſolche Völckerſchafften in Paraguaria geſtifftet worden/ in welchen die Neubekehrte Indianer tauſend-weis gezehlet werden/ die in Glaubens-Sachen ſtatlich unterrichtet ſeynd/ und ein ſehr unſchuldiges Leben führen. Die heutigen Miſſionarii geben ihren Vorfahrern in ſolchem Apoſtoliſchen Eyfer nichts nach/ ſondern erſtrecken ſich immer weiter gegen Mitternacht/ ſuchen die wilden Leut auf und legen neue Völckerſchafften an.

Wann ein neuer Miſſionarius aus Europa anlanget/ ſo ſchickt ihn ſein Pater Provincial von Paraguarien in die äuſſerſte Gräntzen auf die gefährlichſte Oerter/damit er lehrne die wilden Barbarn auffſuchen/ und in die neuen Dorffſchafften zuſammen treiben. Die ältere Prieſter hingegen/ welche ſich bereits erſchöpfft/ werden zuruck berufſen/ und auf die alten Miſſiones verlegt/ allwo ſie mit Arbeit nicht über die Maß ihrer abnehmenden Kräfften beladen werden. Ich hab vier dergleichen erlebte und nicht allein wegen ihrem hohen Alter/ ſondern auch wegen ihrem heiligen Wandel Ehrenwerthe Miſſionarios geſehen/ welche/ wie man es nennt/ allda ausruhen/ obſchon ſie mit Apoſtoliſchen Mühwaltungen dermaſſen beſchäfftiget ſeynd/ daß ein jeder aus ihnen allein/ mehr/ als in Europa drey die allereyferigſte Seelſorger zuſammen/ arbeiten.

Um die Indianer in Europæiſchen Handwercken und Künſten beſſer auszuüben/ wurden von Buenos Ayres unterſchiedliche Meiſter beruffen/ von welchen die dißfalls gar lehrnſame Indianer in kurtzer Zeit ſo viel erlehrnet haben/ daß es unter ihnen dermalen vortreffliche Künſtler gibt. Sie machen alle Zeug und Tücher zu ihrer Nothdurfft ſelbſten. Ihre Kleider ſeynd im Sommer von Baumwoll/ im Winter aber von Tuch. Gleichwie aber der Müßiggang von dieſen neuen Völckerſchafften gäntzlich verbannt iſt/ mithin/da alles arbeitet/ ihnen an Tuch/ Zeug und dergleichen Manufacturen ein groſſer Uberſchuß überbleibet; alſo verkauffen ſie ſolchen nach Corduba und Tucuman um paares Geld/ für welches ſie zu Buenos Ayres Europæiſche Sachen/ ſo ihr Land nicht trägt/ erhandlen. Sie verkauffen gleichfals nach Chili und Peru das ſo genannte Paraguariſche Kraut; der Preis aber/ den ſie daraus löſen/ wird unter denen Haushaltungen gleich ausgetheilt.

Nichts hat mir beſſer gefallen/ als die ſchöne Anſtalten die gantze Völckerſchafft zu ernähren; dann ein jeglicher muß alle Frucht/ ſo er anbauet/ in die allgemeine Kornhäuſer liefferen/über welche eigene Kaſtner mit der Pflicht ſo wol den Empfang als Ausgab zu verrechnen beſtellt ſeynd; dieſe Theilen zu Anfang eines jeglichen Monats denen Quartier-Vögten ſo viel Korn aus/ als nach Zahl dern Perſonen ein jedes Quartier nöthig hat/ welche es alſobald denen Haushaltungen nach eben dieſer Maß laſſen zukommen. Auf ſolche Weiſe wird auch auſſer den Faſttägen das Rind- und Schaf-Fleiſch täglich ausgeſpendet/ welches die Fleiſchhacker denen Quartier-Vögten/ dieſe aber denen Hausvättern richtig zuſtellen. Womit von dieſen Völckerſchafften ſo wol die Armuth ſamt Neid/ Geitz/ Diebſtahl und Rechts-Händeln/als der Reichthum mit dem Uberfluß/Muthwillen und Hoffart dergeſtalt ausgeſchloſſen werden/ daß unter dieſen/ wie unter denen erſten Chriſten kein Bettler noch Zwietracht anzutreffen/ſondern alle Güter gemeinſchafftlich/ folgſam aller Glaubigen ein Hertz und eine Seel iſt.

Sie haben ferner ihre Krancken-Häuſer ſo wol für die Männer als Weiber/ beyde von einander abgeſöndert/ in welchen die Breſthafften ordentlich verſehen werden. Die Artzney-Mittel werden ihnen aus der Apothecken/der ein Bruder aus der Geſellſchafft JEſu vorſtehet/ freygebig gereichet. Noch zwey andere dergleichen Brüder beſor-

beſorgen das Zeitliche / und geben auf alles wol acht/ damit keinem Indianer in der gewöhnlichen Austheilung Unrecht geſchehe: die Prieſter aber der geiſtlichen Seel-Sorg/ ohne ſich des weltlichen zu bekümmern/ deſto ungehinderter mögen obliegen.

Kurtz zu ſagen/ ich hatte vorhin von denen Paraguariſchen Miſſionen viel löbliches gehört; allein der Augenſchein hat mich überwieſen/ daß es mit denenſelben weit beſſer ſtehe/ als ich vernommen hatte. Ich wäre mit gröſten Freuden allda verblieben/ wann nicht der Gehorſam mir etwas anders auferlegt hätte. Die ſinnreiche Liebe offtgedachter Patrum Societatis JEſu hatte um mich länger bey ſich aufzuhalten immer neue Urſachen erfunden; als ſie endlich auf meine vielfältige Bitt ſich ergeben/ und mich mit Botten/ wie auch mit Lebens-Mitteln/ die einer ihrer Hausbedienten tragen muſte/ auf meine bevorſtehende Reis bis Corduba verſehen hatten/ nahme ich Urlaub/ und gienge meines Weegs fort. Von Sanct-Xaverii bis dahin ſeynd zwey hundert Meil/ welche ich innerhalb eines Monats zuruck geleget hab. Ich kehrte unter Weegs zu Sanct-Nicola und in der Empfängnuß ein/ welches zwo von denen Spaniſchen Jeſuitern aufgerichtete Völckerſchafften ſeynd/ jede von beyläuffig vierzehen tauſend Seelen bewohnt/ und je eine von der andern drey Tagreiſen entfernet. Das geiſtliche und weltliche Regiment/ die Gebäu/ die Zucht und Ordnung werden allda auf eben die Art/ wie bey Sanct-Xaverii gehalten. Sie liegen beyde noch in Paraguarien: die Miſſionarii der Geſellſchafft JEſu haben mich allda mit gleicher Lieb und Höflichkeit/ wie in vorerwehnter Reſidentz/ beherberget. Ein jegliche dergleichen Völckerſchafft kame mir wegen der ſchönen Einigkeit vor/ wie ein eintzige Volckreiche Haushaltung oder wie ein wol-eingerichtetes Cloſter.

Ich fande auf meiner Straſſen auch eine Jakra, unter welchem Nahmen die Spanier ein Land-Gut verſtehen/ welches ihre König wol-verdienten Haupt- und Kriegesleuten zu ſchencken pflegen; dergleichen Meyer-Höfe gibt es in America ſehr viel; jeder liegt an einem kleinem Dorff/ ſo von Cäffern und andern Leibeigenen/ welche dem Feldbau des Grundherrns abwarten/ beſetzt iſt; der Grundherr empfienge mich gar liebreich: allein ich hielte mich nicht lang auf/ ſondern nahme neue Weegweiſer/ die mich bis Corduba führen ſolten/ und gabe alſo denen Botten von Sanct-Xaverii Abſchied/ welche/ unerachtet ſie ſich meinetwegen ſo lang geplagt hatten/ dannoch mit allem Gewalt mich völlig nach Corduba Krafft des ihnen von R. P. Superiore ertheilten Befehls begleiten wolten: doch muſten ſie endlich meiner Bitt weichen. Mir ware leide/ daß ich als ein Geld- und Mittelloſer Cappuciner ihnen/ wie ich gewünſcht hätte/ nichts ſchencken könte.

Von dieſer Jakra langte ich nach acht Tagreiſen zu Corduba an: welches eine zimliche Stadt und gröſſer als Buenos Ayres iſt. Sie liegt auf einem ſumpffigen/ doch anmuthigen und fruchtbarem Boden. Es gibt allhier nebſt dem Biſtum und Dómb-Capitel etliche Ordens-Clöſter ſamt einem Jeſuiter-Collegio, welche letztere wegen ihren unermüdeten guten Dienſten/ wie nicht weniger um ihres auferbaulichſten Lebens willen von jederman hochgeſchätzt werden; der Ehrwürdige P. Rector hat mich vier Tag in ſeinem Haus bewirthet.

Von Corduba bin ich nach Punta marſchiert einem kleinen an dem Vorgebürg dern weitläuffigen Cordilleras-Bergen gelegenen Marck-Flecken. Gleichwie ich aber in Erwegung/ daß von Corduba bis Punta nur 35. Meil und viel Meyer-Höf unter Weegs anzutreffen wären/ die mir anerbotene Weegweiſer nicht hatte annehmen wollen/ alſo bin ich abermal irrgangen/ und/ nachdem ich drey Täg in einer ſandigten Wüſten gantz allein herum gezogen ware/ legte ich mich Abends ſehr abgemattet unter einen Baum/ da mich dann auf einmal ein hefftiger/ doch nur innerlicher Antrieb/ gleichſam zwange denſelben zu beſteigen/ gleichwie ich vor Schröcken auch gethan/ und mich mit meinem Strick-Gürtel oben angebunden hab. Kaum hatte ich angefangen zu ſchlummern/ als ein groſſer Tyger den Baum mit grimmiger Wuth angefallen/ fünffmal um denſelben herum gangen/ und öffters gegen mir aufgeſprungen iſt: die blutdürſtige Beſtie befliſſe ſich lange Zeit an dem Stamm hinauf zu klimmen; weil ſie aber dannoch mich nicht erhaſchen konte/ noch ich aus Höflichkeit zu ihr hinab ſteigen wolte/ hat ſie ſich endlich fortgetrollet. Niemals iſt mir eine Nacht ſo lang als dieſe vorkommen. Nachdem ich in der Frühe mich wieder auf die Reis gemacht/ hab ich noch denſelben Tag den Marckfleck Punta zeitlich erreichet/ allwo die Peſt zwey Drittheil der Inwohnern verzehrt hatte. Ich bin dem Pfarr-Herren des Orts/ zwey Prieſtern aus dem Prediger-Orten und mehr andern/ die bald darauf das Zeitliche ſegneten/ beygeſtanden/ nach drey Tägen aber nach Mendoza, welches nur 25. Meil von Punta liegt/ fortgereiſet.

Mendoza iſt ein zwar groſſe/ doch ſchlecht bewohnte Stadt an dem Fuß des Cordilleras-Gebürgs/ welches von Norden gegen Mittag Sud-Americam in zwey Theil entſcheidet. Allhier ſeynd unter andern auch etwelche Clöſter/ und ein groſſes Jeſuiter-Collegium zu ſehen. Dieſer Ort ſtehet in geiſtlichen Sachen unter dem Biſchoff von Jacob-Stadt in Chili. Der Spaniſche Stadt-Pfarrer/ als ich um Mittag-Zeit ankommen bin/ begegnete mir auf der Gaſſen/ und ladete mich zur Mahlzeit ein/ nach welcher ich R. P. Rectorem der Geſellſchafft JEſu in ſeinem Haus gegrüßt/ und in demſelben funffzig aus der Zahl derjenigen hundert friſcher Miſſionariorum, ſo ich zu Buenos Ayres geſehen hatte/ mit Freuden angetroffen hab. Gedachtem Patri Rectori verurſachte meine Ankunfft ein deſto gröſſere Freud/ je mehr er ſich beſorget hatte/ es mögte mir unter Weegs ein Unglück widerfahren ſeyn; weil ich nemlich gar ſpat ankommen bin/ und er von meiner Reis durch obgedachte 50. Miſſionarios Nachricht hatte. Darum nöthigte er mich nicht allein in dem Collegio zu bleiben/ ſondern theilte

mit

mit mir ſein eigenes Zimmer; dann beſagte dermaſſen hauffige Gäſte hatten alle Winckel eingenommen. Die Freud/ ſo ich fühlete/ mit ſo vieln tapffern Apoſtoliſchen Männern umzugehen/ hat alle Erinnerung meiner vorigen Müheſeligkeiten bald ausgelöſcht.

Nun ware mein Sinn nach Chili zu gehen/ um von dannen mit einem Frantzöſiſchen Schiff/ ſo nach China fahren wurde/ bis auf die Marianiſchen Inſuln/ und alſo ferner mit andern abgewechſelten Gelegenheiten bis an die Küſten von Coromandel mich zu verfügen. Inmaſſen aber von Mendoza zwey **Weeg** nach **Jacob-Stadt** führen/ der eine nur 25. Stund lang über das Gebürg Cordilleras: der andere aber um daſſelbige bis 100. Stund weit/ doch bequemlich und wolgetretten: da hingegen der erſtere ſehr ſchwer und gefährlich iſt; hab ich dannoch aus Begierde deſto ehender dahin zu gelangen/ damit ich die abgehende Schiff nicht verſäumete/ wider Patris Rectoris Rath den erſten erwählt. Die zwey erſten Täg giengen hin/ nachmals aber/ da ich höher auf das mit Schnee bedeckte Gebürg gerathen/ muſte ich bald über gähe Felſen auf der einen Seiten hinauf klimmen/ auf der andern aber ſitzend in Schnee-Thäler mich wieder hinab laſſen/ bis ich endlich nach ſieben Tägen einer ſo müheſeligen Arbeit die Cordilleras zuruck gelegt hab/ und nur noch vier Meil bis Jacob-Stadt oder Santiago übrig waren/ ſo ich bereits vor 2. Tägen von der Spitz des Gebürgs geſehen hatte.

Ich traffe auf meinem Weeg einen See an/ den ich zum Theil durchwattet/ theils aber durchſchwummen bin/ und kame zu einem anmuthigen Meyer-Hof nebſt einem Dorff von etlich hundert Leibeigenen: ich fande allda einen Prieſter ſamt einem Bruder der Geſellſchafft JEſu aus dem Collegio von Jacob-Stadt/ welchem dieſer Ort zuſtehet. Jener truge die Seelſorg über gedachte Sclaven/ damit ſie in dem Chriſtenthum wol unterwieſen würden: der andere beſorgte das weltliche/ und gabe acht auf ihre Arbeit. Der Pater erwieſe mir die zwey Täg/ welche ich daſelbſt ausgeruhet hab/ alle Lieb und Höflichkeit.

Endlich bin ich zu Sanct-Jacob angelangt. Dieſe groſſe und volckreiche Stadt iſt das Haupt des Königreich Chili der Cron Spanien zuſtändig in Mitten einer anmuthigen Ebene erbauet/ welche von einem luſtigen Fluß ſamt vielen Bächen durchſtrichen und angefeuchtet wird: darum iſt das Land ſo fruchtbar/ daß es neben denen Americaniſchen auch die Europæiſchen Früchten in groſſer Menge und Vollkommenheit hervor bringet. Die milde Lufft/ das reiche Gewerb/ die Tragbarkeit des Erdreichs/ welches alles/ was zu einem wollüſtigen Leben gedeyen kan/ in Uberfluß hervor bringet/ hat ſchon vorlängſt viel Spanier ſich allda häußlich niederzulaſſen angelockt. Die Gaſſen ſeynd breit und nach der Schnur abgegleichet/ die Häuſer aber veſt und bequemlich. Das Biſtum/ das Domb-Capitel ſamt etlichen Clöſtern geben dieſer ohne dem ſchönen Stadt noch mehr Zierde.

Der Biſchoff/ welchem ich alſo bald aufgewartet hab/ empfienge mich gnädig/ und beherbergte mich in ſeinem Pallaſt. Den andern Tag grüßte ich die Patres der Geſellſchafft JEſu/ welche hier ein Collegium und Novitzen-Haus haben. Allein ich hielte mich nicht auff/ ſondern eilete nach der Conception oder Empfängnuß-Stadt/ zu welcher von Sanct-Jacob aus hundert Meil ſeynd/ ſo ich inner acht Tägen zuruck legte/ daſelbſt aber das ſchönſte und fruchtbarſte Land/ ſo ich jemals geſehen hab/ antraffe.

Die Empfängnuß ware ehemals des Königreichs Chili Haupt-Stadt: ſie iſt zimlich klein und liegt zu End eines kleinen Meerbuſens/ in welchem die Schiff vor dem Sturmwind ſicher ſeynd wegen einer in Mitten des Buſens empor ſtehenden Inſul/ von welcher ſie bedeckt werden. Ich fande zwar in dem Haafen drey Frantzöſiſche Schiff an/ welchen zu Lieb ich dahin geeilet hatte; weil ſie aber erſt angelangt waren/ mithin ſich noch lange Zeit alldort verweilen muſten/ reiſete ich nach Valparayſſo, weil ein Segelfertiges Schiff von dieſem Ort nach Peru abzufahren in Bereitſchafft ware. Hätte ich von demſelben zu Sanct-Jago Kundſchafft gehabt/ wurde ich einen groſſen Umweeg erſpahrt haben; weil ich von dannen in zwantzig Stunden hätte können dahin kommen/ da ich hingegen zwey hundert Frantzöſiſche Meil damit zugebracht/ doch das erwünſchte Schiff/ als es gleich den Ancker heben wolte/ noch glücklich angetroffen und beſtiegen hab.

Als wir 40. Meil weit bis in die Gegend Piſco fortgeſegelt hatten/ vernahme ich von einer aus derſelben Rhede an unſern Bord geſchickten Schaluppe/ daß ein Frantzöſiſches Schiff der **Bliz** genannt/ unter Anführung des Capitaines Boiſſorée bald nach erwehntem Piſco kommen/ von dort aber nach Callao, bey Lima und folgends nach Canton in Sina abgehen wurde. Ich wolte dieſe Gelegenheit nicht aus Händen laſſen/ ſondern fuhre mit eben dieſer Schaluppen nach beſagtem Piſco, allwo bedeutetes Schiff nach einigen Tagen eingeloffen iſt. Weil aber deſſen Schiffer mir zugeſagt hatten/ daß ſie den Tag/ an welchem ſie von Callao nach Chinâm abſtoſſen ſolten/ mir nach Lima, wann ich ihrer daſelbſt warten mögte/ berichten wolten: als gienge ich mit einem kleinen Spaniſchen Fahrzeug dahin voraus.

Callao iſt der berühmteſte Haafen von gantz Sud-America, allwo alle Schiffe dieſer weitläuffigen Landſchafften pflegen anzuländen. Er liegt nur zwey Meil von Lima der Haupt-Stadt von Peru. An dieſem nach Lima gehörigen Haafen liegt eine kleine mit ſtarcken Mauern und metallenen Stucken ſamt einer Beſatzung von 500. Mann verwahrte Stadt/ die ihren eigenen Com-

mendanten hat. Jch ſahe mich in derſelben nicht viel um / ſondern gienge eilends nach Lima jener Weltberühmten und reicheſten Stadt von gantz Weſt-Jndien/ welche in einer anmuthigen Tieffe ſtehet/ und zwey Meil in ihrem Umfang/ aber nur einen von Erden aufgeworffenen Wall hat. Ein kleiner Bach ſchneidet die Stadt von ihrer Vorſtadt ab/ deſſen Waſſer durch mancherley Gräben hin und wieder auf die herum liegende ſonſt dürre Felder verleitet wird / weil es längſt dieſen Küſten niemals regnet.

Mein erſte Sorg ware den Spaniſchen Vice-König zu begrüſſen/ weſſen Amt der Herr Biſchoff von Quito oder Kito vertratte: inmaſſen ſo wol der Vice-König als der Ertz-Biſchoff von Lima, welcher ſonſt deſſen Abgang erſetzt/ geſtorben waren; dann in ſolchem Fall gebührt die Verweſung dieſer höchſten Stelle gedachtem Biſchoff/ welcher nach gnädigem Empfang mich 2. Tag bey ſich behalten/ hiernechſt aber auf meine Bitt bey denen Patribus aus der Geſellſchafft JEſu/ welchen er groſſes Lob ſprache/ einzukehren mir erlaubt hat.

Gemeldete Patres haben nebſt dem Collegio zu Callao in der Stadt Lima vier Häuſer/ nemlich das Profeß-Hauß/ das ſchöne Collegium, das Novitiat und das dritte Probier-Haus (domum tertiæ probationis). Mein erſter Gang ware in das Profeß-Haus/ allwo R. Pater Provincialis mich höflichſt bewillkommet und freygebig beherberget hat. Nach drey Tagen bate ich denſelben mir acht Täge für die geiſtlichen Ubungen des H. Ignatii zu vergönnen: worauff er mir geantwortet/ ich ſolte mir eines aus ihren vier Häuſern hierzu erwählen / welches mir das Anſtändigſte ſeyn würde/ übrigens aber nach vollendeter ſolcher Andacht ſo lang bey ihnen verharren/ als mir beliebte; weil alles mir zu Dienſten ſtunde. Jch erkieſte das Novitiat, allein R. P. Rector des Collegii wolte mich vorhin etliche Täg in ſeinem Haus ergötzen/ in welchem ich die genaue Zucht und Ordnung dieſer ſo zahlreichen Gemeinde/ ſo ſich über hundert Perſonen erſtreckt/ nicht gnug bewunderen konte: die meiſten ſeynd geiſtliche Studenten / welche ſich zwar mit emſigen Fleiß in denen höhern Wiſſenſchafften üben/ doch ohne Nachtheil ihres Eyfers in geiſtlichen Sachen.

Nach drey Tägen hab ich in dem Probier-Haus mich verſchloſſen. Die Zucht/ die Eingezogenheit/ das Stillſchweigen und die auferbauliche Lebens-Art dern Novitzen/ ſo ich allezeit vor Augen hatte/ haben in mir die Gedächtnuß meiner erſten Jahren des geiſtlichen Orden-Stands erneuert: mich meiner alten Vorſätzen erinnert: vor GOtt gedemüthiget und ihm fürhin treuer zu dienen angefriſchet.

Gleich/ als ich die geiſtliche Ubungen vollendet hatte / lieſſe mir Herr Capitaine Boiſſorée entbieten/ er ſeye zu Callao ankommen. Jch machte mich eilends auf und beſtiege deſſen Schiff/ welches folgenden Tag/ verſtehe den 1. Mertzen 1713. mit Sonnen-Aufgang unter Segel gangen iſt. Dieſe ſanffte Schiffahrt währete drey Monat; die ſtarcke Nachwind/ ſo auf dem Sud-Meer blaſen/ haben uns ohne Ungelegenheit bis zu denen Marianiſchen Jnſuln fortgetrieben/ allwo ich das Spaniſche Schiff/ ſo noch nicht angelanget ware/ zu Agadna auf der Haupt-Jnſul Guahan erwarten wolte.

Kaum ware ich ausgeſtiegen/ als geſamte Ehrwürdige Patres Societatis JEſu, welche die eintzige Miſſionarii dieſer Eilanden ſeynd/ mit mit einer Schaar Kindern entgegen kommen / und mich mit einer Proceſſion in ihre Kirch/ in welcher ein Hauffen Volcks verſammelt ware / geführt haben. Die Lufft erſcholle mit geiſtlichen Liedern/ welche die lieben Kinder mit ſolchem Eyfer geſungen haben/ daß ich der Thränen vor Troſt mich nicht enthalten konte. Nach geendigter Andacht begleiteten mich die Patres Miſſionarii in ihr zimlich ſchlecht gebautes Haus: ſie befliſſen ſich äuſſerſt mir ihren guten Willen zu bezeugen/ und mich vor allem Verdruß/ welchen man in einem ſo wilden Land ſchwerlich vermeiden kan / auf alle erdenckliche Weiſe zu bewahren.

Nichts anders/ als ein inbrünſtiger Eyfer die Seelen zu gewinnen hat dieſe Apoſtoliſche Männer können bereden/ ſich einem ſo ſchweren Joch zu unterziehen / und die Bekehrung dieſer Barbarn über ſich zu nehmen/ zu ſolchem End aber ihr gantzes Leben auf dergleichen von der übrigen Welt völlig abgeſonderten Jnſuln wie in einem zwar freywilligen aber erſchröcklichen Elend aufzuopfferen. Nichts deſtoweniger kamen mir dieſe Patres viel vergnügter vor/ als wann ſie in dem anmuthigſten Land von Europâ wären. Jhr leutſelige Frölichkeit/ ihr liebreiche Einträchtigkeit/ und die innerliche Gemüths-Ruhe / ſo aus ihrem Angeſicht hervor blickte/ haben mich allerdings überwieſen/ daß die Evangeliſche Arbeiter auf denen arbeitſamſten Miſſionen/ wo denenſelben alle Gemächlichkeiten dieſes zeitlichen Lebens abgehen/ offtmalen vergnügter ſeynd / als andere/ welchen es anderwärtig an ſolchen nicht gebricht; weil nemlich GOtt allen Troſt und Süſſe / derer ſie ſich ihm zu Lieb auf dieſer Welt berauben / durch die innerliche Salbung ſeiner freudenreichen Gnad reichlich erſetzet. Alle Jnwohner beſagter Eilanden ſeynd nunmehro Catholiſch. Die Miſſionarii haben zu Agadna ein von dem Catholiſchen König geſtifftetes Seminarium, in welchem ſie die Marianiſche Jugend auferziehen.

Zwölff Tag waren allda verfloſſen/ als der Spaniſche Galion endlich angelanget iſt/ mit welchem ich nach denen Philippiniſchen Jnſuln fortgereiſet/ auf dem Eiland Luſſon wegen widrigem Wind ausgeſtiegen und über Land zu Manilla zwar ankommen/ aber bald hernach tödtlich erkrancket bin; da nun jedermann an meiner Aufkunfft

kunfft verzweiffelte/ nahme ich meine Zuflucht zu dem groſſen Indianer-Apoſtel/ dem H. Francisco Xaverio: ich hatte mein Gebett noch nicht vollendet/ als es mit mir begunne beſſer zu werden/ daß ich zwey Tage darauff wieder im Stand ware die H. Meß zu leſen. Diejenigen/ welche mich vor zwey Tägen in dem Bett/ jetzt aber bey dem Altar ſahen/ haben ein ſo ſchnelle Geneſung dem Schutz des Heiligen/ dem ich mich empfohlen hatte/ einträchtig zugeſchrieben.

Ich brache von Manilla wieder auf den 15. Hornung/ 1714. und zwar auf einem Armeniſchen Schiff Sanct-Anna genannt/ weſſen Abſehen auf die Küſten Coromandel gerichtet ware. Ein entſetzliches Sturmwetter/ welches uns zwiſchen dem Parazel und der Inſul Paragua ergriffen hatte/ ſetzte uns drey Tage lang in die äuſſerſte Gefahr eines Schiffbruchs: inmaſſen der Wind nicht allein unſere Maſtbäum und Segel/ ſondern auch das Steuer-Ruder abgeſchlagen und fortgetrieben hat. Wir hielten es für ein Wunder/ daß wir endlich zu Malacca haben anländen können/ von wannen ich mit einem Däniſchen Schiff/ deſſen Capitaine mich willig aufgenommen hat/ nach Trancambar fortgefahren bin. Trancambar iſt eine der Cron Dännemarck an der Küſten von Coromandel zuſtändige Stadt.

Der Gegenwind hat uns dergeſtalt an unſerm Lauff verhindert/ daß wir unſer Ziel/ wohin man ſonſt in drey Wochen gelangen mag/ vor drey Monaten nicht erreichen könten. Zu Vermehrung des Ubels riſſen die Kranckheiten unter den Schiffgenoſſenen hefftig ein/ ohne dem Capitaine zu verſchonen/ welcher mit groſſer Bezeugung Chriſtlicher Andacht in meinen Armen den Geiſt aufgeben hat. Doch langten wir nach ſo manigfaltigen Trangſaln zu Trancambar an/ von welchem Ort ich ohne Mühe nach Pondiſchery, ſo das Abſehen und Endzweck meiner Reis ware/ kommen bin.

So weit gehet die Reis-Beſchreibung des Ehrwürdigen Cappuciners R. P. Florentini Burgenſis.

Numerus 148.

Brief

Patris de Bources, der Geſellſchafft JEſu Miſſionarii.

Geſchrieben in *Madurà* den 5. Hornung 1715.

Innhalt:

Achtzig bis neuntzig Chriſten-Kinder/ ſo der vorige König von Tanſchahor zuſammen in ſeinen Pallaſt verſperrt und allda ernehrt hatte/ ſeynd wider ſeinen Willen und jedermanns Vermuthen in dem wahren Glauben wunderbarlich auferzogen und erhalten worden. Des Briefs Anzug lautet alſo:

P. C.

Es iſt bekannt/ daß der Hof von Tanſchahor ſich dem Chriſtenthum jederzeit gewaltig widerſetzt habe. Nichts ſchmertzte in der Verfolgung/ ſo allda vor 13. bis 14. Jahren getobet hat/ die Chriſtlichen Eltern empfindlicher/ als da man denſelben ihre eigene Kinder beyderley Geſchlechts entzogen/ und in die Königliche Burg mit gröſter Gefahr verkehrt zu werden/ eingeſperrt hat. Des Königs Abſehen ware alle Chriſtglaubige Kinder dern vornehmern Caſten aufzuſuchen/ obſchon ſeinen Bedienten/ ſo dieſelben aufgefangen/ einige entgangen ſeynd.

Gleichwie nun beſagter König ein unerſättlicher Liebhaber ſo wol dern Täntzen als anderer hurtigen Leibesſchwäncken ware/ alſo lieſſe er dieſe Jugend in erwehnter Tantz-Kunſt/ wie auch in der Muſic/ in unterſchiedlichen Sprachen/ und in der Reim-Dicht-Kunſt durch die geſchickteſte Lehrmeiſter dergeſtalt abrichten/ daß Europæiſche zumalen Adeliche Eltern/ wann ein Fürſt ihre Kinder auf ſolche Weiſe unterweiſen und in allem verſehen ſolte/ ſich glückſelig ſchätzen würden. Allein die Indianer ſeynd dißfalls einer andern Meynung; dann Tantzen/ Saitenſpiel und dergleichen Künſten werden bey ihnen von ehrlichen Leuten nicht getrieben/ ſondern vielmehr verachtet. Doch hätten ſie dieſes noch leichter verſchmertzt/ als die bittere Sorg/ ihre liebe Kinder möchten etwan zum Nachtheil ihrer Seligkeit von dem Chriſtenthum an einem Heydniſchen Hof in die Abgötterey verfallen. Aber die Göttliche Vorſichtigkeit hat ſolches Ubel wunderbarlich abgewendet; dann der König nahme etwelche Chriſtliche Wittfrauen in ſeine Dienſte auf/ welche er ſamt denen Kindern verſperrt hat mit Befehl/ die Stelle ihrer Müttern zu vertretten/ und dernſelben fleißige Sorg zu tragen. Die gottsförchtige Frauen auf Vernehmen/ daß die ihnen anvertrauete Jugend getaufft ſeye/ haben ihr ein entſetzliches Abſcheuen dern Götzen und eine Hochſchätzung des Chriſtenthums/ wie nicht weniger die Furcht und Liebe GOttes tieff in das Hertz gepflantzt/ annebſt aber ſie in dem wahren Glauben/ ſo weit ſie es verſtunden/ emſig unterrichtet.

Es ware zu fürchten/ die Mägdlein dörfften bey zunehmenden Jahren von dem König unter ſeine Kebsweiber geſteckt und mißbraucht werden/ welches aber die ewige Weisheit verhindert hat; eines allein ausgenommen/ welches erſtlich in das Serraglio iſt verſchloſſen/ folgends an einen Hof-Herrn vermählet worden. Alle übrigen wurden mit Tantzen und andern gleichgültigen Sachen beſchäfftiget. Es ware ohne dem der König gar kein Liebhaber des Frauenzimmers/ ſondern gabe hingegen fleißig acht/ daß die

die Mägdlein in ihrer Unſchuld/ von allem fleiſchlichen Unflath rein erhalten würden/ in ſo weit/ daß er auch den bloſſen Schatten einer verdächtigen Gemeinſchafft offtmal aus ledigem Argwohn grauſamlich abgeſtrafft hat. Doch darff ich nicht in Abrede ſtehen/ daß Unwiſſen ſeiner etliche dieſer Kindern die Lauterkeit und Abgötterey belangend bisweilen einen Fehltritt begangen/ welches an einem jeglichen Heydniſchen/ zumalen an einem Indianiſchen Hof vielmehr zu bedauren als zu bewundern iſt. So bald der König vermerckt hat/ daß ſeine genaue Obsorg dieſe junge Leut nicht länger bey ihrer Reinigkeit erhalten würde/ ware er befliſſen ſie ehrlich zu verheyrathen/ ja er erlaubte denen gefangenen Jünglingen unter denen mitgefangenen Mägdlein ihnen ſelbſt ein Weib nach Gefallen auszuſuchen und ohne Unterſcheid dern Casten ſich zu vermählen; inmaſſen alle Hof-Sclaven durch dieſe Dienſtbarkeit den Vorzug ihrer Casten verlieren oder zuſammen eine beſondere Cast ausmachen.

Weil die Unterweiſung dern Weibern in Glaubens-Sachen nicht hinlänglich ware/ haben etliche Catechiſten unter dem Vorwand ihre Kinder zu beſuchen ſich in den Pallaſt eingedrungen/ und etliche Täge allda aufgehalten/ mit ſolcher Gelegenheit aber die Kinder in dem Glauben gründlich unterrichtet/ auch mit der Zeit ſie mit Büchlein/ Bildern/ Ablaß-Pfenning und Roſenkräntzen verſehen. Welche nun unter ihnen die Chriſtliche Warheiten beſſer begriffen hatten/ warffen ſich ſelbſt zu Catechiſten oder Glaubens-Lehrern auf/ und hielten die übrigen im Zaum.

Wiewol offtgemeldeter König wegen ſeinem Geitz aller Orten verſchryen ware/ ſo ſparete er doch an dieſen Kindern nichts/ welchen er wie ein Vatter alle Nothdurfft und Gemächlichkeit gar freygebig verſchafft hat/ damit ſie ihn nur mit ihren Täntzen/ Liedern und Säitenſpielen deſto williger erluſtigten. Inmaſſen aber etliche Geſänger mit unkeuſchen Zotten und mit dem Lob falſcher Göttern angeſteckt waren/ kame es dieſe junge Chriſten ſchwer an/ ſolche zu ſingen. Allein GOtt raumete dieſen Stein des Anſtoſſes aus dem Weeg/ als der König geſtorben und ſein Nachfolger die Täntz wenig geachtet/ ſondern ſich faſt gäntzlich auf das Kriegsweſen verlegt/ folgends die Chriſtliche Hof-Jugend auf Vorbitt ſeiner Frau Mutter zwar in dem Pallaſt behalten/ aber in ihrem Gewiſſen nicht gekränckt hat/ daß ihnen dermalen zu einem recht Chriſtlichen Leben nichts abgehet/ als der Genuß dern Hochheiligen Sacramenten und ein Catholiſcher Prieſter. Ubrigens ſeynd ſie in allem wol verſorgt: jegliche Perſon hat ihre beſondere in drey kleine Zimmer abgetheilte Wohnung/ in welchen ſie ihre Morgen- und Abend-Gebetter fleißig verrichten. Sie kommen auch alle Sonn- und Feyer-Täg zuſammen/ und ſprechen mit einander die auf unſern Miſſionen übliche Gebetter ſamt der Litaney/ Roſen-Krantz und andern Andachten/ wann es die Umſtände zulaſſen. Sie leſen ferner ein geiſtliches Buch/ ſingen geiſtliche Lieder/ feyeren mit Pracht die vornehmſte Feyertäg/ zieren ihr Altar mit Blumen/ untermiſchen ihre Kirchen-Geſänger mit Säiten-Spiel und ſtecken bisweilen GOtt und ſeinen Heiligen zu Ehren ein Freuden-Feuer an.

Ein ſo hellſcheinende Ubung des Chriſtlichen Gottesdienſts/ welcher aller Orten von denen Glaubens-Feinden aufgeſtochen wird/ könte dem König nicht lang verborgen bleiben. Er forderte die junge Chriſten auf eingelangte Klag vor ſich/ und fragte ſie um ihren Glauben; nachdem ſie ſich aber mit aller Beſcheidenheit verantwortet/ auch ihres Thuns und Laſſens gründliche Rechenſchafft gegeben hatten/ zeigte er ſich darob vergnügt: von welcher Zeit an ſich niemand mehr erkühnen darff/ ſie deswegen anzufechten/ noch ſie zu abgöttiſchen Frondienſten zu zwingen; obſchon die übrige Chriſten auſſerhalb des Pallaſts ohn Unterlaß verfolgt werden.

Unter andern Tugenden/ ſo von dieſer Jugend geübt werden/ iſt auch die Chriſtliche Kirchen-Zucht; ſo bald jemand aus ihnen etwas verwürckt/ ſtellen ſie eine Verſammlung an/ in welcher der Schuldige verhört/ vermahnt/ gezüchtiget/ zu einer Kirchen-Buß verdammt oder gar in den Bann gethan wird/ da niemand mit ihm/ bis er ſich durch die Buß und verbeſſertes Leben mit der Kirch wieder ausgeſöhnet hat/ weder reden noch umgehen darff.

Gleichwie nicht allein die Chriſten-Kinder aus Haß ihres Glaubens/ ſondern auch andere wegen ihrer abgöttiſcher Eltern Verbrechen eingeſperrt werden/ hat ſich zu unſerm gröſten Troſt ereignet/ daß viel dieſer Heydniſchen Kindern/ ſo mit jenen aufgewachſen/ das Chriſtliche Glaubens-Licht in Mitten dern Finſternuſſen ergriffen haben. Etliche Heydniſche Mägdlein haben bey erfolgter Ehe ihrer Chriſtlichen Bräutigammen/ hingegen auch einige der Abgötterey vorhin ergebene neue Männer den wahren Glauben ihrer Ehe-Liebſten angenommen. Noch andere/ ſo offt mit der Chriſtlichen Hof-Jugend umgangen ſeynd/ wurden von ihnen bekehrt/ daß der Chriſtliche Nahmen in dem Pallaſt eines Heydniſchen Königes/ wo ſonſt der Teuffel allein war verehrt worden/ bis auf dieſe Stund von Tag zu Tag zunimmt. Die Schaar dern Dienern GOttes vermehrt ſich nebſt dem auch durch die kleine Kinder/ ſo von obgedachten Chriſtlichen Eheleuten gezeuget und nach der Geburt getaufft werden. Man will ſagen/ die

Zahl

Zahl ſolcher Hof-gefangener Chriſten beſtehe in 80. bis 90. Seelen/ deren etliche die Begierde zu denen Hochheiligen Sacramenten veranlaſſet hat die Miſſionarios zu beſuchen. Einer/ welchem eine kleine Reis war erlaubt worden/ hat den Ruckweeg mit Fleiß vergeſſen; dann er verfügte ſich nach der Landſchafft Carnate und ward bey unſern Miſſionariis zu einem eyferigen Catechiſten: er iſt unterdeſſen geſtorben/ und wird von jenen ſchmertzlich gemiſſet. Die übrigen trachten auf alle Weiſe unter verſchiedenen Vorwänden/ als einer Hochzeit/ eines Todes-Falls/ einer Heimſuchung und alſo weiters dergleichen Erlaubnuß auszuwürcken/ nur damit ſie von unſern Miſſionariis beſſer unterrichtet und mit denen heiligen Sacramenten verſehen werden. Etliche zwar haben ſich zu Patri Machado nach Elacurriſchi, andere aber zu mir nach Eilur verfügt und mich jedesmal über die maſſen auferbauet. Einer aus ihnen iſt ein Sohn meines Catechiſtens und in denen Sprachen ſtattlich erfahren; ſintemal er Tamuliſch/ Telonguiſch/ Maratiſch/ Türckiſch und Samuſeradamiſch redet: dieſe letztere iſt in Jndien die gelehrte oder heilige Sprach. Sie trachten von Zeit zu Zeit die Freyheit auszugehen/ auf daß ſie dem Gottesdienſt beywohnen mögen/ höher zu treiben. Als der König auf einen gewiſſen Tag ausritte/ drangen ſie durch den Gefolg hinter ihm darein/ und ſtellten ihm vor/ daß ſie von ſeinen Beamten gar zu genau verwachtet und faſt niemals aus dem Pallaſt gelaſſen wurden/ baten alſo/ der König/ welchen allein ſie als ihren Vatter liebten und ehrten/ mögte ihnen als ſeinen getreuen Kindern mehr Lufft laſſen; er hat ſie nicht allein gern angehört/ ſondern auch verſprochen nach ſeiner Zuruckkunfft ihre Bitt zu unterſuchen.

Wann der König ſie heut oder morgen frey entläßt/ ſo können aus denen Mannsbildern ſtattliche Catechiſten werden; weil ſie eines Theils die Sprachen vollkommentlich beſitzen/ andern Theils aber kaum zu einer andern Handthierung tauglich ſeynd. Womit ſich begeben wurde/ daß gleichwie GOtt dieſe Leut aus dem Kirchen-Licht in die Finſternuß eines Heydniſchen Pallaſts überſetzt hat/ damit die Finſternuß durch dieſelbe erleuchtet würde/ alſo auch der helle Schein Chriſtlicher Wahrheit aus der Burg-Veſten der Heydniſchen Finſternuß in das gantze Königreich ausgebreitet werde.

So weit gehen die Wort Patris de Bources.

Brief aus Türckey.

Numerus 149.

Auszug der Reis-Beſchreibung Des Herrn Pauli Lucas, eines Frantzöſiſchen Seefahrers.

Jnnhalt:

Auf was Weiſe die Frantzöſiſche Jeſuiter aus der Stadt Erzeron in Groß-Armenien vertrieben worden.

P. C.

DJe Armenier, ſo der Griechiſchen Trennung und Photianiſchen Ketzerey anhangen/ ſahen zu Arzeron oder Erzerum in Groß-Armenien der Catholiſchen Religion aufnahm/ mit ſo ſcheelen Augen an/ daß ſie denen Jeſuitern/ ſo derſelben vorſtunden/ faſt täglich neue Ungelegenheit gemacht haben. Nachdem dieſelbe aber vermerckt/ daß ſie jetztgedachte Miſſionarios mit allen dergleichen Räncken nicht vertreiben konten/ erdachte ihr Biſchoff ein Buben-Stuck/ welches von einem Prälaten niemand vermuthet hätte.

Dann/ weil er wuſte/ daß der Türckiſche Baſcha, welcher allda commandirte/ ein unerſättlicher Geitzhals ſeye/ gewanne er denſelben mit einem groſſen Stuck Gelds dergeſtalt auf ſeine Seiten/ daß dieſer zwar das Seinige zu Verweiſung dern Jeſuitern treulich beyzutragen verſprochen/ doch ihm annebſt ausgedungen hat/ der Biſchoff ſolle die Sach ſo weislich anſtellen/ daß er Baſcha derentwegen bey dem Groß-Sultan (in deſſen Schutz die Miſſionarii ſtunden) nicht einbüſſete.

Hierüber lieſſe der Biſchoff auf einen Tag alle ſeine Armenier an der Zahl zehen tauſend

zuſammen kommen und ſtellete ihnen vor / wie nothwendig wäre die Frantzöſiſche oder Fränckiſche Religion auszurotten; GOtt ſelbſt hätte ihm befohlen mit dem Strick um den Hals ſich ſamt ihnen zu dem Baſcha zu verfügen / und ihn dahin zu vermögen / daß er die Fränckiſche Prieſter fortſchaffe. Wann nun der Baſcha ſich widerſetzen würde / ſolte das Volck zuſammen ſchreyen / daß / ehe es einen Fränckiſchen Prieſter länger leiden wolte / daſſelbe vielmehr entſchloſſen wäre / das Land zu raumen. Der Biſchoff verſicherte anbey / ſie würden ihrer Bitt über viermal nicht widerholen / als ſich der Baſcha ergeben und in ihr Begehren einwilligen ſolte: weil GOtt deſſen Hertz auf ihre Seiten lencken würde / mit dem fernern Zuſatz / daß im Fall ſie ihm als dero Seelen-Hirten hierin nicht folgten / alle ewiglich verdammt wären; welches alles er mit einer ausbündigen Predig darzuthun ſich befliſſe; kaum hatte er ſolche beſchloſſen / als die Armenier einander ſelbſt aufgemuntert / und dem Biſchoff / daß ſie ihm folgen und gehorchen würden / einträchtig verſprochen haben.

Der auf ſolche Weiſe bethörte Pöbel machte ſich um zehen Uhr Vormittag an eben dem Tag / welchen der Biſchoff beſtimmt hatte / auf / und begabe ſich unter deſſelben Anführung (ein jeglicher nach dem Beyſpiel ihres Hirtens mit dem Strick um den Hals) zu dem Baſcha, welcher Anfangs ſich dem Schein nach hefftig erzürnete / und die Meutterer mit angemaſſeten Bedrohungen abwieſe; als aber dieſe immer ſtärcker darauff drangen / daß er entweder die Fränckiſche Geiſtlichkeit ohne weitern Verzug in das Elend ſchicken / oder aber gewärtig ſeyn ſolte / daß ſie alle mit Sack und Pack in das Elend ziehen / und ſich anderwärtig ſetzen würden: lieſſe er denen vornehmſten Hauptleuten / welche ihm von der Pforten zugeben waren / zu Rath anſagen / und hielte mit ihnen einen Divan, auf weſſen Gutachten er denen Meuterern zwar befohlen nach Haus zu gehen / welche aber mit noch gröſſerer Ungeſtüme antworteten / ſie wären nicht geſinnt nach Haus / ſondern in ein anderes Land zu ziehen / wann die Fränckiſche Prieſterſchafft fürhin ſolte gedultet werden. Da der Divan (welchen der Baſcha um keiner andern Urſach willen / als damit er ſich bey dem Groß-Sultan durch denſelben rechtfertigen mögte / verſammelt hatte) nun merckte / daß übel immer ärger werde und der Baſcha, ohne ſich dern Jeſuitern anzunehmen / es auf ſeinen (des Kriegs-Raths) Ausſpruch laſſe ankommen; ward endlich der Schluß gefaſſet / die Fränckiſchen Miſſionarii ſolten ſich / wie ſie ſtehen und gehen / unverzüglich aus der Stadt machen. Man vergönnete ihnen keine Zeit weder das geringſte wider dieſes Urtheil einzuwenden / noch etwas von ihren Fahrnuſſen mitzunehmen / ſondern ſie wurden gezwungen alles im Stich zu laſſen / und auf einen Augenblick nicht allein ihr Haus und Kirchen / ſondern auch die Stadt mit dem Rucken anzuſchauen.

So weit gehet der Bericht des Herrn Lucas, wie er ihn zu Erzerum ſelbſt in ſeiner Durchreiſe vernommen hat. Beſiehe hievon oben den vierten Theil Numero 93.

Nahmen

Dern Blut-Zeugen und Bekennern Chriſti / wie auch einiger gottſeligen Jungfrauen und Wittwen /

Welche entweders laut dieſes Sechſten Theils um des Glaubens willen hingerichtet worden / oder mit einem Nachruhm der Heiligkeit geſtorben ſeynd.

Numero 127. V. P. Andreas Serrano S. J. ſamt einem andern Miſſionario aus unſerer Geſellſchafft von vielen frommen Jünglingen begleitet / theils aus Eyfer die Heyden auf dem See-Land Palaos zu bekehren / theils aus liebreicher Begierde zwey allda ausgeſetzten und gantz verlaſſenen Prieſtern der Societät JESU zu Hülff zu kommen / fährt auf einem eigends hierzu gemieteten Fahr-Zeug dahin; leidet aber unter Weegs Schiff-Bruch / und ſtirbt mit denen Seinigen im Meer Anno 1711.

Num. 128. Ein Käyſerliche Prinzeßin in Sina wird von der Mutter GOttes ſelbſt bekehrt und ſtirbt ſelig / Anno 1710.

Num. 135. Bruder Bernardus Rhodes S. J. des Käyſers in China Leib- und Wund-Artzt ſtirbt bey Pecking mit groſſem Ruhm der Heiligkeit / Anno 1714.

Num. 139. Catharina Te-Gahkuita ein Irokiſche Jungfrau lebt heilig und GOtt würckt Wunder bey ihrem Grab.

Num. 140. Fünff Chriſten werden um des Glaubens willen von denen Iroken erbärmlich gemartert / nemlich

Stephanus Te-Gannonakoa 1690.

Franciſca Gonnanhatenha, 1692.

Margaretha Garonguas, 1693.

ihr Söhnlein Innocentulus 1693. und

Stephanus Haonhuantſiotauet.

Ein heilige Wittwe ſtirbt allda / Nahmens Joanna Guaſtahra.

Num. 145. und Num. 146. werden zwey Miſſionarii Soc. JEſu, nemlich P. Manduit und P. Courbeville aus Haß des Evangelii in Carnate mit Gifft getödtet / Anno 1714.

Num. 146. Viel Chriſten verſchmachten aus Armuth zur Zeit der Verfolgung von Devandapalle in Carnater-Land: andere aber werden zu Schinnaballabaram, da ſie denen Peſthafften dienen / ſelbſt angeſteckt und ſterben aus Liebe des Nechſten im Jahr 1713. und 1714.

In

In allem dreyzehen neue Himmels-Bürger / ohne die Schaar Apoſtliſcher Jünglinge / ſo mit V. Patre Serrano ertruncken; auch ohne die Zahl / ſo zu Devandapalle wegen der Verfolgung / oder zu Schinnaballabaram wegen Bedienung der Peſt-Siechen freywillig geſtorben ſeynd / mitzurechnen. Alle dieſe haben entſetzliche Drangſaln gelitten / aus welchen allen der HErr ſie errettet hat. Er bewahrt alle ihre Beine / damit keines zerſchmettert werde. Cuſtodit Dominus omnia oſſa eorum, unum ex his non conteretur. Pſalmo XXIII. 21. 22.

Was aber von dero Heiligkeit / wie nicht weniger von denen Wunderwercken / ſo in dieſem ſechſten Theil angeführet werden / urkundlich zu halten ſeye / ſolches auszumachen überlaſſe ich der allgemeinen Kirchen und dem Heiligen Apoſtoliſchen Stul.

Ende des VI. Theis.

In allem dreyzehen neue Himmels-Bürger / ohne die Schaar Apoſtliſcher Jünglinge / ſo mit V. Patre Serrano ertruncken; auch ohne die Zahl / ſo zu Devandapalle wegen der Verfolgung / oder zu Schinnaballabaram wegen Bedienung der Peſt-Siechen freywillig geſtorben ſeynd / mitzurechnen. Alle dieſe haben entſetzliche Drangſaln gelitten / aus welchen allen der HErr ſie errettet hat. Er bewahrt alle ihre Beine / damit keines zerſchmettert werde. Cuſtodit Dominus omnia oſſa eorum, unum ex his non conteretur. Pſalmo XXIII. 21. 22.

Was aber von dero Heiligkeit / wie nicht weniger von denen Wunderwercken / ſo in dieſem ſechſten Theil angeführet werden / urkundlich zu halten ſeye / ſolches auszumachen überlaſſe ich der allgemeinen Kirchen und dem Heiligen Apoſtoliſchen Stul.

Ende des VI. Theis.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stöcklein, Joseph, 1676-1733 / Probst, Peter / Keller, Franciscus

Allerhand so Lehr- als Geist-reiche Brief, Schrifften und Reis-Beschreibungen, welche von denen Missionariis der Gesellschafft Jesu aus beyden Indien, und andern uber Meer gelegenen Ländern, seit Anno 1642 bis 1726 in Europa angelangt sind
Bd.: [1],6=6

Augspurg ; Grätz 1728

Res/4 Jes. 350 v-5/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10903773-6
VD18 15493083-001